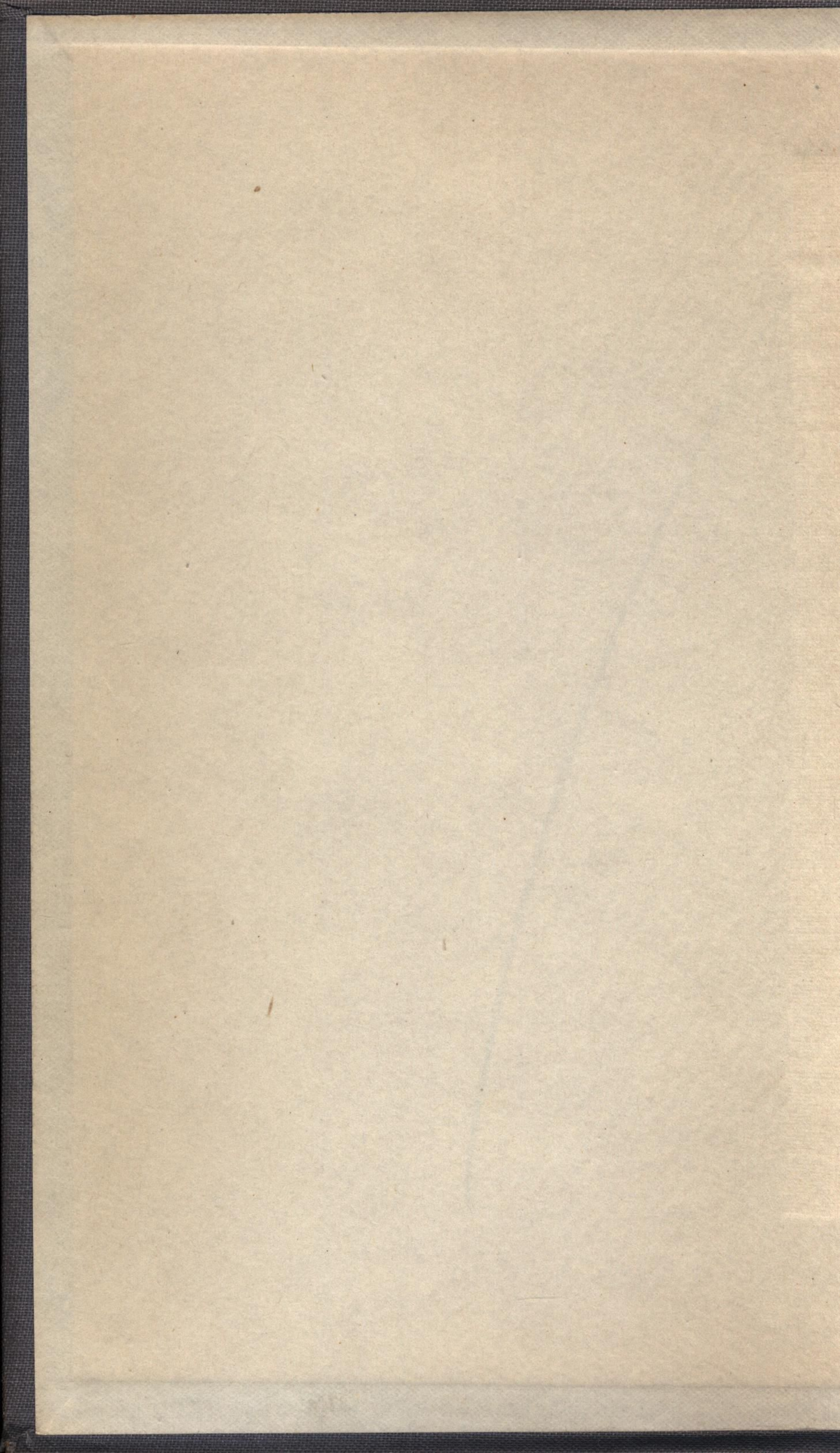
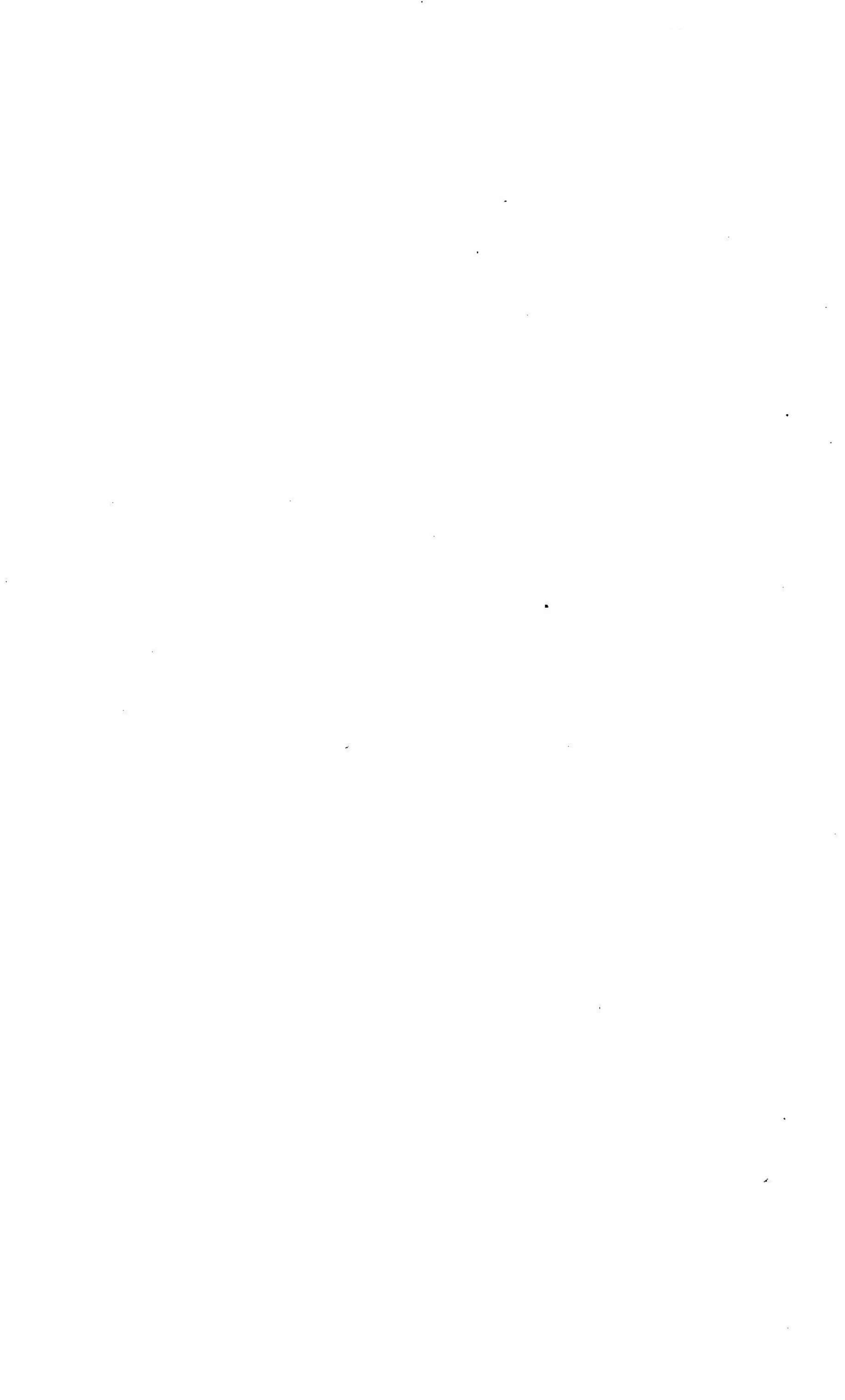
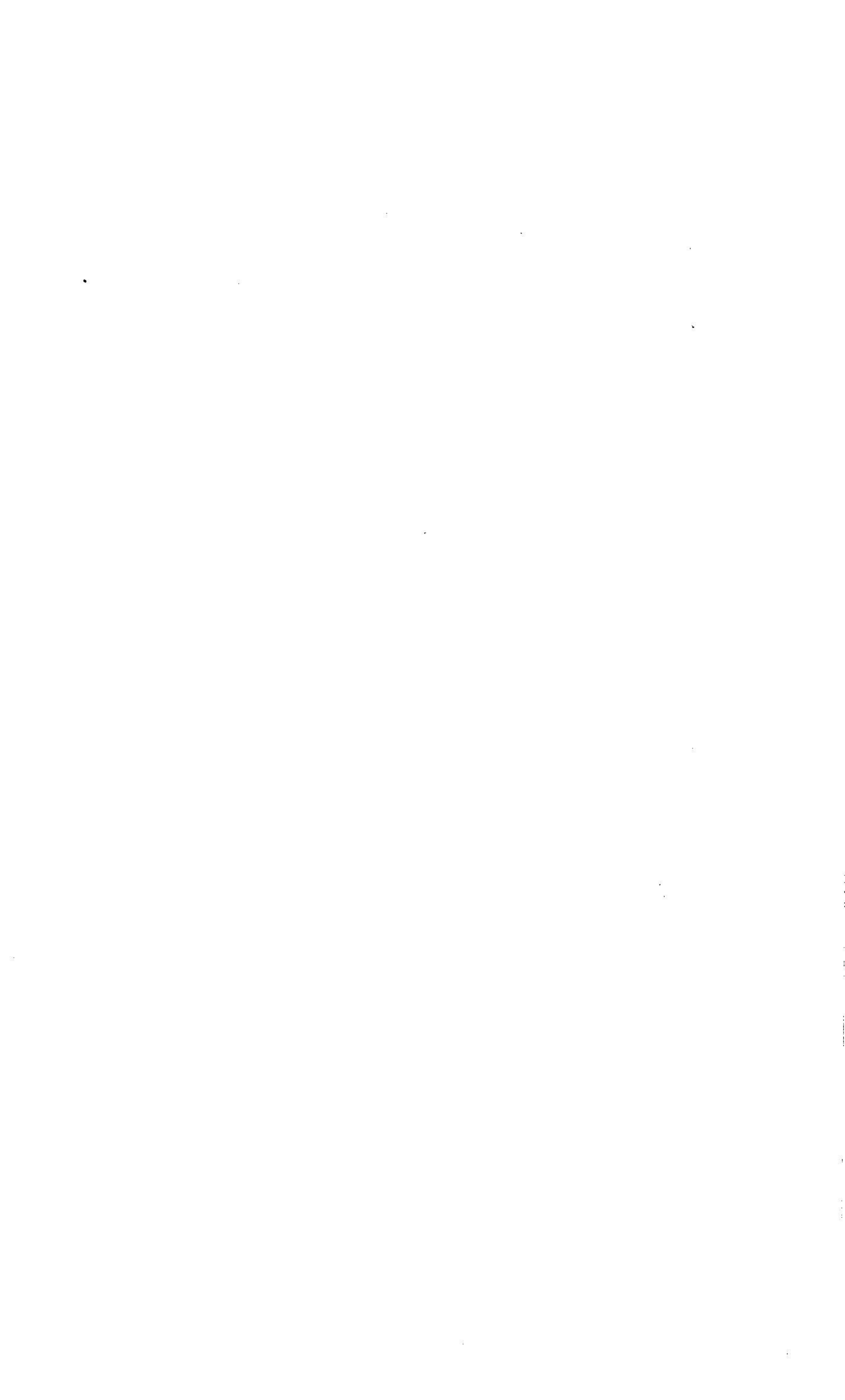
MIRKO JELUSICH

DER
TRAUM VOM REICH









Mirko Jelusich . Der Traum vom Reich

Mirko Jelusich

Der Traum vom Reich

Roman

Safari-Verlag, Berlin

Druck von G. Kreysing in Leipzig . Printed in Germany

Der Kaiser ist tot

Die Armen aus dem Soldatenspital vor dem Schottentor und aus dem kaiserlichen Hofspital eröffnen den Trauerzug. Ihre müden, blicklosen Augen blinzeln ins Licht der Fackeln, ihre zitterigen Füße stolpern in die Dunkelheit hinein. Sie, die dem Tode am nächsten stehen, scheinen vor allen anderen berufen, ihn zu grüßen, den Allbeherrscher, dessen Walten auch vor dem Träger der höchsten weltlichen Würde dieser Erde nicht haltmachte, vor dem Kaiser Leopold, dem Ersten seines Namens.

Es folgen die geistlichen Orden, zahllos nach Namen und Mitgliedern, geringe und vornehme, Bettelmönche und Gelehrte, fanatische Eiferer des Glaubens und lächelnd Wissende, deren Erkenntnis über alle geistigen Grenzen hinauszusehen gewohnt ist: Augustiner und Paulaner, Karmeliter und Trinitarier, Dominikaner und Minoriten, Franziskaner und Benediktiner, Barfüßer und Barnabiten. In ihren schwarzen, weißen, braunen Kutten muten sie an wie Abteilungen des Heeres der Ecclesia militans, und ihre Haltung, aus salbungsvoller Würde und trotzigem Selbstbewußtsein gemischt, entspricht diesem Augenschein. Es ist, als nähmen sie den Toten völlig für sich in Anspruch, als wollten sie durch ihre Mienen ausdrücken, daß alle irdische Pracht und Herrlichkeit in dem großen Geheimnis münden, als dessen alleinige Verwalter sie sich fühlen.

Der Rat der Stadt Wien schließt sich an, mit dem Bürgermeister Jakob Daniel Tepser an der Spitze, und das kaiserliche Stadt- und Landgericht, geführt von seinem Vorsitzenden Johann Franz Wenighofer. Auch hier viel Würde, unterstützt durch lange, wallende Talare und lange, wallende Perücken.

Die adeligen Landstände von Niederösterreich warten, wann die Reihe an sie kommt, sich in den Zug einzugliedern. Nachlässig spielt die Hand des Landmarschalls, des Grafen von Abensperg und Traun, mit seinem langen Stabe, indes das goldene Vließ, dessen Kette auf seiner breiten Brust liegt, im Fackelschein prunkvoll aufleuchtet. Wie der Hirt einer erlesenen Herde steht er da, ruhig und in sich gesammelt, des Augenblickes wartend, da er das Zeichen zum Schreiten geben kann.

Einer der Herren, die hinter ihm stehen, deutet mit verstohlener Geste auf ihn.

„Sehen Sie," sagt er halblaut zu seinem Nachbarn, „wie der Traun sich gehabt. Als hätte er das Leichenbegängnis angeordnet und sei nun zufrieden, daß alles nach Sitte und Ordnung läuft."

„Er hat auch seine Sorgen," erwidert der andere, „aber er weiß sie wohl zu verbergen."

„Sorgen," fällt der erste lebhaft ein, „haben wir alle. Par Dieu, mein lieber Khuendorff, es ist heute kein sonderliches Pläsier, römischer Kaiser zu sein." Er will weiterreden, doch da hebt der Landmarschall seinen Stab, und die Gruppe der adeligen Landstände setzt sich in Bewegung.

Eine Zeitlang schreiten die beiden schweigend im Zuge nebeneinander her. Es ist ganz still, selbst das Trauergeläute der Kirchenglocken hat ausgesetzt. Man hört nur das Scharren und Schleifen der Schritte und den dumpfen, verhaltenen Schall der Trommeln, dessen Rhythmus sich alle unwillkürlich einfügen. Dann hebt der erste wieder an, das Gespräch dort fortsetzend, wo seine weitergesponnenen Gedanken sich wieder zu Worten formten:

„Es wird vieles anders werden, mein' ich."

„Der Salm wird Obersthofmeister," gibt der andere mit gleich gedämpfter Stimme zurück.

„Und damit der mächtigste Mann im Staate," ergänzt der erste. „Das mögen auch dem Traun seine Sorgen sein."

„Die und andere," nickt Khuendorff. „Die ungarische Rebellion könnte leicht auf Niederösterreich übergreifen. Vor drei Jahren waren die Kuruzen vor Wien."

„Ich versteh' nicht, daß man mit dem Rakoczy nicht fertig wird. Es ist kein Ernst bei der Sache, scheint mir."

„Kein Geld vor allem. Der Savoyer hat's ja selber gesagt: Wenn fünfzigtausend Gulden nötig wären, das Reich zu retten, vermöchte man dem Übel nicht zu steuern."

„Das macht der Bankrott des Oppenheimer. Die Juden hatten uns ja völlig in der Hand."

„Mein lieber Reidlinger, sie waren die einzigen, die Mittel zu beschaffen wußten für den französischen Krieg. So haben sie sich einzunisten gewußt."

„Und sind nicht wieder 'rauszukriegen — es sei denn mit Gewalt."

„Und dann? Wer zahlt den Krieg?"

„Soll man sich ans Wallenstein'sche Rezept halten: der Krieg ernährt den Krieg."

Khuendorff sieht verstohlen um sich, versetzt dann noch leiser:

„Den Namen Wallenstein sollten Sie besser nicht nennen, Reidlinger. Denen in der Hofburg liegt der Schrecken immer noch in den Knochen."

„Er ist doch tot — seit siebzig Jahren."

„Er könnt' wieder auferstehen."

„Sie meinen —? Nein, Eugenius ist kein Wallenstein."

„Und Joseph kein Ferdinand," setzt Khuendorff hinzu. „Aber die Patres Jesuiten gehen auf Numero Sicher."

„Ich glaub' —" nun senkt auch der Freiherr von Reidlinger seine Stimme — „die Patres Jesuiten werden zu tun haben, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Der junge Herr ist ihnen nicht freundlich gesinnt."

„Wird ein harter Kampf werden," meint Graf Khuendorff achselzuckend.

Wieder schweigen sie, verhalten den Schritt, da im Zuge

eine Stockung eingetreten ist. Sie stehen gerade in der Biegung der Klostergasse, so daß sie den Zug nach beiden Seiten übersehen können. Reidlinger späht rückwärts, am Hofstaat vorbei, von den Referendarien, Kammerherren und Geheimen Räten, die in dem sorgfältig geordneten Trauergefolge ihren Platz unmittelbar hinter den adeligen Landständen Niederösterreichs haben, bis zu den kaiserlichen Hofmusikanten, die den Abschluß des Hofstaates bilden.

„Nun wird's wohl auch mit der Musica vorbei sein," bemerkt er, „die des Hochseligen höchste Vergnügung gewesen. Wie oft hab' ich ihn am Claviercymbel sitzen sehen, sich Kummer und Bängnis von der Seele zu spielen."

„Es entsprach seiner milden Gemütsart," setzt Khuendorff hinzu. „Josephus ist aus härterm Stoff geformt: dem klingen Feldschlangen und Karthaunen besser ins Ohr als die sanften Klänge der Zither."

„Und es ist auch gut so," betont Reidlinger mit Nachdruck. „Glauben Sie mir, Khuendorff. Nur ein eisernes Herz wird diese Zeit zu meistern vermögen."

„Sie glauben an den jungen Kaiser?" fragt der Graf mit einem tiefen Blick.

„Sie nicht?" fragt Reidlinger verwundert zurück.

Khuendorff zögert mit der Antwort, beginnt dann langsam überlegend zu sprechen:

„Ich — möchte es gerne. Aber ich kenne zu gut die Historie des Erzhauses, als daß ich Ihr jugendliches Feuer zu teilen vermöchte. Wie oft haben wir es erlebt, daß ein junger Herrscher mit besonderm Eifer zu regieren anhub, um nach wenigen Jahren entmutigt dem alten Schlendrian zu weichen. Die Glieder des Hauses Habsburg sind alle besten Willens; aber es ist, als würden sie alle schon in der Jugend gebrochen, also daß sie nicht mehr die Kraft finden da, wo solche vonnöten wäre." Er schweigt, setzt sich, da der Zug in Bewegung kommt, wieder in Schritt.

„Josephus ist anders," versichert Reidlinger. „Sie selbst sagten ja, er sei aus härterm Stoff geformt."

„Als der allzumilde Leopold," berichtigt Khuendorff seufzend.

„Als alle andern," beharrt der Freiherr. „Ich kenne Habsburgs Historie so gut wie Sie, Bester. Und ich sage Ihnen, daß er an Kraft und Geistesgaben einem einzigen zu vergleichen ist: dem großen Kaiser Rudolphus, dem Gründer des Erzhauses."

„Möge er erfolgreich sein wie dieser," schließt Graf Khuendorff das Gespräch ab. „Das Ende ist immer das gleiche."

Der Zug hat die Kapuzinerkirche auf dem Neuen Markte erreicht, die in ihren umfangreichen Kellergewölben die Kaisergruft birgt. Auf diese deutet der Graf, seine Worte erklärend. Der Zug schwenkt ein, umgibt im Halbrund den freien Platz vor der Kirche. Die letzte Zeremonie, ohne die nie ein Habsburger begraben wird, beginnt.

Von zwölf Kammerdienern getragen, indes vierundzwanzig Kammerherren den Saum der Decke halten und achtzehn Edelknaben die düstere Pracht des Schauspieles beleuchten, nähert sich der Sarg der Klosterpforte. Sie ist verschlossen. Der Obersthofmeister des verstorbenen Kaisers tritt vor, nähert sich ihr gemessenen Schrittes, klopft mit seinem Stabe dreimal dran. Hell, hart fallen die Schläge in die Totenstille. Dann drin im Kloster, jenseits der verschlossenen Pforte, eine dünne, zittrige Greisenstimme:

„Wer pocht?"

„Leopold, seines Namens der Erste," hallt die volle Stimme des Obersthofmeisters, „erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien und Slavonien König, Erzherzog in Österreich, Herzog zu Burgund ..."

Es ist der sogenannte ‚große Titel', den der Obersthofmeister ausruft, mit der Geläufigkeit langjähriger Übung, Na-

men um Namen, bis zum ‚Grafen von Hohenems' und der merkwürdigsten aller Würden, dem ‚König von Jerusalem'.

Abermals jene tote Stille und abermals jene zittrige Greisenstimme:

„Den kenne ich nicht."

Zum zweitenmal pocht der Stab des Obersthofmeisters an die Pforte, zum zweitenmal die Frage des greisen Paters Guardian.

Diesmal ist die Antwort kürzer: es ist nur der ‚kleine Titel', den der Obersthofmeister verkündet; aber der Kronen und Würden sind noch genug darin, und auch diesmal erfolgt die herbe Abweisung:

„Den kenne ich nicht."

Ein drittes Mal die hallenden Schläge, ein drittes Mal die Frage des Guardians:

„Wer pocht?"

„Dein Bruder Leopold," erwidert der Obersthofmeister mit gedämpfter Stimme.

Nun erst öffnet sich die Pforte, der Sarg schwankt die wenigen Stufen empor, verschwindet in dem engen Durchlaß...

Es lebe der Kaiser!

Regiment um Regiment tritt zur Eidesleistung an. Noch tragen die Fahnen die langen, schwarzwallenden Flore, noch sind die Trommeln mit schwarzem Tüll umhüllt; aber da sie alle, Mann für Mann, die Formel nachsprechen, die ihnen die Obersten vorlesen, da sie alle in den Ruf einstimmen: „Vivat Josephus!", ist ihnen keine Trauer anzuerkennen, Eugenius, der Sieger in zahllosen Schlachten ist bei ihnen, und sie brennen darauf, sich zu schlagen und die Scharten des vergangenen Jahres auszuwetzen.

Ein Aufatmen geht durch die abgehetzten, an allen Lebensnotwendigkeiten Mangel leidenden Truppen, als sie die wohlbekannte schmächtige Gestalt, das magere, unschöne Gesicht mit den großen, forschenden Augen wieder sehen. Sie wissen, daß es nun vorbei ist mit Mangel und Not, vorbei auch mit dem ziel- und zwecklosen Umherziehen, das meist vor der Übermacht eines vorzüglich verpflegten, reich ausgestatteten Feindes zu enden pflegte und dann nach kurzem, verlustreichem Gefecht in einen überstürzten Rückzug ausartete: der Prinz wird ihnen alles beschaffen, dessen sie entbehren, er wird sie vor allem den Weg des Sieges führen, den er, der Niedergeschlagene, so gut zu finden weiß wie kein anderer.

Der, an den sich so viele Hoffnungen und Erwartungen knüpfen, steht inzwischen mit seinen Generalen im alten Rathause von Rovereto. Er ist schlimmer Laune und gibt sich gar keine Mühe, es zu verbergen.

„Wie soll ich Krieg führen?" ruft er. „Die Kassen und Magazine leer, die Soldaten halbnackt wie Bettler und so ausgemergelt, daß sie im Straßengraben liegen bleiben, wenn man sie nur eine halbe Stunde weit fortschickt, keine Zelte, um das Heer vor der Unbill der Witterung zu schützen, ja

nicht einmal Uniformen, wie sie heute selbst jeder bessere Räuberhaufen besitzt!"

„Meine Truppen sind in Ordnung," wirft ein breitschultriger, vierschrötiger General in preußischer Uniform ein.

Eugen heftet seine großen Augen auf ihn.

„Ich sah es mit Genugtuung, lieber Fürst," antwortet er. „Sie wollen nur nicht vergessen, daß Ihre Truppen eben erst ihre Garnisonen verlassen haben, indes die kaiserlichen Heere sich seit Jahren in Italien herumschlagen." Sein Ton, der gelinder worden war, steigert sich wieder zu unbeherrschter Heftigkeit. „Es sind nicht einmal so viel Truppen da, wie man mir versprach. Achtundzwanzigtausend waren ausgehandelt; mit aller Mühe vermag ich deren kaum zwanzigtausend zu zählen. Wo ist der Rest?"

Ein älterer Herr, der einzige Zivilist in der militärischen Versammlung, räuspert sich, setzt dann zögernd an:

„Der Aufstand in Bayern hat es notwendig gemacht, eine größere Macht in das aufrührerische Land zu schicken."

Ein höhnisches Lächeln zuckt über Eugens Gesicht.

„Natürlich," sagt er bitter. „Erst bringt man ein armes Volk zur Verzweiflung, und wenn es sich dagegen wehrt, zieht man alle verfügbaren Truppen zusammen, es niederzuwerfen."

„Der Kurfürst ist ein Rebell gegen Kaiser und Reich," wendet der ältere Herr in mißbilligendem Tone ein.

„Der Kurfürst, zugestanden; aber nicht sein Volk. — Ich weiß, was Sie sagen wollen," schneidet er einen neuen Einwand des Hofherrn ab. „Aber man kann von Menschen, denen von Kindesbeinen an die Liebe zum angestammten Herrscherhaus als höchste Pflicht gepredigt wurde, nicht verlangen, daß sie mit eins ihr Herz für das Haus Österreich entdecken — besonders nicht, wenn ihnen diese Liebe mit Repressalien und Exekutionen eingebläut wird."

„Es ist nichts wider das Gesetz geschehen," eifert der Hofherr.

„Mich dünkt," versetzt Prinz Eugen herb, „das Gesetz haben sich die Herren Kommissarii meist selbst gemacht. — Nun," bricht er ab, „das wird nun alles anders werden. Gottlob gibt es Wege zu des Kaisers Ohr, die nicht über den Beichtstuhl gehen." Er beugt sich über die Karte, wechselt das Gespräch. „Eine erfreuliche Nachricht mußte ich gleich bei meinem Eintreffen vernehmen," bemerkt er beißend. „Mirandola ist gefallen? Wie war das möglich?"

„Nach tapferster Gegenwehr," wirft einer der hohen Offiziere ein.

Wie immer, wenn einer sich vernehmen läßt, hat der Sprecher zunächst den Blick der großen, forschenden Augen zu ertragen.

„Ich mache dem Grafen von Königseck keinen Vorwurf," sagt dann der Savoyer bedächtig. „Es mag um ihn und seine Soldaten so ähnlich gestanden haben, wie ich es hier überall antreffe. Aber dennoch," beharrt er, „Mirandola ist ein fester Platz —"

„Das Gebiet um Ferrara," nimmt der Offizier wieder das Wort, „ist päpstlich."

„Genug," unterbricht ihn der Prinz spöttisch. „Ich verstehe. Seine Heiligkeit gönnt uns den Himmel, aber nicht die Erde."

„Die päpstlichen Kommandanten begünstigten die Franzosen auf unverhohlene Art."

„Ich kann mir's denken," nickt Eugen. „Die frommen Seelen halten es gern mit dem Stärkern." Seine Gedanken springen. „Wie stark ist der Feind?"

„Vendome und der Großprior zählen zusammen an die vierzigtausend Mann."

„Und wir —" Eugen bewegt wie rechnend die Finger — „zwanzigtausend, und Starhemberg höchstens noch zehntausend. Also zehntausend zu wenig. — Nun, es muß gehen." Die Erregung der ersten Minuten ist von ihm abgefallen, seine Miene zeigt gespannte Ruhe. „Ihre Gedanken, meine

Herren, über unsere nächsten Bewegungen?“ Er sieht fragend um sich.

„Wir können uns nur defensiv verhalten,“ bemerkt ein älterer General. „Die Pässe nach Tirol sind gesperrt, und mit Mirandola haben wir den letzten Stützpunkt jenseits des Mincio verloren.“

„Die Franzosen stehen in unangreifbaren Positionen, durch die oberitalienischen Festungen gedeckt,“ stimmt ihm ein zweiter zu. „Es ist unmöglich, einen der Übergänge zu forcieren.“

Der Savoyer steht schweigend, mit untergeschlagenen Armen, wartet.

Der Preuße ist der nächste, der das Wort nimmt.

„Wir können den Herzog Amadeus, der hart bedrängt wird, nicht im Stich lassen. Mein Rat ist, drauflos zu marschieren. Irgendwo wird sich doch wohl eine Lücke finden, durch die wir hindurchschlüpfen können.“

„Das meine ich auch,“ stimmt ihm eifrig ein jüngerer General zu. „Es wäre doch lächerlich, wenn die paar Franzosen uns in Schach halten könnten!“

Prinz Eugen lächelt, legt den beiden die Hände auf die Schultern.

„Der württembergische Hirsch und der dessauische Bullenbeißer!“ ruft er vergnügt. „Sie gefallen mir, Messieurs!“

„Sind Eure Hoheit nicht meiner Meinung?“ fragt der Dessauer etwas steif.

„Zumindest gefällt sie mir besser als die zuvor geäußerten,“ erwidert der Prinz aufgeräumt. „Für die Defensive bin ich nicht geschaffen. Ich liebe es, den Stier bei den Hörnern zu packen.“

„Wir marschieren also?“ ruft der Dessauer mit funkelnden Augen.

„Wir marschieren,“ nimmt Eugen das Wort des Fürsten auf, „zunächst an den Gardasee, um uns mit Starhemberg zu vereinigen. Von dort mag uns Gott weiterhelfen.“

Der junge Herr

Es ist kein Möbelstück verrückt worden im kaiserlichen Kabinett der Hofburg zu Wien; selbst das dünnbeinige Clavicymbel, auf dem der verstorbene Kaiser zu spielen liebte, steht noch auf seinem Platz; dennoch ist es, als scheine die Sonne heller ins Gemach, als sei die feierliche Schwermut, die langjährige Herrscherin in diesen Räumen, gebannt von einer Heiterkeit, die sich alle Dinge dienstbar zu machen wußte.

Diese Heiterkeit scheint von dem jungen Manne auszugehen, der hinter dem riesigen Schreibtisch sitzt. Nicht nur das vornehme, goldbetreßte Jägergewand aus grünem Samt strömt sie aus, es ist, als leuchte sie unmittelbar aus dem gesund gefärbten, lachenden Gesicht, das sich unter einem Strahlenglanz von blonden, etwas zerzausten Haaren dem etwas ernsthaften Besucher zuwendet.

„Nun, Salm," eröffnet der anmutige junge Mann das Gespräch, „was gibt es Neues?"

Der Angesprochene, Obersthofmeister Fürst Salm, räuspert sich, setzt an:

„Eure Majestät —"

Aber er wird unterbrochen. Der junge Mann hinter dem Schreibtisch rümpft die Nase, deutet mit der Reitgerte, die er zwischen den Fingern dreht, auf die feierliche Hoftracht des andern, bemerkt mißbilligend:

„Noch immer in Schwarz! Warum, Salm? Sie müssen doch nicht Trauer tragen wie ich, der ich ihr —" er streicht an sich herunter — „so oft wie möglich zu entrinnen strebe. Abwechslung, mein lieber Salm, Abwechslung! Diesen Anzug habe ich mindestens ein dutzendmal schon gesehen. Sind Sie denn mit ihm verheiratet?"

Ein flüchtiges Lächeln geht über das Gesicht des Fürsten.

„Sire," erwidert er, „wenn Sie uns zur Polygamie mit unseren Kleidern verführen wollen, so werden Sie bald arme Diener haben — oder unredliche," setzt er leiser hinzu.

Der Kaiser, ein Liebhaber witziger Bemerkungen, lacht hell auf.

„Das wollen wir nicht," ruft er, immer noch lachend. „Bleiben Sie also in Gottes Namen bei Ihrer angetrauten Tracht. — Und nun zu den Geschäften. Was bringen Sie?"

Der Obersthofmeister tritt näher, legt das goldbestickte Portefeuille, das die Akten enthält, vor den Kaiser. Er will es aufschlagen, aber eine weiße Hand legt sich auf die seine.

„Lassen Sie es mich doch erst einmal betrachten," bittet der Kaiser.

„Eure Majestät werden es noch oft genug sehen."

„Möglich. Aber zunächst ist es mir neu." Die weiße Hand streicht leicht darüber. „Samt — grüner Samt." Joseph blickt auf, lacht wieder. „Wie aus meinen Hosen geschnitten, nicht?" Er blickt in die etwas verwunderten Züge des Fürsten, setzt stiller fort: „Begreifen Sie mich doch, Salm. Niemand weiß besser als ich um die Güte meines hochseligen Herrn Vaters, aber —" nun bricht es aus ihm heraus — „mir war immer, als könnt' ich nicht richtig atmen in diesen Räumen." Sein Blick, um Verstehen werbend, verschleiert sich. Gesammelt, fast trocken wechselt er in einen geschäftlichen Ton hinüber: „Ihr Bericht, Salm?"

Der Obersthofmeister schlägt das Portefeuille auf, ohne nochmals daran gehindert zu werden.

„Zunächst wäre der herkömmliche Kapitulationsrevers an die Kurfürsten zu fertigen, Eure Majestät. Es sind —"

„Ich weiß schon," unterbrach ihn der junge Kaiser. „Die Sondervorteile, die sich die großmächtigen Herren auf Kosten des Reiches zu verschaffen wußten." Er blättert in den Bogen. „So viele?"



Fürst Salm



„Der Revers mußte für jeden einzelnen der Kurfürsten gesondert ausgefertigt werden."

Joseph nimmt das erste Blatt zur Hand, will zu lesen beginnen, stutzt.

„An den Erzbischof von Köln? Vielleicht an den Herzog von Bayern auch?"

„An jeden, Eure Majestät!"

„Was! Soll ich pflichtvergessenen Fürsten, die sich mit dem König von Frankreich wider das Reich verbündeten, ihre Gerechtsame verbürgen?!" Er sucht, zieht ein zweites Blatt hervor. „Da haben wir's ja: An den allerdurchlauchtigsten, hochmögenden Fürsten und Herrn Maximilian Emanuel, Kurfürst des heiligen römischen Reiches, Herzog von Bayern –" Er liest nicht weiter, zerknüllt beide Blätter zorngeröteten Gesichtes, wirft sie zu Boden. „So!"

„Eure Majestät —"

„Reichsverräter haben ihr Recht verloren. Von heute an weht ein anderer Wind. — Die andern Reverse will ich unterschreiben." Er greift nach der Feder, die ihm der Fürst hinreicht, setzt unter jedes der übriggebliebenen Blätter mit raschem Schwunge seinen Namenszug. Da er die Feder hinlegt, lacht er wieder. „Die Motion hat mir wohlgetan. Nun bin ich bereit, Sie weiter anzuhören, Salm. Fahren Sie fort."

„Es ist die Erbhuldigung der österreichischen Lande und Stände anzuordnen." Der Obersthofmeister schiebt das Blatt näher.

„Muß ich das lesen? Sagen Sie mir kurz den Inhalt. Mit dem Studium dieser endlosen Floskeln geht nur kostbare Zeit verloren."

„Eure Majestät beauftragen den Landmarschall, sich mit dem Freiherrn von Seilern, dem Herrn von Sintzendorff und mir ins Benehmen zu setzen, auf daß die Huldigung zu gehöriger Zeit und auf gehörige Weise vor sich gehen möge."

„Und darum so viele Worte? Geben Sie her!" Er unterschreibt. „Das Nächste?"

„Ein Bericht Seiner Hoheit des Feldmarschalls Eugenii Prinzen von Savoyen."

„Der will genau betrachtet werden." Der Kaiser greift nach dem Blatt, lehnt sich bequemer zurück.

„Er ist nicht eben erfreulich zu lesen," gibt Fürst Salm zu bedenken.

„Um so strenger muß ich ihn prüfen," wirft der Kaiser, schon in die Lektüre versunken, zerstreut hin. „Der Prinz schreibt nichts, was nicht von höchster Wichtigkeit wäre." Er liest aufmerksam Zeile um Zeile, die Stirn gerunzelt, an den Lippen nagend. Ein- oder zweimal schüttelt er den Kopf.

Endlich hat er zuende gelesen, legt das Blatt hin, stützt die geballte Faust darauf.

„Sie haben den Bericht gelesen, Salm?"

„Ja, Eure Majestät."

„Der Prinz hat mit jedem Worte recht. Mit einem solchen Heer könnte selbst ein Caesar oder Alexander keine Siege erringen."

„Eure Majestät — die Leere der Kassen —"

„Leere der Kassen! Was! Für die Armee muß Geld beschafft werden!" Sein gebieterischer Blick begegnet einem hilflosen Achselheben. Die Finger der Faust lösen sich zuckend, trommeln kriegerisch auf dem Berichte des Prinzen Eugen. „Der Prinz verlangt achthundertausend Gulden. Wann können sie ihm gesandt werden?"

„Überhaupt nicht, Eure Majestät."

„Was, überhaupt nicht! Haben Sie nicht gelesen, daß der Prinz seinen eigenen Kredit verpfänden mußte, um den Soldaten Brot kaufen zu können? Das Geld muß her, Salm, muß, verstehen Sie?"

„Eure Majestät — die Juden leihen nichts mehr."

„Ich würde von ihnen auch nicht borgen. Liechtenstein hat sich in meinem Auftrage der Mühe unterzogen, die Rechnungen zu überprüfen. Saubere Dinge sind da zum Vorschein

gekommen! Die Hebräer brachten das Geld unter sich auf, zu Wucherzinsen von zehn, ja zwölf Prozent, ließen sich die reichsten Provinzen verpfänden, bestachen die Beamten, um das Land besser und schneller aussaugen zu können — und machten am Ende schwindelhaften Bankrott, so daß alle Welt betrogen war. Und wer zahlt am Ende die ganze Zeche? Das Reich!" Er hat sich wieder in Zorn geredet, die Faust, wieder geballt, schlägt heftig auf den Bericht Eugens.

Fürst Salm steht schweigend, unbeweglich. Der Kaiser blickt ihn an, ringt um Fassung, sagt endlich in gezwungen ruhigem Tone:

„Wieviel können wir dem Prinzen unverzüglich senden?"

„Höchstens zweihunderttausend Gulden."

„So soll er diese gleich erhalten, und für den Rest ist zu sorgen. — Weiter!" Es klingt wie ein kurzes, schmetterndes Kavalleriesignal.

Der Obersthofmeister hätte dem Kaiser gern über die bayrischen Wirren berichtet, die sich immer bedrohlicher gestalten. Doch angesichts des kaum unterdrückten Zornes seines Herrn beschließt er, den Bericht für eine schicklichere Gelegenheit zu verschieben. Nur über den ungarischen Aufstand muß er mit ihm sprechen: aber er geht auch an diesen heiklen Punkt mit äußerster Vorsicht heran.

„Das Ableben Seiner Majestät des verewigten Kaisers," beginnt er tastend, „scheint mir die Möglichkeit zu bieten, der ungarischen Rebellion ein Ende zu setzen."

Die bloße Erwähnung des Aufstandes treibt neue Zornesröte in die Wangen des Kaisers; aber er beherrscht sich, und nur leises Donnergrollen ist in seiner Stimme, da er antwortet:

„Solang die Rebellen das ganze Land in der Hand haben? Ich wüßte nicht wie. Was überhaupt hat der Tod meines Herrn Vaters mit einer Pazifikation zu tun?"

„Daß man Eurer Majestät die Fehler früherer Jahre billig nicht anrechnen kann." Salm wartet auf ein Wort des

Kaisers, setzt, da es nicht erfolgt, fort: „Unleugbar hat der Wiener Hof sich vielfach über Recht und Gesetz hinweggesetzt. Man hat Ungarn wie ein erobertes Land behandelt —"

„Das war es ja auch," wirft Joseph heftig ein. „Wir mußten es erst den Türken entreißen."

„Der Schutz des Landes ist die beschworene Pflicht des Königs," versetzt Fürst Salm gelassen.

Seine kühne Sprache, weit entfernt, dem Kaiser zu mißfallen, gibt diesem seine völlige Ruhe zurück.

„Sprechen Sie weiter!" fordert er den Fürsten auf.

„Man hat," fährt dieser fort, „an Stelle der einheimischen Magnaten Fremde auf die maßgebenden Posten gesetzt, man hat den kleinen Adel von seinen Sitzen vertrieben, man hat das gemeine Volk in Elend versinken lassen; man hat alle beschworenen Freiheiten der Sitte, des Brauchtums, der Religion mißachtet. Eure Majestät, das sind Dinge, die man einer ehrliebenden Nation nicht straflos antun kann. Ich schmeichle mir, Ihr treuer Diener zu sein; aber ich weiß nicht, was ich täte, wenn ich dulden müßte, was Adel und Volk in Ungarn erduldet haben."

Der junge Kaiser blickt rasch auf, ein verstohlenes Lächeln fliegt über seine Züge. Ein Witzwort scheint auf seinen Lippen zu schweben. Aber er unterdrückt es, wendet sich zum nötigen Ernst zurück, fragt ruhig, fast sanft:

„Was also würden Sie an meiner Stelle tun?"

„In diesem Ton, den Eure Majestät anzuschlagen geruhen, würde ich mich an die ungarische Nation wenden; ich würde allgemeine Amnestie versprechen, Abstellung aller neu eingerissenen Übelstände — und vor allem strenge Beobachtung aller Verpflichtungen, die Sie bei Ihrer Krönung zum König von Ungarn beschworen haben."

„Und Sie glauben, das würde genügen, die Malkontenten zur Untertanentreue zurückzuführen?"

„Einen Teil von ihnen, vielleicht den größten, zweifellos; den unbelehrbaren Rest aber würde es ins Unrecht setzen."

„Und was wäre mein Vorteil dabei?“

„Ein reines Gewissen, wenn Sie die noch Widerstrebenden mit aller Macht zu Boden zwingen.“

Abermals empfindet der junge Kaiser heimliches Wohlgefallen an der kühnen Redeweise des Fürsten. Allerdings würde er diese bei keinem andern dulden wie bei seinem einstigen Erzieher.

„So will ich nach Ihrem Rate tun,“ sagt er nach einiger Überlegung. „Gott gebe, daß es zum Guten führt.“

„Ferencz —" Graf Bercsenyi hält inne, bricht in ein unbändiges Gelächter aus. „Bin ich in einem Feldlager oder in einer Schreibstube? Was, zum Henker, treibt ihr da?"

Rakoczy blickt, indes Karolyi weiterschreibt, flüchtig auf, murmelt:

„Ah, Bercsenyi! Was bringst du?"

„Gute Nachricht!" ruft Bercsenyi mit seiner dröhnenden Stimme.

„Laß hören!" Rakoczys Kopf senkt sich wieder über seine Schreibarbeit.

„Nein, erst sagt mir, was euer Tun bedeuten soll?"

Rakoczy greift nach der Mitte des Tisches, hält seinem alten Freund und Kampfgefährten einen engbedruckten Zettel entgegen.

„Hast du den kaiserlichen Aufruf gelesen?"

Bercsenyi sieht kaum hin, nickt nur oberflächlich nach der Richtung hin.

„Ist ja an allen Straßenecken für ein ‚Danke schön' zu haben," sagt er verächtlich. „Sie werden kleinlaut in Wien, darum geben sie uns süße Worte." Rakoczy antwortet nicht, noch auch Karolyi. Bercsenyi stampft mit dem Fuße auf. „Was denn findest du an diesem Schmierblatt so besonderes zu lesen, Bruder?" fragt er mit verwunderter Mißbilligung.

Rakoczy hat sich in die Lektüre des Aufrufes versenkt.

„Es ist mit Schlangenklugheit abgefaßt," erwidert er, ohne die Augen zu erheben, „und wohl geeignet, die Gemüter der Unsern zu verwirren. Hör' nur: ‚Da das völlige Regiment in unsere Hände gediehen ist —'"

„Hab's schon gelesen," schnarrt Bercsenyi.

„Nein, hör' zu: ‚Da das völlige Regiment in unsere Hände gediehen ist, versichern und begehren wir aufrichtig, den Ungarn alles zu halten, was wir ihnen in der letzten Reichsversammlung zu Preßburg angelobt und beschworen.'" Er blickt auf. „Begreifst du den Schachzug, Miklos?"

„Was —?" Bercsenyi blickt ihn verständnislos an.

Der andere der Schreibenden, Graf Karolyi, hebt den Kopf.

„Das Dekret des Königs Andreas fehlt," erklärt er kurz.

„Ja," ergänzt Rakoczy. „Der Artikel 31, der uns das Recht verleiht, uns mit Waffen gegen uns angetane königliche Unbill zu wehren."

„Es wurde zu Preßburg umgestoßen," läßt sich Karolyi wieder vernehmen.

„Und König Josephus nimmt es aus," nimmt nochmals Rakoczy das Wort. Er wiederholt die Stelle des Aufrufs: ... „Den Ungarn alles zu halten, was wir ihnen in der letzten Reichsversammlung zu Preßburg angelobt und beschworen."

„Was kümmert das uns?" ruft Bercsenyi ärgerlich.

„Sehr viel. Kennst du den Schluß des Schreibens?" Abermals nimmt er den Aufruf vor die etwas kurzsichtigen Augen, liest wieder laut: „‚... die allergnädigste kaiserliche Erklärung durch ganz Ungarland publizieren, damit sich alsdann niemand mit der Unwissenheit entschuldige und diejenigen, so in fernerer Widerspenstigkeit verharren, die Schuld einer allzuspäten Nachreue niemand als sich selber zu geben haben.'" Er wirft das Blatt wieder auf den Tisch. „Wir sind eben dabei," schließt er, „auf das Schreiben die gebührende Antwort zu erteilen."

„Darum die Schreiberei? Was versprecht ihr euch davon?"

„Jenen, die schwankenden Herzens sind, unser Recht zu erweisen."

„Recht!" Bercsenyi schnalzt mit den Fingern, wie um zu zeigen, wie wenig ihn diese Spitzfindigkeiten kümmern.

„Die dreiundvierzigtausend Mann, die wir unter Waffen haben, sind mir lieber."

„Sie werden noch ganz anders kämpfen, wenn sie wissen, wofür."

„Du bist unser Anführer, du mußt wissen, was du tust. Aber ich warne dich! Laß den Kampf um unsere Freiheit nicht einen Streit um Worte werden!"

„Du redest, als wollten wir mit dem Könige prozessieren!" ruft Karolyi dazwischen.

„Es ist nichts anderes, wenn ihr auf seine Argumente eingeht. In Worten sind wir den Doctoribus und Geheimbden Räten und wie die Archivratten alle heißen, nicht gewachsen. Begeben wir uns erst einmal auf ihren Boden, so zerpflücken und zerdeuteln sie uns unsere Reden, daß wir am Ende selbst nicht mehr wissen, ob wir recht haben oder nicht."

„Am Dekret des Andreas werden sie nichts zerdeuteln!" ruft Karolyi eifrig. „Und auch nicht am Recht der freien Königswahl! Ungarn ist ein Wahlreich und je lauter wir's in alle Welt hinausschreien, so früher werden sie die Ohren auftun und uns Beachtung schenken."

Bercsenyi will ihm heftig antworten, besinnt sich, wendet sich wieder Rakoczy zu:

„Du mußt schlagen, Ferencz!" sagt er eindringlich. „Ich werde dir's immer wieder sagen: schlagen! Anders wirst du uns die Freiheit nicht erringen."

„Schlagen will ich und werd' ich," antwortet Rakoczy. „Doch damit allein ist's nicht getan."

„Was denn noch? Alles andere hat später Zeit. Erst heißt es dem letzten Mann ein Gewehr in die Hand drücken, um die Kaiserlichen das Laufen zu lehren."

„Ganz Ungarn schwört auf unsere Fahnen!"

„Ja," höhnt Bercsenyi, „und in Ofen sitzt der Pfeffershofen und in Siebenbürgen der Rabutin und halten das Land gleich wie in einer Zange."

„Was nennst du nicht den Oberhenker, den Heister?" fragt Rakoczy durch die Zähne.

„Heister ist doch abberufen!"

Ein einschlagender Blitzstrahl könnte nicht stärker wirken als seine Worte. Rakoczy und Karolyi springen auf und rufen wie aus einem Mund:

„Was sagst du?"

„Das ist doch die gute Botschaft, die ich bringe," versetzt Bercsenyi mit breitem Lachen. „Ganz plötzlich geschah es, ihm selber unerwartet."

Rakoczy atmet tief.

„Der Bluthund!" gurgelt er haßerfüllt. Faßt sich wieder, sieht Bercsenyi forschend an. „Miklos, ist es kein bloßes Gerücht? Bist du der Nachricht gewiß?"

„Der Erzbischof von Kolocza hat es mir selbst erzählt."

„Nun, Gott sei gelobt!" Rakoczy hebt die gefalteten Hände gegen den Himmel.

„Was zog ihm die kaiserliche Ungnade zu?" erkundigt sich Karolyi.

„Keine Ungnade gegen ihn, sondern eine Gnade gegen uns." Bercsenyi fletscht die breiten Zähne. „Damit uns das Zukreuzekriechen leichter werde."

„Wer kommt an seine Stelle? Weiß man schon —"

„Einerlei wer, wenn es nicht der Savoyer ist." Er wendet sich wieder Rakoczy zu. „Ferencz," sagt er beschwörend, „laß den Augenblick nicht ungenützt verstreichen! Das Haupt der habsburgischen Verschwörung gegen Ungarn ist gefallen; mach auch den beiden andern den Garaus!"

Aber Rakoczy schüttelt den Kopf.

„Laß sie," erwidert er, „sie müssen an ihrem Mangel zugrundegehen, wenn sie ihren Rückhalt verloren haben. Wir haben Wichtigeres zu tun."

„Was?"

„Heisters Sturz wird der Welt Sand in die Augen streuen. Nun erst recht ist es notwendig, die österreichischen Pfaffen-

schliche zu durchkreuzen und unser Recht vor aller Öffentlichkeit darzulegen."

„Selbst Justitia trägt ein Schwert!" schreit Bercsenyi außer sich.

„Aber ihr Geist regiert den Arm, der es schwingt," gibt Rakoczy ruhig zurück. „Es bleibt dabei: keine Aktionen, ehe wir der Welt nicht unsere reinen Hände gezeigt haben."

Bercsenyi macht eine wilde Bewegung.

„Zeigt immerhin eure reinen Hände," stößt er in wütendem Hohn hervor, „wenn euch das so dringend erscheint. Ich will in die meinen Säbel und Zügel nehmen und mit meinen Heiducken Seiner allergnädigsten kaiserlichen Majestät die dünne Friedenssuppe versalzen!" Er stülpt den Kalpak auf die grauen Haare, wirft den Kopf, daß die Schläfenzöpfe fliegen, und stürzt hinaus.

Gehorsamlich!

Das Lächeln, mit dem der junge Kaiser sich am Riesentor der Stephanskirche vom Erzbischof verabschiedet, hat etwas Maskenhaftes, und Schatten sind um die sonst so hellen Augen. Zerstreuten Blicks mustert Joseph die Träger der Erbämter, die sich mit den Kleinodien, dem Erzherzogshütlein, dem silbernen Apfel, dem Szepter und dem blanken Schwert schon zu beiden Seiten des Tores aufgestellt haben, dann drückt er sich den Hut in die Stirne und schwingt sich auf den Apfelschimmel.

Indes sich der Zug gegen den Graben zu in Bewegung setzt, überläßt sich der junge Herrscher seinen unfrohen Gedanken. Er war sich beim Antritt der Regierung dessen bewußt gewesen, daß es kein Rosenbett sei, darauf er sich niederlassen werde; aber so voller Dornen hat er es sich nicht vorgestellt: die Schwierigkeiten überbieten einander, und er braucht all seine frische, jugendliche Kraft, den Mut nicht sinken zu lassen.

Daß die ungarischen Rebellen die Hand zurückstoßen werden, die er ihnen reichte, verwundert ihn nicht weiter; ohnehin hat er den Friedensschritt nur auf Anraten des Fürsten Salm unternommen: wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte man das Wort ‚Friede‘ erst ausgesprochen, sobald das Schwert in die Scheide zurückkehren konnte. Nun wohl, die ungarischen Herren scheinen wenigstens in diesem Punkte mit ihm eines Sinnes zu sein; so mag der Graf von Herbeville, den er an Stelle des wilden Heister nach Ungarn hinuntersandte, mit ihnen in jener Sprache reden, die allein sie zu verstehen scheinen.

Der Zug biegt auf den Graben ein. Mit unbeweglichem Gesicht dankt Joseph für die brausenden Rufe der

Menge, läßt den verdunkelten Blick über sie hinwegschweifen.

Bei der Apotheke „Zum güldenen Hirschen" wurde ein künstlicher Brunnen errichtet, aus dem roter und weißer Wein fließt. Schon teilen besonders Eifrige ihre Aufmerksamkeit zwischen ihm und dem kaiserlichen Zug. Sie werden auch die ersten sein, die nach den gebratenen Kapaunen und Tauben haschen werden, deren Verteilung den Festakt beschließen soll.

Ein leichtes, etwas geringschätziges Lächeln kräuselt die Lippen des jungen Herrschers. Leckerbissen und Gepränge. Schon zu Römerzeiten galt es als sicherstes Rezept, sich die Menge geneigt zu machen, und es hat sich offenbar nichts daran geändert. Ob er nicht auch das Bayernvolk hätte nach dieser Vorschrift traktieren sollen?

Das Lächeln, kaum geboren, verschwindet wieder, macht einem gespannten, finstern Ausdruck Platz. Die Nachrichten, die er aus diesem Lande erhält, lauten immer bedrohlicher. Zwar hat München sich dem General Gronsfeld ergeben, zwar hat der bayrische Adel — freiwillig oder widerwillig — Versicherungen der Ergebenheit gegeben: aber um so mehr gärt es auf dem flachen Land. Räte des entflohenen Kurfürsten wiegeln das Volk auf, abgedankte alte Soldaten üben es militärisch, heimliche Waffensendungen kommen aus Frankreich — es fehlt nur noch, daß die Verschwörung einen Führer erhalte, so lodert der Aufstand allenthalben auf.

Tiefer ziehen sich die Brauen des Kaisers, fester pressen sich seine Lippen aufeinander. Mit banger, nicht begreifender Verwunderung sehen die Wiener die unheilverkündende Miene ihres Herrn an seinem Ehrentage.

Ein treues Volk! sagen jene, die zu ihm für die Bayern zu sprechen wagen. Auch der Savoyer. Mag sein. Aber das zeugt eben für den tiefen Fall des Reiches, daß seine Untertanen zuerst an ihre Fürsten denken, nicht an das Ganze,

dem sie angehören. Wäre es, wie es sein sollte, so müßten die Bayern sich am gleichen Tage von ihrem Herzog lossagen, da er wider das Reich aufsteht. So war es zu den Zeiten, da das Reich mächtig und groß dastand — und so soll es wieder werden!

Der Entschluß befreit die geengte Brust, so daß Grimm und Gram in einem langen Atemzug entweichen. Hellern Auges überblickt Joseph den Kohlmarkt, den die Spitze des Zuges eben erreicht hat.

Es wird wieder Blut kosten. So gerne er es in Ungarn vermieden hätte, so gern hätte er auch das Volk in Bayern auf gütlichem Wege zur höchsten Pflicht, zur Reichspflicht zurückgeführt. Aber hier wie dort kann es nicht sein. Es scheint, als müsse ihnen der kaiserliche Name erst furchtbar werden, ehe er ihnen gesegnet sein darf. Nun wohl, an ihm soll's nicht fehlen. Was er tun muß, das wird er tun.

Freilich wird er nicht sein Ziel darin erblicken, die Hütten armer Bauern zu vernichten, ihre Felder zu zerstören. Es wäre eine schlechte Lösung seiner Aufgabe, wollte er arbeitsames Land in eine Einöde verwandeln. Nicht die Völker, jene heißt es treffen, die sie verführen und ihren Nutzen aus der Widersetzlichkeit zu ziehen hoffen. Darum keinen Frieden mit den aufrührerischen Magnaten Ungarns und keinen Frieden vor allem mit den reichsfeindlichen Fürsten! Da er zum Herrn des römischen Reiches erwählt wurde, wird er zeigen, daß er es auch ist.

Noch immer schleppt sich der Reichstag zu Regensburg weiter, seit über vierzig Jahren, und kann nicht leben noch sterben. Mit den dort versammelten Herren Ausschüssen wird er auch ein paar Worte sprechen, daß der Staub aus den Perücken wirbelt. Es hat schon lang keiner mit der Faust auf die grünbespannten Konferenztische geschlagen. Er, bei Gott, will es tun! Sich ducken sollen sie wieder lernen, wie sie sich geduckt haben, als sie nach dem Ableben seines Vaters

Schwierigkeiten machen wollten — und sich doch beeilten, ihre Beratungen fortzusetzen, da aus Wien ein kurzer, schroffer Befehl kam. Das ist der Ton, der ihnen gebührt, und sie sollen ihn wieder hören!

Der Zug ist im Schweizerhof der Burg angelangt, beginnt sich in dem weitläufigen Vierecke zu verteilen. Der Kaiser blickt aus seinen Gedanken auf, sieht, daß er gerade vor der Eingangstüre vorbeireitet, verhält sein Pferd mit heftiger Bewegung, daß das edle Tier erschreckt zusammenzuckt, schwingt sich zu Boden, wirft die Zügel einem Stallknecht zu und betritt sporenklirrend, mit festen Schritten das Gebäude.

Kaum können sie ihm folgen, da er mit höchst unfeierlicher Eile die Treppen ersteigt, die weitläufigen Korridore durchmißt. Erst vor dem Audienzsaal vermag sich das Gefolge wieder einigermaßen zu ordnen. Nun schon aufgeheiterten Blickes überschaut der kaiserliche Jüngling die schweratmenden alten Herren, dann gibt er dem Zeremonienmeister den erwarteten Wink, die Flügeltüren des Saales öffnen zu lassen.

Dreimal stößt der Stab des Zeremonienmeisters gegen den Boden, dann betritt der Zug die Ritterstube der Wiener Hofburg.

Die Stände sind schon versammelt, an ihrer Spitze der Landmarschall, hinter ihm in zwanglosem Gemenge die übrigen. Aller Köpfe sind entblößt, nur auf den Häuptern der Prälaten ragen die Mitren steil empor, als wollten sie den auch vor dem Landesherrn nicht weichenden Vorrang der Kirche bekräftigen.

Vom rückwärtsschreitenden Zeremonienmeister geführt, begibt sich der Kaiser zu dem mächtigen schwarzen Baldachin und nimmt darunter auf einem Lehnstuhl Platz. Die Erbämter reihen sich zur Rechten und zur Linken, dem Kaiser zunächst der Hofkanzler, am äußersten Ende der Erbjägermeister mit seinem Hund.

Das schöne Tier, das sich auf einen unmerklichen Wink seines Herrn sogleich gesetzt hat und mit klugen, wachsamen Augen die Vorgänge im Saal verfolgt, erweckt die Aufmerksamkeit des Herrschers. Es ist ein mittelgroßer, schwarzweiß gefleckter Jagdhund mit langem Gehänge und einer rosigen Schnauze. Die Nase wittert unaufhörlich, die kurze Rute bewegt sich leise.

Was der Hund wohl von dieser feierlichen Versammlung denken mag? Läßt ihn der herkömmliche Pomp auch so gleichgültig wie den jungen Mann unter dem Baldachin, den plötzlich, unabweisbar ein Gefühl der Einsamkeit überkommt? Weiß auch er, das Sinnbild der Treue, daß diese Kundgebung eine bloße Förmlichkeit darstellt, aus der für den Landesherrn nur Pflichten erwachsen, indes er seinen Rechten nachlaufen müßte, wenn er sie geltend machen wolle? Wo bleibt die Opferfreude, wenn's darauf ankommt?

So tief war Joseph in seine Grübeleien versunken, daß er die Eröffnungsansprache des Hofkanzlers völlig überhörte. Erst nun, da der Landmarschall sich zu seiner Rede anschickt, blickt der Kaiser auf. Er soll's kurz machen, denkt er.

Es ist, als habe der Graf zu Abensperg und Traun seine Gedanken erraten. Nur wenige Worte spricht er, erwähnt zunächst das Erbieten der Stände zur Leistung der Erbhuldigung, schließt dann gleich die ‚untertänigste Bitte um Bestätigung der Privilegien der Stände und des Landes, ihrer Rechte, Freiheiten und guten Gewohnheiten' daran.

Ganz wie er es erwartet hat! Nochmals gleitet Josephs Blick zu dem Jagdhund hinüber. Der fragt nicht nach Privilegien und Freiheiten! Der ist unbedingt treu und gehorsam und hängt dem Herrn an, dem er sich zu eigen gegeben hat! Wahrhaftig, das Tier könnte die Menschen beschämen. Eine flammende Röte auf den Wangen, die gleich wieder vergeht, erhebt sich der Kaiser, um zu antworten.

Auch er spricht nur kurz. Aber was er sagt, läßt die Ver-

sammlung aufhorchen. Die helle, herrische Stimme stößt durch alles Herkommen hindurch, sie macht nicht schöne Worte, hinter denen nichts steckt, sie spricht zur Sache!

„Ihr redet von euren Rechten und Freiheiten, meine Herren Stände, von euren Privilegien und guten Gewohnheiten. Ich aber will zu euch von euren Pflichten und Untertänigkeiten reden, von schuldigem Gehorsam und dienstfertigem Eifer. Denn ich achte nicht den Diener am höchsten, der sich mit den Lippen zu mir bekennt, sondern den, der gewillt ist, dem gemeinen Wohl zu dienen und sonach mir, der für dies Gemeinwohl die Verantwortung trägt. Seid ihr bereit, ohne Beding und Hintersinn euch zu solchem Dienst zu bekennen, so will auch ich euch ein gnädiger Herr sein und euch in Billigkeit zugetan. Sollten aber etwelche unter euch sein — ich will es nicht hoffen —, die sich nach Hintertürchen umsehen, ihrer Schuldigkeit zu entweichen, so mögen sie wissen, daß ich durchzusetzen wissen werde, worauf ich Anspruch besitze." Seine blitzenden Augen durchlaufen den Halbkreis der ihn lautlos Umstehenden. Dann schließt er trocken: „Es ist ein ehrlicher Handel, ihr Herren, und wir wissen beide, welchen Vertrag wir eingehen. In diesem Wißtum mögt ihr nun den Huldigungseid sprechen."

Er setzt sich wieder, zufrieden mit sich selbst, sieht beruhigten Blickes auf den Hofkanzler, der, eine Mappe in der Hand, abermals vorgetreten ist und den Ständen den Eid vorspricht:

„Wir gemeine Landschaft von allen Ständen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns geloben, versprechen und sagen zu, bei unserer Treue, Euch, dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichen Fürsten und Herrn, Herrn Josepho, erwähltem Römischen Kaiser, auch zu Hungarn und Böheim König, Erzherzogen zu Österreich, unserm allergnädigsten Herrn —"

Drunten im Hofe zerreißt die erste Salve der Stadt-



Kaiser Joseph I.



guardia die Luft. Die ersten dumpfen Schläge ferner stehender Geschütze hallen, die ersten Glocken fallen ein.

„— daß wir Eurer Römischen Kaiserlichen Majestät als Erzherzogen zu Österreich und Deroselben Erben für unsern eigenen natürlichen Erbherrn und Landesfürsten erkennen, auch Eurer Kaiserlichen Majestät und Deroselben Erben getreu, gehorsam und gewärtig sind, und alles das tun sollen und wollen, so getreuen Landleuten und Untertanen gegen ihren angeborenen natürlichen Erbherrn und Landesfürsten von Gott, der Natur und denen Rechten gebühret und zustehet, getreu und gehorsamlich."

„Gehorsamlich!" klingt es nach. Keine Hand, die sich nicht zum Schwur erhob. Die Geschütze donnern, die Glocken dröhnen — dröhnen —

„Gehorsamlich!"

Der Prinz Joseph von Lothringen hat nicht begreifen können, warum das Gesicht des Savoyers, warum die der übrigen Generale den Ausdruck der Sorge beibehielten, den sie in Rovereto gezeigt hatten. Ging doch der Vormarsch nach dem ersten mißglückten Versuch eines Überganges über den Mincio mühelos vor sich, hatte man doch Vendomes Generale von Position zu Position zurückgedrängt, stand bei Brescia und nicht weit von Bergamo und war im Begriff, die Adda zu überschreiten. Der Feind, der die Prankenschläge des Löwen zu fühlen begonnen hatte, zog sich in Unordnung, oft kampflos zurück, die Armee hatte durch die raschen und leichten Erfolge wieder frischen Mut gefaßt, einige Magazine des Feindes, die den Kaiserlichen in die Hände gefallen waren, kamen auch dem leiblichen Wohl der ausgehungerten Truppen aufs beste zustatten. Und dennoch die finstern Mienen, das bedenkliche Schweigen, die sorgenvollen Blicke untereinander! Einmal hatte der Prinz seinen Freund und Gönner, den Feldzeugmeister von Bibra, nach dem Grund zu fragen gewagt; doch dieser hatte nur kurz geantwortet: „Wir haben es noch nicht mit Vendome selbst zu tun.“ Und der Name des furchtbaren Herzogs, des einzigen ebenbürtigen Gegner Eugens, war von da ab immer wieder aufgetaucht, zornig hervorgestoßen oder scheu geflüstert.

So geht es bis zum Schlachttage, da der Prinz Eugen die französische Italienarmee unter Vendome selbst angreift, um ihr den Brückenkopf von Cassano zu entreißen. Vendomes Stellung ist vorzüglich gewählt, der kleine Prinz erkennt es, obgleich er mit seinen neunzehn Jahren das Studium der Kriegskunst kaum erst aufgenommen hat. Hinter zwei Kanälen postiert, im Besitz einer Flußinsel und eines mächtigen

Steinbaues, von denen aus er die Brücke dauernd unter Feuer halten kann, erwartet der französische Marschall den Angriff der Kaiserlichen.

Drei Kolonnen führen diesen. Der rechte Flügel unter dem General Grafen Leiningen, die Mitte unter Baron Bibra, der linke Flügel unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau. Mit dem Ungestüm neugewonnener Zuversicht werfen sich die Truppen gegen den Feind, des Geschoßhagels nicht achtend, der ihnen aus den gegnerischen Reihen entgegenschlägt. Im ersten Anlauf nehmen Leiningens Truppen die Brücke und das steinerne Bollwerk, durchwatet der Dessauer mit seinen Preußen die beiden Kanäle und nimmt, da die Munition im Fluß naß geworden ist, die Franzosen mit dem Kolben an, ist das Zentrum auf die Insel eingedrungen, um auch diese in Besitz zu nehmen. Fast geht es wie bisher in unaufhaltsamem Vormarsch vorwärts, und der Widerstand ist nur eben so stark, daß der junge Prinz sich freut, wie wenig ihn die um ihn herumschwirrenden Kugeln schrecken. Immer an Bibras Seite, dem er zugeteilt wurde, dringt er mit diesem vor, ruft mit seiner hellen, fast noch knabenhaften Stimme sein „Vorwärts, meine Kinder!" so laut und feurig wie ein alter, schlachtengewohnter General. Eine letzte Anstrengung noch, denkt er, dann sind wir durchgestoßen und beweisen auch Vendome persönlich, daß kaiserlichen Truppen gegenüber, wenn Eugen sie führt, kein Widerstand möglich ist.

Aber was er für eine schon fast beendete Schlacht hielt, war erst deren Beginn. Und nun versteht er mit einem Male Sorgen, Bedenken und Bangnis. Vendome hatte sich nur zurückgezogen, um mit desto größerer Wucht den Gegenstoß führen zu können. Dieser erfolgt nun, durch ein Schnellfeuer aus allen Schlünden vorbereitet, mit fürchterlichem Anprall. Er trifft namentlich die Truppen des rechten Flügels um so weniger gefaßt, als diese eben damit beschäftigt waren, die Schleusen zu schließen, und zwingt sie mit ebensolcher Schnelligkeit zu weichen, mit der sie gerade vorgedrungen waren.

Des jungen Prinzen nichtbegreifende Augen sehen die Brücke, auf der eben noch die großen Fahnen der Kaiserlichen wehten, plötzlich von französischen Soldaten überflutet, sehen, wie auch der Steinbau in wütendem Handgemenge verlorengeht, sehen den Grafen Leiningen, der in den vordersten Reihen kämpft, Schritt um Schritt sich zurückziehen, bis er mit seinen Truppen sich wieder in der Ausgangsstellung befindet, von der aus er seinen Angriff unternommen hatte.

Der Prinz von Lothringen hat keine Zeit, das Ringen um die Brücke weiter zu beobachten. Denn schon ist auch an ihm die Reihe, sich zu wehren. Französische Kolonnen — wo kommen sie nur mit einemmal her? — sind plötzlich mitten unter den kaiserlichen Truppen, Schüsse rings um ihn her, die wütenden Rufe der Kämpfenden, aus denen ab und zu der Schmerzensschrei eines Verwundeten wie eine Stichflamme hochschlägt, das Aufblitzen von Waffen dicht vor ihm, die er mechanisch pariert, ein träge kreisender Wirbel, in dessen Mittelpunkt er sich befindet — dann muß auch das Zentrum zurück, durchwatet weichend den Seitenarm, durch den es vorgedrungen war, findet sich atemlos, durchnäßt, erschöpft, alle Verbände durcheinandergeworfen, am andern Ufer des Flusses wieder, immer noch im heftigsten feindlichen Feuer, aber wenigstens der ärgsten Gefahr entronnen.

Nun beginnen sich die Eindrücke zu verwirren. Wie im Traum sieht der junge Prinz den Kommandanten des Zentrums, Baron Bibra, und die übrigen höheren Offiziere bemüht, die Truppen zu ordnen, neu aufzustellen, ihnen Mut zuzusprechen; überrascht sich dabei, daß er tut wie alle andern, ohne recht zu wissen, was er tut; sieht sich mit den Truppen neuerlich vorgehen, in das rollende Kleingewehrfeuer hinein, wieder durch den Seitenarm durch, ertappt sich bei dem Gedanken, wie hübsch auf der Oberfläche des Wassers die aufspringenden Türmchen der einschlagenden Flintenkugeln aussehen, wagt einen Blick zur Brücke hinüber, die von Leiningens Truppen soeben abermals erstürmt wird, sieht

neben der schlanken, hohen Gestalt des Grafen eine zarte, schmale in einem schmucklosen braunen Überrock, den jeder Mann der Armee kennt, ist plötzlich im dicksten Handgemenge, schlägt um sich, wird von jenem Wirbel aus Menschenleibern abermals fortgerissen, steht endlich taumelnd, kaum noch seiner Sinne mächtig, trotz des heißen Augusttages bis ins Mark frierend zum drittenmal an derselben Stelle, von der aus sich der erste Sturm entwickelt hatte.

Er findet sich erst einigermaßen wieder, da er die guten, besorgten Augen im bärbeißigen Gesicht des alten Feldzeugmeisters von Bibra aus nächster Nähe vor den seinen sieht.

„Gehen Sie zurück, Prinz," mahnt der General. „Das ist kein Tag für Kinder. Wir haben furchtbare Verluste. Leiningen ist gefallen, die Prinzen von Württemberg und von Dessau verwundet —"

Kein Tag für Kinder! Etwas Schlimmeres hätte Bibra nicht sagen können! Der junge Prinz entreißt sich seiner Erstarrung, schüttelt den Kopf.

„Ich bleibe, bis der Sieg unser ist!"

„Sieg ..." wiederholt der General langsam, zuckt die Achseln. „Nun, wie Sie wollen." Er kehrt sich ab, um seine Truppen zum dritten Angriff zu ordnen.

Und zum drittenmal durch das Wasser hindurch! Wieder schlägt ihnen das rasende Kleingewehrfeuer entgegen, aber weit entfernt davon, die Angreifenden zurückzuschrecken, entfacht es nur ihre Wut. Mit unfaßbarer Schnelligkeit ist die feindliche Linie erreicht, seltener fallen schon die Schüsse, von links, wo sich der Dessauer, heute wirklich ein tollgewordener Bullenbeißer, schlägt, tönt wildes „Viktoria!"-Rufen, rechts haben unter Eugens Führung die Truppen zum drittenmal die Brücke erobert — es ist der Augenblick der Entscheidung, fühlt der kleine Prinz, und es muß alles aufgeboten werden, daß sie günstig ausfalle.

Nun, an ihm soll's nicht fehlen! Ihm ist, als hebe ihn eine

riesige Woge hoch und trage ihn auf ihrem Rücken mitten in den Feind. In einer Art Rausch, dabei aber nunmehr völlig klaren Kopfes, fast hellsichtig, wirft er den Knabenleib ins Kampfgewühl, den Degen führend wie ein alter Kämpfer. Einen, zwei tut er ab, noch ehe er selbst es gedacht, haut und stößt eine blutige Gasse vor sich her, in die er Schritt für Schritt eindringt, gefolgt von seinen durch seine Bravour mitgerissenen Soldaten.

Ein leichter Schlag auf die Brust — oh, es ist nichts: ein Ellbogen mag ihn gestreift haben oder das Ende einer Waffe. Ihn kann es nicht aufhalten; ihn kann überhaupt nichts aufhalten; heute feiert er seine Feuertaufe, und am Abend, wenn der Sieg erfochten ist, müssen sie ihn loben, alle: Bibra, Reventlau, der Dessauer, der Württemberger — und er selbst, der Savoyer, der Größte von allen, der Held, der Held!

Warum wird er mit einemmal so müde? Am liebsten möchte er umsinken, die Augen schließen, schlafen. Der Schlachtenlärm klingt seltsam dumpf und entfernt, die Dinge verlieren Farbe und Umriß, als habe sich ein Schleier zwischen sie und den kleinen Prinzen gesenkt, alles wird so unwirklich, so schattenhaft — —

Nochmals sucht er sich hochzureißen. Es ist der Tag der Bewährung, da darf er nicht schlafen! Er will den Degen heben, aber der Arm gehorcht ihm nicht; er will das Pferd antreiben, aber die Schenkel haben keine Kraft; er will den Soldaten zurufen, aber wie er den Kopf wendet, schwindelt ihm, er sinkt im Sattel langsam zurück, gleitet seitlich vom Pferde zu Boden. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie lange mag er wohl geschlafen haben? Da er wieder zu sich kommt, ist immer noch die große Müdigkeit in ihm, und er weiß sich nicht zurechtzufinden. Er liegt in einem Bette, entkleidet, in einem Raum, in dem Menschen hin und hergehen, leise sprechen.

Er legt den Kopf zur Seite, fühlt etwas wie einen seligen Schrecken durch sein Herz zucken: an seinem Bette sitzt jener, an den er dachte, als er so müde wurde: der Feldherr selbst, Prinz Eugen von Savoyen.

„Eure Hoheit!" möchte er rufen. Doch beim ersten Laut fährt ein jäher Schmerz durch seine Brust, so heiß brennend, daß sich die Worte in ein Aufstöhnen verwandeln.

Prinz Eugen beugt sich über ihn.

„Sie dürfen nicht sprechen," mahnt er sanft. „Sie sind verwundet."

Verwundet! Darum jene plötzliche Müdigkeit, deren Erinnerung ihm nun zurückkommt. So braucht er sich ihrer nicht zu schämen. Verwundet! Wie ein richtiger Soldat!

„Ist die Schlacht zu Ende?" fragt er. Wie weh doch jedes Wort tut !

„Nicht sprechen!" wiederholt der Savoyer. „Ja, die Schlacht ist zu Ende." Er sieht die Augen des Jünglings in banger Frage auf sich gerichtet, setzt hinzu: „Es ist ein glorreicher Sieg und keiner hat daran so viel Verdienst wie Sie.

Keiner so viel wie er! Wie gut das tut! Er möchte dem Prinzen danken, aber er weiß, daß er nicht sprechen soll. So sagt er seinen Dank mit den Augen. Nur eines muß er noch wissen:

„Verluste —?"

„Geringfügig," antwortet Eugen. „Nicht mehr als der harte Kampf erforderte. Mehr Verwundete als Tote."

Der kleine Prinz lächelt zufrieden. Aber seine Wißbegierde ist immer noch nicht gestillt: er hat ein großes Pflaster an des Savoyers Halse bemerkt.

„Sie selbst?"

„Eine kleine Schramme," beruhigt ihn der Feldherr, deutet nach der andern Seite des Bettes. „Auch der Fürst von Dessau wurde getroffen."

Der kleine Prinz dreht den Kopf herum, sieht die ragende

Gestalt des Dessauers. Der preußische General trägt den rechten Arm in der Binde, nickt ihm lächelnd zu.

„Durchlaucht —" haucht der Jüngling. Sieht plötzlich am Dessauer vorbei zum nächsten Bett, wo eine Gestalt lang ausgestreckt liegt. Ein jähes Entsetzen, wie ein plötzlicher Würgegriff an der Kehle: „Bibra —?!"

„Auch er ist verwundet," hört er die beschwichtigende Stimme Eugens, „und schläft nun. Sie sollen auch schlafen, hören Sie, Prinz? Damit Sie bald wieder gesund werden."

Ja — schlafen. Gehorsam schließt er die Augen. Wie schön das alles ist — schlafen — tief schlafen — glorreicher Sieg — und keiner hat daran so viel Anteil wie er — keiner so viel wie er — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Warum sagten Sie dem Prinzen nicht die Wahrheit?" fragt draußen der Fürst von Dessau den Savoyer.

„Er wird die Nacht nicht überleben," antwortet Eugen trüb. „Mag er also beglückt hinübergehen." Er kehrt dem Fürsten sein verdunkeltes Gesicht zu. „Ein schwerer Tag, Fürst," seufzt er. „Viertausendfünfhundert Mann gefallen, Leiningen tot, Bibra tot, der kleine Prinz im Sterben, Sie, Reventlau, der Prinz von Württemberg, ich verwundet — und die Brücke von Cassano — und Italien nach wie vor in Feindeshand!"

Rebellen in Bayern

Das Posthaus zu Anzing ist ein unverdächtiger Ort. Hier fällt es nicht auf, wenn Leute kommen und gehen, in der Wirtsstube eine Maß Bier trinken und dann, nach einem kurzen Gespräch mit dem Posthalter, durch die Hintertür der Stube verschwinden.

Hinter der Wirtsstube ist eine zweite, kleinere, und von ihr führt ein kurzer Gang zur Treppe. Die Männer, die diese einzeln, in wohlbemessenen Abständen ersteigen, kommen auf einen geräumigen Flur, wo sie ein riesenhafter Holzfäller erwartet. Dem wiederholen sie das Paßwort „Bayrisch woll'n mir sein!" und er weist ihnen den Weg zu einer der Türen, hinter der gedämpftes Stimmengewirr herausdringt.

Der Raum ist zum Bersten gefüllt. Städtisch und bäuerlich gekleidete Männer sitzen auf allen Stühlen, auf dem Tisch, sogar auf den Fensterbrettern, lehnen sich an die Mauern, die Schränke, sprechen durcheinander. Eine unterdrückte Erregung klingt aus ihren Worten, funkelt aus ihren Augen, liegt wie ein noch angekettetes böses Tier über der Versammlung.

Zweien der Städter machen alle Anwesenden Platz, behandeln sie mit Auszeichnung wie Respektspersonen, die besonders geachtet werden müssen. Junge Menschen sind es noch, mit dem ersten Flaum auf den Wangen und glatten, kühnen Gesichtern, in die das Leben noch nicht seine Schrift gegraben hat.

Der eine der beiden war mit Papieren beschäftigt, die vor ihm auf der einzigen freien Stelle des Tisches lagen. Nun blickt er auf, fragt seinen Nachbarn:

„Sind wir vollzählig?"

„Der Ortel fehlt noch," erwidert der andere.

„Auch der Prielmayr," wirft ein dritter ein, der sich den beiden genähert hat.

Der erste runzelt die Stirne, murrt:

„Wo bleiben sie? Die Ladung ward doch rechtzeitig ausgesandt."

„Der Ortel hat einen weiten Weg, Plinganser," sagt entschuldigend der zweite.

„Und der Prielmayr?"

„Auf den Prielmayr solltet ihr euch nicht zu sehr verlassen," mengt sich der dritte wieder ins Gespräch. „Was wir im Sinne haben, ist Bürger- und Bauernsach'. Die adligen Herren werden uns den Brei nur verderben."

„Oh, da möcht' ich schon bitten, lieber Freund Dalmay!" ruft ein vornehm gekleideter Herr dazwischen. „Wir sind so gut bayrisch wie ihr!"

Plinganser heftet seinen Blick auf den Rufer.

„Alle Achtung vor Euch, Herr Baron," sagt er. „Aber der Dalmay hat schon recht. Die Herren vom Adel haben sich höllisch beeilt, ihren Frieden mit dem Wiener Hof zu machen."

„So daß," fällt der zweite ein, „Ihr und der Freiherr von Baumgarten weiße Raben seid in einer Menge von schwarzen, denen am Land nichts liegt."

Der Freiherr möchte antworten, zuckt dann die Achseln. Die Leute haben recht, denkt er. Ich trau' dem Prielmayr auch nicht über den Weg.

„Da ist der Ortel!" ruft in diesem Augenblick Dalmay.

„Spät kommst, Ortel," meint Plinganser verweisend.

„Ich hab' ein' Umweg machen müssen," entschuldigt sich der Gerügte. „Die Kaiserlichen passen scharf auf Weg und Steg."

„Sind ihrer im ganzen Land net mehr wie tausend," knurrt Plinganser, wendet sich wieder zum zweiten jungen Mann. „Meindl, schaff Ruh', wir fangen an. Auf den Prielmayr werd' ich net warten."

Der Jüngling klopft mit den Handknöcheln hart auf den Tisch. Die Gespräche stocken, alle wenden die aufmerksamen Gesichter Plinganser zu, die auf dem Tische Sitzenden gleiten zu Boden, stehen in lauschender Haltung.

„Liebe Landsleut'," beginnt Plinganser, „ihr wißt's, wegen was wir beisammen sein. Der Kaiser zu Wien is unserm Herzog feind und möcht' ihm das Land wegnehmen. Wir aber meinen, daß wir zu dem halten müssen, dem wir seit Vaters und Vatersvaters Zeiten untertan waren."

Ein zustimmendes Gemurmel erhebt sich, verklingt gleich wieder.

„Die Kaiserlichen," setzt Plinganser fort, „wollen uns mit G'walt unter sich zwingen. In München drin sitzt der Löwenstein, auf dem flachen Land haust der Wend. Sie haben uns eine Ketten ang'legt, an der wir schwer zu tragen haben. Da haben wir uns zusamm'getan, der gemeinen Not zu steuern, und weil's im Guten net geht, probieren wir's halt im Bösen: Gewalt gegen Gewalt!"

Wieder jenes Murmeln, doppelt eindrucksvoll durch seine Verhaltenheit.

„Der Kaiser," spricht Plinganser weiter, „braucht Soldaten, und weil er s' sonst nirgends kriegt, so will er sie in Bayern holen. Zwölftausend Mann sollen ausgehoben werden und gegen Frankreich, nach Italien, gegen die tapfern Ungarn geführt werden. Zur Nacht in den Häusern, bei der Arbeit, ja sogar in der Kirchen haben sie die jungen Burschen zusamm'g'fangt und an die Wagen angeschmiedet fortg'führt. Das lassen wir uns net länger g'fallen. Schon sind in Neunburg vorm Wald und an der Schwarza die Aushebungskommissionen verjagt worden, schon sammeln sich die Bauern, um das Joch abzuwerfen, das man uns aufs G'nack drucken will. ‚Lieber bayrisch sterben als in's Kaisers Unfug verderben!' — Ihr kennt das Lied!"

Er unterbricht sich, blickt zur knarrenden Tür hin. Ein feister, älterer Herr ist eingetreten, mit hochmütigem, kaltem

Gesicht, das unter dem scharfen Blick Plingansers sich zu einer ratlosen Grimasse verzerrt. Prielmayr, denkt der junge Mann, fährt fort, im gleichen schweren Ton wie bisher:

„Aber, Leut', sterben wollen für's Land is net genug. Es muß auch eine Ordnung in die Sach' kommen, damit das Blut, das fließen muß, net umsonst is. Der Bauer is schon öfter aufgestanden im deutschen Land, aber die Herren haben ihn immer wieder nieder'gschlagen und noch ärger verknechtet wie zuvor. Und warum? Weil s' immer nur einzelne Haufen waren, die man auch einzeln hat abtun können. Drum is das erste, einig sein, und das zweite, wissen, was wir wollen."

Ein Räuspern klingt von der Tür her. Und als alle hinsehen, beginnt der Freiherr von Prielmayr:

„Mit Vergunst —"

Aber Plinganser unterbricht ihn.

„Die Einigkeit," spricht er weiter, als sei ihm niemand ins Wort gefallen, „haben wir herg'stellt. Dafür legt euer Hiersein Zeugnis ab. Ober- und Niederbayern sind verbunden, die Aufgebote sammeln sich an den angegebenen Ortern. Ich hab' mirs soeben zusamm'g'rechnet, wie viel unser sein. Ich zähl' an die dreißigtausend Mann."

Ein leises Tuscheln rundum, befriedigte Blicke. Mit so viel hat keiner gerechnet.

„Das zweite, was wir müssen, ehbevor wir anfangen, is wissen, was wir wollen. Das Land frei machen, werdet ihr mir antworten. Liebe Leutl'n, frei machen is net schwer. In Bayern selbst gibt's nur eine Handvoll kaiserlicher Soldaten, mit denen fertig zu werden wir uns wohl trauen können. Aber wichtiger is, das Land frei zu halten. Der Kaiser braucht seine Truppen allerorten; aber wenn's um Bayern geht, könnt' er doch da und dort was abzwacken, das auslangt, uns den Garaus zu machen."

Abermals jenes Räuspern von der Türe her, abermals Prielmayrs gequetschte Stimme:

„Ich mein' halt —"

Auch diesmal beachtet Plinganser die Unterbrechung nicht.

„Darum is es vor allem andern notwendig, daß wir ihm den Weg ins Land sperren. Gegen Mittag besorgen das unsere Berg', über die so leicht kein Drüberkommen is, wenn wir die Pässe besetzt halten. Gegen Aufgang scheidet uns der Inn von den kaiserlichen Erblanden. Er wär' eine gute Grenze, wenn net die wichtigsten Plätze in des Kaisers Hand wären: Burghausen, Braunau, Schärding. Darum, liebe Landsleut', tut vor allem not, daß wir diese Plätze in die Hand bekommen."

Ein drittes Mal ein Laut von der Türe: diesmal ein Kichern. Und in das allgemeine verblüffte Aufhorchen hinein sprudelt Prielmayr:

„Ihr stellt euch das leichter vor, als es ist. Die Plätze sind stark bewehrt und gut besetzt. Es wäre viel vernünftiger, wir täten mit dem Kaiser verhandeln und —"

Er kommt nicht weiter. In einem allgemeinen Aufschrei der Empörung macht sich die bisher unterdrückte Erregung Luft. Man redet, schreit auf ihn ein, fuchtelt ihm mit den Fingern vor dem hoffärtig verzogenen Gesicht, einzelne schwingen die geballte Faust.

Verschlossenen, unwilligen Gesichts wendet sich Plinganser zu seinem Nachbarn:

„Meindl, schaff' Ruh'!"

Meindl klopft wieder mit den Handknöcheln auf den Tisch. Der Tumult flaut ab, verebbt.

Plinganser wartet, bis völlige Stille eingetreten ist, hebt wieder an:

„Was beim Verhandeln herauskommt, haben wir gesehen. Jede untertänigste Bitt' is nur mit neuen Brandschatzungen und Schindereien beantwortet worden. Es gibt keinen Fried' zwischen uns und des Kaisers Sachwaltern, weil sie ihn net wollen. Und was das Berennen der festen Plätze am Inn betrifft, so wissen wir selber am besten, wie schwer

es sein wird. Aber es muß sein, Leut', jetzt muß es sein!"

Das Rebellenlied, mit dessen Kehrreim er endete, erneuert den Ausbruch der Erregung. Wilde Schreie durchfahren die Luft, erhitzte Gesichter kehren sich einander zu, wildfunkelnde Augen scheinen den Feind zu suchen. Der Bauernführer Ortel springt auf den Tisch, mit seiner stierhaften Stimme den Wirrwarr übertönend.

„Landsleut'!" schreit er, „ihr habt den Plinganser g'hört. Was er sagt, is uns allen aus dem Herzen gered't. So soll er auch unser Anführer sein! Plinganser, mit meinen Bauern gelob' ich dir hier vor allen Treu' und Gehorsam. Schaff' an, was not tut für Bayern, wir führen's durch!"

Beifallsrufe klingen von allen Seiten auf, Hände heben sich zu Eid und Gelöbnis. Sie haben den Führer gefunden, den sie suchten, und geben sich und die ihren in seine Hand.

Plinganser saß ruhig. Nur die leichte Blässe seines Gesichts verriet, daß die allgemeine Erregung auch ihn in ihrem Banne hielt. Nun hebt er den Kopf, blickt rundum.

„So will ich's in Gottes Nam' versuchen, zum Nutzen des Landes und unser aller. Meindl, du ziehst mit dem Ortel auf Braunau. Die andern halten sich zu mir, den Obersten Wend zu verjagen. Dann kehren wir uns auf Burghausen — und zum Schluß auf München!" Die Gewalt der Stunde reißt ihn hoch. Er springt auf, reckt die gespreizten Schwurfinger empor und ruft: „Bayrisch und frei!"

„Bayrisch und frei!" rufen die andern ihm nach. Dann beginnt die Stube sich zu leeren, langsam, unauffällig, wie sie sich gefüllt hatte.

Mit starrer, undurchdringlicher Miene, gerade vor sich hinsehend, schreitet der Prinz von Savoyen durch die Gänge der Wiener Hofburg. Den militärischen Salut der Trabanten beantwortet er mit leichtem Heben des Hutes, die respektvollen Grüße der ihm begegnenden Kavaliere mit kalter Höflichkeit. Seinem undurchdringlichen Gesicht ist nicht anzukennen, welche Gemütsbewegungen er — ob er überhaupt Gemütsbewegungen empfindet.

Im Vorsaal des kaiserlichen Kabinetts erwartet ihn der Obersthofmeister Fürst Salm. Nach dem Austausch der herkömmlichen Komplimente tritt er näher an den Savoyer heran.

„Seine Majestät haben schon zweimal nach Eurer Hoheit gefragt," sagt er gedämpft. „Der kaiserliche Herr ist in keiner guten Laune," fügt er noch leiser hinzu.

„Um so besser," gibt der Prinz frostig zurück. „So werden unsere Launen wenigstens nicht gegensetzlich sein."

Fürst Salm zieht die Augenbrauen hoch, will etwas bemerken, sagt dann statt dessen gemessen:

„Ich werde Sie selbst anmelden."

Er verschwindet im Arbeitszimmer des Kaisers, erscheint gleich wieder, hält mit einladender Geste die Türe offen. Der Prinz dankt mit leichter Verneigung, schreitet hindurch.

Als er sich aus seiner tiefen, höfischen Reverenz wieder aufrichtet, blickt er geradenwegs in die funkelnden Augen des Kaisers. Er wendet die seinigen nicht ab, sieht gelassen, furchtlos in die blitzenden blauen Sterne, wartet.

Endlich bricht Joseph das Schweigen.

„Ich bedauere," sagt er mit einer Stimme, durch die

verhohlener Groll hindurchklingt, „Sie nicht so freudig willkommen heißen zu können wie sonst, mein Prinz. Sie waren in Ihren Aktionen nicht so glücklich wie bisher.“

„Ich schätze mich glücklich,“ antwortet Eugen vollkommen ruhig, „soviel erreicht zu haben. Mit unzureichenden Truppen kann man keine großen Schläge führen.“

Joseph erkennt sogleich die Taktik des Savoyers, der, angegriffen, unmittelbar zum Gegenangriff übergeht. Aber er kann dem Vorwurf in des Prinzen Worten nichts entgegensetzen, muß in die Verteidigung gehen.

„Euer Liebden,“ sagt er etwas kurz, „wissen, daß es mir beim besten Willen nicht möglich war, mein Versprechen völlig zu halten. Einzelne im Anmarsch befindliche Kontingente mußten anderswohin dirigiert werden.“

„Nach Bayern,“ ergänzt Prinz Eugen dürr.

„Ja, nach Bayern,“ wiederholt der Kaiser gereizt. „Um die dortigen Wirren zu unterdrücken.“

„Die Wirren hätten nicht beginnen müssen.“

„Natürlich,“ spottet der Kaiser. „Ich hätte den Aufrührern süße Worte geben sollen, nicht? Sie bitten, sich zu akkommodieren, da noch nicht aller Tage Abend sei? Wohl gar den Verräter, den Max Emanuel, wieder nach Bayern hineinlassen?“

„Nichts von alledem,“ versetzt der Savoyer kalt. „Es hätte genügt, den kaiserlichen Behörden und Kommandanten strengste Befehle zu erteilen, das Land menschlich zu behandeln, und verübte Unmenschlichkeiten ohne Ansehen zu bestrafen.“

„Ein aufrührerisches Land kann man nicht mit Samthandschuhen anfassen,“ erwidert der Kaiser. Aber es ist ein Klang von Unsicherheit in seinen Worten.

„Dann hätte man mit dem Land auch nicht paktieren dürfen. Aber erst Verträge abschließen und dann sie brechen, Pardon versprechen und dann hängen und vierteilen, das befleckt Ihren kaiserlichen Namen.“

„Prinz!“ fährt der Kaiser auf. Blickt in die tiefen, uner-

schrockenen Augen des Savoyers, mäßigt sich. „Es mögen Unzukömmlichkeiten geschehen sein," lenkt er ein, „aber meine Kommandanten waren im Notzustand."

„Nennen Eure Majestät es Unzukömmlichkeiten," fragt Eugen, „wenn Gefangene zu fünft um ihr Leben zu würfeln gezwungen werden, so zwar, daß der Gewinner seine vier unglücklichen Kameraden selber hängen muß? Daß Kapitulationen erst angenommen und die abziehende Besatzung dann von Ihren Husaren massakriert wird? Daß der Soldat, ergrimmt darüber, daß er nicht im Winterquartier auf der faulen Haut liegen kann, in einem Reichsland haust wie ein Attila oder ein Tamerlan?"

„Das ward mir nicht gemeldet," murmelt der Kaiser.

„Ich melde es Eurer Majestät," erwidert Prinz Eugen mit starker Stimme. „Und ich melde Ihnen zugleich, daß diese Barbarei, die ganz Bayern zum Aufruhr geführt, die Sie Burghausen, Braunau, Schärding gekostet hat und den Aufrührern die Straße nach München öffnet, uns auch um die zu erwartenden Erfolge in Italien brachte. Bedanken Sie sich bei Ihren Löwenstein und Wend dafür!"

Der Kaiser nagt die Lippen, überlegt. Dann, mit plötzlichem Entschluß steht er auf, tritt zum Savoyer.

„Eugen," sagt er, vertraulich seinen Arm unter den des Prinzen schiebend, „lassen Sie die Majestät beiseite und sprechen Sie zu mir wie ein Freund zum andern."

Der herzliche Ton berührt den Savoyer.

„Sie wissen, daß mein Leben Ihnen gehört," sagt er.

„Nicht Ihr Leben, nur Ihren Kopf brauche ich. Es ist vieles geschehen, was nicht geschehen durfte. Gegen Ihren Rat," setzt er rasch hinzu, da der Prinz zu reden anheben will, „ich gebe es Ihnen zu. Aber nun ist nicht Zeit zu Vorwürfen. Sagen Sie mir lieber, was ich tun soll."

„Sie müssen leider tun, was zu vermeiden klüger gewesen wäre. Der Aufruhr muß mit allen Mitteln, und seien es die härtesten, niedergeschlagen werden."

„Ich werde Befehle geben, daß zu Beginn des Frühjahrs —"

„Unverzüglich," unterbricht ihn Eugen. „Und vollständig. Nicht wie in Ungarn, wo Herbeville die Rebellen schlägt und schlägt und sie sich in seinem Rücken wieder sammeln."

Der Kaiser zieht seinen Arm aus dem des Prinzen.

„Es scheint, Sie werden besser bedient als ich," sagt er aufgebracht. „Mir wurde gemeldet, Rakoczy sei entscheidend besiegt."

„Rakoczy hat zwei empfindliche Schläge erlitten; aber das hat ihn nicht verhindert, den Parteigängerkrieg fortzusetzen. Machen Sie Frieden in Ungarn, Sire, wir brauchen jeden Mann!"

Joseph wirft zornig den Kopf zurück.

„Ich bin bereit dazu," ruft er erbittert, „und bin vielleicht schon weiter gegangen, als ich durfte. Aber in Ungarn wird erst Friede sein, bis das ganze Land besetzt ist, und das kann ich nicht, weil Sie, Eugen, mir nicht die nötigen Soldaten geben."

„Ich brauche sie in Italien noch nötiger."

„Ja. Und der Kriechbaum braucht die seinen in Bayern, und der Türkenlouis die seinen am Rhein. So stehen meine Affären."

„Sie haben ein schlimmes Erbe übernommen," räumt der Prinz ein. „Nun wohl, trachten Sie es zu bessern."

„Wie kann ich das?" fragt der Kaiser mit einer leichten Gebärde der Mutlosigkeit.

„Nicht von heute auf morgen; aber zäher Wille vollbringt Wunder."

„Der Wille eines Gottes," knirscht Joseph, „würde an dem Wirrwarr scheitern, der sich Deutsches Reich nennt. Sie wissen so gut wie ich, daß alle noch so wohlgemeinten Anordnungen nutzlos sind, weil keiner der Fürsten sie befolgen wird."

„Zwingen Sie sie dazu, Sire."

„Womit?" Der Kaiser lacht zornig. „Bin ich Jupiter, daß ich einen Blitzstrahl in Händen hielte?"

„Den Blitzstrahl sollen Sie sich schaffen. Er heißt ein schlagbereites, auf Sie eingeschworenes Heer."

Der Kaiser beißt die Lippen.

„Eugen," sagt er in einem Tone mühsam gezügelter Ungeduld, „eben stellten wir fest, daß ich in Ungarn nicht Ordnung machen kann, weil meine Generale, Sie vor allem, mir die nötigen Truppen verweigern; eben betonten Sie daß der gleiche Mangel Sie hinderte, in Italien Ersprießliches zu leisten; eben sprachen wir von der den gleichen Gründen verdankten Ausbreitung der Rebellion in Bayern und dem Verlust der Innstellung, so daß die Aufrührer nun freie Straße nach München haben; und Sie schwärmen mir von einem schlagbereiten Heer, mit dem ich die Fürsten zu Paaren treiben soll! Kommen Sie zu sich! Ich bin heute ein Kaiser ohne Macht und morgen, wenn der Himmel es über mich verhängt, ein Kaiser ohne Land!"

„Sie verdienten es zu sein," gibt Eugen mit jenem Freimut zurück, den er allein wagen darf, „wenn Sie in Wahrheit so dächten. Aber ich denke besser von Ihnen," fährt er sanfter fort. „Sie werden, vom Kleinen ausgehend, groß enden."

Der Kaiser wirft sich in einen Lehnstuhl, trommelt mit zuckenden Fingern auf den Seitenlehnen, starrt vor sich hin.

„Wenn ich nur einen Weg wüßte!" stößt er hervor.

„Der Weg ist der der Geduld und der nimmermüden Arbeit. Ihre ersten Edikte haben bewiesen, daß Sie gesonnen sind, mit jenem Wirrwarr des Deutschen Reiches aufzuräumen. Fahren Sie fort, wie Sie begonnen haben; treiben Sie die Säumigen zur Arbeit; setzen Sie das Gewicht Ihres kaiserlichen Namens hinter Ihre Forderungen; verdoppeln Sie diese, wo Sie nicht gleich durchdringen; halten Sie die Länder, die Kreise zur Erfüllung übernommener Verpflichtungen an. Mahnen Sie, bitten Sie, drohen Sie — seien

Sie tätig, tätig, dann kann der Lohn so vielfältiger Bemühung nicht ausbleiben."

„Das ist ein Bettelweg," murmelt der Kaiser durch die Zähne.

„Den Kaiserweg haben Ihnen die Fehler Ihrer Vorgänger versperrt. Es muß Ihnen gleich sein, wie Sie zum Ziele gelangen."

Den Kaiser treibt die Ungeduld aus seinem Lehnstuhl wider hoch.

„Wofern überhaupt!" ruft er. „Denn indes ich mich abmühe, geht das Reich in Flammen auf! Ungarn löst sich los, die Bayern erobern München, Ihre geschwächte Armee reibt sich erfolglos in Italien auf, Marlborough wird in Flandern in Schach gehalten, die Franzosen dringen über den Rhein — dann erfolgt der Zusammenbruch."

„Nein. Riegeln Sie Ungarn ab, da Sie den Frieden für unmöglich halten, und werfen Sie zuerst Bayern nieder. Dies kann noch in diesem Winter geschehen. Die freigewordenen Truppen senden Sie nach Italien: dort muß im kommenden Jahr der Hauptstoß erfolgen. Ist er geglückt, so treiben wir den Keil entweder durch die Dauphiné oder vom Rhein aus in Feindesland. Marlborough stößt vom Norden nach, faßt Frankreich mit mir in die Zange — und wir diktieren den Frieden, den wir, den Sie nötig haben."

Der Kaiser ist unter Eugens Worten ruhiger geworden. Einmal nickte er sogar beifällig. Nun blickt er auf, fragt: „Und wenn der Friede geschlossen ist?"

Zum erstenmal während der Unterredung gleitet etwas wie ein Lächeln über des Prinzen unbewegliche Züge.

„So haben Sie das Heer, von dem ich sprach, den Blitz des Jupiter, den Sie in Ihrer Hand vermißten. Wie Sie ihn gebrauchen, ist Ihre Sache."

Da er in der Einfahrt des Palais Batthyany den Fuß zum Aussteigen auf den Wagentritt setzt, trägt Prinz Eugen nicht mehr jene undurchdringliche Maske auf seinen Zügen. Mit freundlichem Lächeln beantwortet er die tiefe Verbeugung des Portiers, der herbeigeeilt ist, den Wagenschlag zu öffnen, folgt dann einem voranschreitenden Lakaien die Treppe empor.

Droben erwartet ihn der Kammerdiener strahlenden Gesichts, nimmt ihm eigenhändig den Mantel von den Schultern, begrüßt ihn mit denselben Worten, die vor zwei Stunden der Obersthofmeister an ihn richtete:

„Die Frau Gräfin haben schon zweimal nach Eurer Hoheit gefragt."

„Ich konnte nicht früher abkommen," entschuldigt sich der Prinz. „Nun eile er, mich der Frau Gräfin anzumelden."

Der Kammerdiener führt ihn ins Vorzimmer, verschwindet hastig, kehrt sogleich zurück, hält die Türe weit offen, meldet:

„Frau Gräfin lassen bitten."

Rasch tritt der Prinz ein, verbeugt sich zeremoniös vor der ihm entgegenschreitenden Dame:

„Gnädigste Gräfin —"

Sie sinkt in einem Knix zusammen, der ihre weiten Reifröcke bauscht:

„Eure Hoheit —"

Die Türe schnappt ins Schloß. Sie richten sich beide rasch auf, eilen, lachend wie zwei Kinder, mit ausgestreckten Händen aufeinander zu.

„Lori!"

„Eugen!"

Sie wirft sich an seine Brust, legt beide Hände an sein

Herz. Er schlingt sanft die Arme um sie, berührt mit seinen Lippen leicht die Wange, die sie ihm entgegenhält. Sie schließt die Augen, schmiegt sich enger an ihn.

„Ich konnte Sie kaum noch erwarten," flüstert sie.

„Auch ich war voll Ungeduld," versichert er. „Aber Sie wissen, wie das bei Hofe geht: nirgends ist man weniger Herr seiner Zeit."

Sie ist zurückgetreten, hält ihn an beiden Händen fest, betrachtet ihn von Kopf bis Fuß.

„Sie kommen vom Kaiser?" fragt sie. „Darum wohl auch dieser feierliche Aufzug?"

„Erraten. Ich wollte durch Umkleiden nicht noch mehr Zeit vertrödeln."

„Bin ich nicht auch eines Staatskleides wert?"

Er nimmt eine feierliche Miene an.

„Wenn gnädigste Gräfin befehlen —"

„Seien Sie nicht ridikül, Eugen," lacht sie. „Und setzen Sie sich endlich, Sie müssen müde sein. Ich wette, der Kaiser hat nicht einmal daran gedacht, Ihnen Platz anzubieten."

„Der Kaiser war zu beschäftigt, um an derlei Bagatellen zu denken."

„Wie fanden Sie ihn?"

„In schlechter Stimmung. Aber ich ließ ihn in besserer."

„Ja, das können Sie, eine Stimmung bessern." Beide haben während des Gesprächs Platz genommen. „Aber das meinte ich nicht," fährt sie fort. „Wie fanden Sie ihn überhaupt? Als Menschen?"

„Ich kenne ihn doch so viele Jahre!"

„Als ob ihn sein hohes Amt nicht verändert hätte!"

„Verändert? Das glaube ich nicht. Entwickelt, mag sein. Jedenfalls hat er sein altes Temperament behalten."

„Sagen Sie, seine Launenhaftigkeit!"

Er sieht sie groß an, verwundert.

„Wie, Lori, sollten Sie eine Feindin des Kaisers sein?"

Vor seinem forschenden Blick schlägt sie die Augen nieder.

„Nein," sagt sie leise. „Aber man erzählte mir, er habe sich hart über Sie geäußert, sich beklagt, Sie hätten ihn enttäuscht."

„Das habe ich auch," antwortet er ernsthaft. „Und wenn er mit mir nicht zufrieden ist, — ich bin es ebensowenig."

Die Lider gehen wieder hoch, ihre Augen sprühen ihn an.

„Sie sind der einzige, der das sagen darf!"

„Darum eben sage ich es." Er behält seine ernsthafte Miene bei. „Lori, seien Sie gerecht," mahnt er. „Joseph hat einen Feldherrn, von dem er etwas hält und der bisher Glück hatte; diesem Feldherrn vertraut er die Hälfte seines Heeres zu einer wichtigen Unternehmung an; der Erwählte geht ans Werk — und scheitert. Hat der Kaiser da nicht das Recht zu harten Worten?"

„Sie sind zu bescheiden, Eugen, ich werde nie müde werden, es Ihnen zu sagen. Glück! Was! Wo stünden wir ohne Ihr Genie? Die Hälfte des Heeres! Pah! Das ganze besteht ja aus einem Haufen Abenteurer und Gesindel, schlecht bekleidet und ausgerüstet und fast ohne Brot, es zu ernähren! Sie haben Wunderdinge mit diesem Werkzeug vollbracht, das jedem andern in der Hand zerbrochen wäre!"

„Können Sie erwarten, daß ein junger Kaiser das versteht, der, stolz, tatkräftig, ungeduldig Erfolge zu erringen, den kühlen Sinn noch nicht hat, die Hemmnisse auf seinem Wege gelassen zu überblicken?"

„Sie haben viel Nachsicht mit dem jungen Kaiser."

„Ich bin gerecht gegen ihn."

„Gerechter als er gegen Sie!"

„Man kann nicht gerechter oder ungerechter, man kann nur gerecht oder ungerecht sein, Lori! Sie zeichnen sich vor Ihrem Geschlecht dadurch aus, daß man mit Ihnen sprechen kann wie mit einem Manne, daß Erkenntnisse und nicht Empfindungen Ihr Urteil bilden. Bleiben Sie dieser Tugend treu! Begreifen Sie, daß Joseph unter der Bürde leidet,

die auf seine Schultern gelegt wurde, und freuen Sie sich mit mir, daß er sich nicht mit Klagen, sondern mit Zornesausbrüchen Luft macht. Zorn kann schöpferisch sein; Klagen sind es niemals."

„So soll er schaffen!" Es soll noch kriegerisch klingen, aber Eugens beruhigende Worte haben ihren Zweck nicht verfehlt.

„Lassen Sie ihm doch Zeit, Lori! Er hat den einzigen Fehler, daß er jung ist. Wollte Gott, ich hätte diesen Fehler noch!"

Wider Willen mußte sie lachen.

„Sie tun, als ob Sie ein Greis wären."

„Ich bin es nicht und denke es recht spät zu werden; aber zwischen seinen siebenundzwanzig und meinen zweiundvierzig Jahren besteht immerhin ein Unterschied."

Sie überlegt einen Augenblick lang, zuckt dann die vollen Schultern.

„Nun gut, Sie haben mich überzeugt. — Einigermaßen," schränkt sie sogleich ihr Zugeständnis ein, da sie sein Lächeln sieht. „Zumindest will ich Ihnen zugeben, daß er mir lieber ist als sein Bruder Karl."

„Was haben Sie nun wieder gegen Karl?" ruft er mit spaßhaftem Erschrecken.

„Daß er das alles nicht ist, dessen Sie Joseph rühmen. Stolz — das mag noch angehen; aber weder tatkräftig, noch ehrgeizig, noch — das am allerwenigsten — jung."

„Er ist jünger als der Kaiser."

„An Jahren, aber nicht im Wesen. Er schleicht, wo jener stürmen will; seufzt, wo jener wettert; finassiert, wo jener befiehlt; schließt Kompromisse, wo jener durchgreift; und hält seinen beschränkten Gesichtskreis für das einzig richtige, unzugänglich jeder Belehrung und unfähig, einen großen Gedanken zu erfassen. Da haben Sie mein Urteil über Karl."

Das Lächeln in Eugens Zügen verstärkt sich.

„Zumindest sehe ich daraus," bemerkt er fein, „daß Sie über den Kaiser besser denken als Sie vorhin wahr haben wollten." Er bemerkt ihr Erröten, beeilt sich feinfühlig, über den heiklen Punkt hinwegzugleiten. „Nun, zum Glück ist Karl nicht Kaiser, und wir haben nicht zu fürchten, mit seinen von Ihnen so streng gerügten Fehlern zu tun haben zu müssen." Er lenkt vollends ab. „Aber erzählen Sie mir von sich. Wie geht es Ihnen? Wie verbrachten Sie die Zeit, da wir getrennt waren? Wissen Sie, daß Sie schöner sind denn je?"

Sie errötete abermals, diesmal vor Freude über seine Worte, deren Ehrlichkeit sie empfindet.

„Von mir ist nicht viel zu erzählen," erwidert sie. „Handarbeiten, Sorge um die Kinder, gemachte und empfangene Besuche, Ausfahrten und Einkäufe füllten meinen Tag aus. Zwischendurch dachte ich an Sie." Ihr Blick legt sich mit verschleierter Zärtlichkeit auf ihn.

Er nimmt ihre Hand, küßt sie, behält sie in der seinen.

„Mir ging es ebenso," sagt er still. „Wie oft war mir in der Fremde der Gedanke an Sie der einzige Trost! Glauben Sie mir," fährt er fort, mit einem schwachen Versuch zu scherzen, „Taten bereiten nicht halb so viel Freude, wenn man niemanden hat, für den man sie vollbringt."

Sie legt ihre zweite Hand auf die seine, die die ihre festhält.

„Sie machen mich stolz, Eugen," sagt sie. „Obgleich ich nicht weiß, wie ich das Glück verdiene, Ihnen etwas sein zu dürfen." Sie verstummt, setzt dann lebhaft fort: „Taten! Erzählen Sie mir davon! Nicht von jenen, die Sie vollführten, sondern von jenen, die Sie planen."

Er hebt die Achseln.

„Mein Weg ist mir vorgezeichnet. Ich werde zunächst alles daransetzen, Italien zu erobern."

„Ihr unverschuldeter Mißerfolg hat Sie also nicht entmutigt," stellt sie fest. „Daran erkenn' ich Sie."

„Mißerfolge, die entmutigen, sind verdient; unverdiente spornen nur an."

„Erzählen Sie weiter. Oh, ich könnte Ihnen ein Leben lang zuhören!"

„Sodann werd' ich bestrebt sein, den Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen und uns den Frieden zu erwerben, der unserer Anstrengungen wert ist."

„Und dann?"

Er sieht sie aufmerksam an.

„Was meinen Sie?"

Sie lacht.

„Ich bin unersättlich in meinem Wissensdrang, nicht wahr? Aber ich müßte Eugen von Savoyen schlecht kennen, wenn ich annähme, er habe nicht noch weiter gedacht."

„Ich habe allerdings —"

„Sehen Sie? Sehen Sie? Nun, lassen Sie hören!"

Eugen vollführt mit der freien Hand eine umfassende Geste.

„Stellen Sie sich Europa nach einem Frieden vor, wie er unsern Wünschen entspricht: Flandern und Oberitalien in unserm Besitz, Spanien unter —" er lächelt flüchtig — „Karl unser engster Verbündeter —"

„Nicht mehr als das?"

„Nicht mehr als das. Es hat dem Reich nie gut getan, seinen Schwerpunkt außerhalb seiner Grenzen zu suchen."

Die Gräfin überlegt, nickt dann:

„Setzen Sie fort."

„Frankreich also, der ewige Unruhestifter, machtlos, niedergehalten von drei Seiten. Denn ich finde es überflüssig zu erwähnen, daß die geraubten Reichslande wieder zum Reich zurückkehren."

„Selbstverständlich. Nun?"

„Nun!" Ein warmer, dunkler Ton kommt in die gelassene Stimme. „Im Westen sind wir gesichert, der Weg nach Osten ist frei."

„Zum Kampf —?"

„Mit den Osmanen. Zur großen Auseinandersetzung zwischen Abendland und Morgenland. Als junger Mensch hatte ich das Glück, den letzten Angriff dieser orientalischen Macht abwehren helfen zu dürfen.. Es ist mein Lieblingstraum, der Feldherr eines Europa zu sein, das zum Gegenangriff übergeht."

Die Gräfin holt tief Atem.

„Man muß sich an Ihre Größe erst gewöhnen," sagt sie. „Sie denken in Kontinenten."

„Das müssen wir lernen, wenn wir an eine Zukunft glauben wollen."

Ihre Hände drücken die seine, die gelöst dazwischenliegt. Ihre Augen glühen vor Bewunderung und Verehrung.

„Glaubte einer nicht daran," preßt sie mit einer Stimme hervor, die schwer ist vor unterdrückter Erregung, „Sie müßten ihn dazu bekehren!"

Sie hätten noch zwei Tage warten müssen, bis alle Haufen der heranrückenden Bauern beisammen wären, um den allgemeinen Angriff auf München zu unternehmen. Noch sind erst die Oberländer in Sendling eingetroffen. Aber die Anführer vermögen die Bauern nicht länger zu halten. Sie haben alle nur einen Gedanken: einzudringen in die Stadt und Rache zu nehmen für alles, was ihnen im verflossenen Jahr angetan worden war.

Kaum daß es den Führern gelingt, ihre Leute auf die Nacht zu vertrösten: die gingen am liebsten gleich vor, den Morgenstern, den umgedrehten Stutzen oder auch nur das griffeste Messer in der Hand, um sich auf die Kaiserlichen zu stürzen. Aber sie begreifen endlich, daß der große Plan durch Übereilung nicht gefährdet werden darf: es müssen doch auch die Bürger von München, die sich den Sturmkolonnen anschließen sollen, Zeit haben, die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Es ist der Abend vor Weihnacht. Doch diesmal denkt keiner an das Fest des Friedens. Überall stehen sie gedrängt, in Gruppen beisammen, verfluchen je nach Stimmung und Laune den Feind oder prahlen mit den Taten, die sie vollbringen wollen. Besonnere überprüfen nochmals ihre Waffen, laden die Stutzen, schärfen Hieb- und Stichwehren. Einer steht und dengelt seine Sense, so daß die Näherstehenden, jäh an Sommer und Erntezeit gemahnt, sich verwundert nach ihm umdrehen. Aber das Sensenblatt ist geradeaus genagelt, bildet mit dem Stiel einen furchtbaren Spieß, und das grimmige Lachen des Denglers verrät, welche Mahd zu halten er gesonnen ist.

Eine Stunde nach Mitternacht brechen sie auf. Lautlos

wie Katzen schleichen sie durch das bergende Dunkel, bis sie die Vorstadt Au erreicht haben. Hier kommt es durch ein Mißverständnis fast zum ersten Zusammenstoß: Zusammenrottungen werden gesichtet, die man erst für feindliche Truppen hält. Aber das Mißverständnis klärt sich noch rechtzeitig: es ist die Münchener Zimmermannszunft, die sich den Freiheitskämpfern anschließt, baumlange, baumstarke, verwegene Kerle, die freudig willkommen geheißen werden.

Endlich ist die Isar erreicht. Die lange Brücke dehnt sich schattenhaft vor den Blicken der Sturmkolonnen, drüben ragt die dunkle Masse des Roten Turmes gegen den hellen Nachthimmel. Leben ist weder zu sehen noch zu hören. Die Besatzung hat wohl keine Lust, in der kalten Winternacht sich im Freien aufzuhalten.

Einige Augenblicke des Veratmens noch, dann bricht ein Höllenlärm los. Schüsse knallen, gellende Schreie hallen auf, das Balkenwerk der Brücke dröhnt dumpf unter den schweren, genagelten Schuhen der Darüberlaufenden. Fackeln, bis nun sorgsam verhohlen, flammen auf und tauchen das Gelände in ihr ungewisses, von langen, schwarzen, tanzenden Schatten durchsetztes Licht.

Nun wird's auch drüben lebendig. An einer der andern Luken des Turmes taucht ein schwacher Lichtschein auf, dann peitschen auch aus dem Werk die ersten Schüsse herüber. Aber sie sind schlecht gezielt, richten wenig Schaden an. Die Mehrzahl der Stürmer erreicht ungefährdet den toten Winkel.

Das Tor ist verschlossen. Keulen, Büchsenschäfte, die Äxte der Holzknechte und die Beile der Zimmerleute donnern dran, aber die schweren eichenen Bohlen und Bretter widerstehen. Ehe jedoch noch Ratlosigkeit die enggedrängten Kämpfer überfallen kann, ist in den rückwärtigen Reihen eine Bewegung. Rufe werden laut: „Platz! Platz für den Schmiedbartl von Kochel!"

Der Schmiedbartl drängt sich durch die Masse. Er ist ein Riese wie aus einer Urweltsage, an die acht Fuß hoch und

mit Gliedern wie Baumäste. In seinen gewaltigen Händen trägt er die Deichsel eines Wagens, mit der er hantiert wie mit einem dünnen Stecken. Vorne angelangt hebt er sie über den Kopf und stößt sie mit aller Wucht gegen das Tor, dort, wo die beiden Flügel zusammentreffen. Das Tor erbebt. Noch ein zweiter, gleich furchtbarer Stoß — ein dritter — Schloß und Riegel springen, das Tor hängt hilflos in den gelockerten Angeln. Da läßt der riesige Alte, von dessen Haupt das Haar weht wie weiße Flammen, die Deichsel fallen, faßt mit beiden Händen einen der Flügel, drückt mit der Schulter nach — und hebt den Flügel aus seinen Lagern und stürzt ihn ins Innere hinein. Mit einem Aufbrüllen des Triumphes stürmen die Bauern in den Torweg.

Drinnen gibts nur ein kurzes Handgemenge. Zu wenige Truppen halten den Turm besetzt, als daß sie längern Widerstand leisten könnten. Ein paar Schüsse fallen noch, ein paar Schreie, das Krachen von brechenden Schädelknochen unter zerschmetternden Kolben- und Keulenhieben — dann ist Ruhe, vollkommene Ruhe. Kein Mann der Besatzung ist mehr am Leben: Pardon wurde weder gegeben noch genommen.

Indes die Toten beiseite geschafft, die Verwundeten zurückgeführt werden, wischt sich der Schmiedbartl die Stirn.

„Das hammer g'schafft, Leut'ln," sagt er zufrieden. „Besetzt's ein paar den Turm, mit den andern gehn mir weiter!"

„Halt' aus, Schmied," widerspricht ihm ein kleiner, etwas verwachsener Mann. „Net so voreilig! Erst müssen die andern da sein."

„Was, die andern," ereifert sich der Riese. „Die sollen ihre Arbeit tun, wie wir! Uns kümmert nur, daß wir so schnell wie möglich in der Stadt drin sind."

„Ja, und dort von den Soldaten zu Krennfleisch zerhackt werden!" höhnt der Verwachsene. „Nix da, nix da! Erst müssen s' uns das Bräuhauspförtl aufmachen und erst

müssen s' die Signalraketen aufsteigen lassen, damit wir wissen, daß die Bürger mittun."

Der Alte sieht rundum, sucht gleichgestimmte Gefährten, die gleich ihm den Sturm in die Stadt wagen wollen. Aber er begegnet nur bedenklichen Blicken, einem unsichern Gemurmel. Der Schwung des ersten Ansturms ist verebbt, die mattherzigen Worte des Verwachsenen üben ihre lähmende Wirkung.

„Bartl," spricht ihm ein älterer Bauer zu, „gib nach. Allein können wir in der Stadt nix ausrichten. Warten mir halt auf's Signal. Lang kann's eh' net dauern."

„Ja, warten! Warten!" klingen noch verschiedene andere Stimmen auf. Der Schmied zuckt die Achseln, brummt mißmutig:

„Wart' mer halt. Aber wenn's nach mir 'gangen wär' —"

Sie warten eine Stunde, zwei, drei — nichts rührt sich. Wohl hören sie da und dort schießen, aber in der Stadt selbst bleibt es stumm. Kein Tor öffnet sich. Kein Raketensignal steigt auf.

Der Bauern beginnt sich eine unbestimmte Unruhe zu bemächtigen. Indes die Burschen sich damit vergnügen, alles Papier, das sie im Roten Turm finden, in kleine Stücke zu zerreißen, das sie dann als ‚Kaiserschnee' aus den Luken des Turmes niederfallen lassen, oder Bänke, Tische und Pritschen zu zerschlagen und zu verheizen, trachten die Besonnenern, den Feind wenigstens in der nächsten Umgebung zu bekämpfen. Sie beschießen die Mauern mit ein paar kleinen Kanonen, und Scharfschützen lauern auf jeden Kaiserlichen, der sich auf den Wällen zeigt. Aber das sind alles nur Verlegenheitsmittel, da sie nicht wissen, was beginnen, da sie insbesondere nicht wissen, was aus den übrigen Sturmkolonnen geworden ist. Und die kostbare Zeit verrinnt unbenützt — verrinnt — —

Ein trüber Tag bricht an. Eine entfernte Kirchenuhr tut acht Schläge. Plötzlich fallen drei ferne Kanonenschüsse, und zugleich werden auf einem Hügelrücken schattenhafte Gestalten

sichtbar: Gestalten zu Fuß und Gestalten zu Pferd — kaiserliche Soldaten.

In die Bauern kommt Bewegung. Ein Kampf steht bevor, das ist immer noch besser als das untätige Warten. Die Fernerstehenden werden herbeigerufen, Tor und Luken besetzt, alle erwarten den Angriff des Feindes.

Er läßt nicht auf sich warten. Kolonne um Kolonne taucht auf, alle im Sturmschritt, rasch sich nähernd. Die begleitenden Schwadronen schwenken nach rechts und links, schwärmen aus, suchen an der Isar Furten, finden sie, jagen jenseits weiter.

Die Bauern stehen kampfbereit, ihre Waffen zur Hand. Aber es ist nichts mehr von dieser Sturmeswut in ihnen, die sie gegen das Bollwerk trieb und es so rasch in ihre Hände brachte. Fast will sie ein Bangen überkommen, als sie eine der Kolonnen in ihre Richtung schwenken sehen, trotz des Geschwindschrittes in tadellos ausgerichteten Reihen, mit rasselnden Trommeln, die dem Schritt den Takt angeben.

Wieder steht der Schmiedbartl in der ersten Reihe. Er hält eine mächtige, mit Eisennägeln gespickte Keule in der Hand und wirbelt sie wie einen Tambourstab.

„Laßt s' es nur kommen," ruft er grimmig den Nächststehenden zu. „Mir werden s' zusamm'klatschen wie die Fliegen!"

Aber sie kommen noch nicht sogleich. Am jenseitigen Brückenende verhalten sie den Schritt, nur ein paar Männer marschieren weiter, mit hohen Mützen, rauchende Eisenkugeln in der Hand.

„Grenadier'!" schreit der Schmiedbartl auf. „Dö Hund'!" Von plötzlicher Wut getrieben stürmt er, die Keule schwingend, auf einen der Soldaten los. Aufzuckend sieht dieser den Berserker vorwärtsstürmen, verliert den Kopf, wirft ihm die Handgranate vor die Füße. Den Augenblick darauf kracht ihm die Keule auf den Schädel nieder, er bricht zusammen und zugleich mit ihm bückt sich der Schmiedbartl, nimmt die noch rauchende Granate auf und wirft sie in den

Trupp, der am Brückenende wartend steht. Sie platzt, rechts und links fallen Soldaten.

„Dös hat g'raten, was?" lacht der Alte wild. „Dös G'schäft versteh' i: i war aa a Grenadier!"

Der Angriff des Schmiedbartl war auf der Brücke erfolgt, ohne daß Freund oder Feind eingegriffen hätte. Nun aber, als sei sein Wurf ein Zeichen gewesen, stürmen sie von beiden Seiten vor, vom Roten Turm her die Bauern mit Spießen, Sensen, Kolben, Beilen, vom Ufer her die Kaiserlichen, die Reihen eng gefügt, die Bajonette gefällt. In der Mitte der Brücke erfolgt der Zusammenstoß.

Auf Bartl rennt ein blutjunger Offizier los, fast noch ein Kind, den Sponton wie eine Saufeder vor sich haltend. Der Schmied sieht ihm lauernd entgegen, weicht im letzten Augenblick aus, schlägt den Weiterlaufenden, da dieser vorbeikommt, mit der Keule nieder, stürzt sich mit gellendem Ruf: „Boarisch! Guat Boarisch!" in das Getümmel.

Bajonette und Degen, Spieße und Kolben machen gleich gute Arbeit. Keiner weicht — es könnte auch keiner — und so geht kein Hieb, kein Schlag, kein Stoß daneben. Im Nu triefen die Bohlen der Brücke von Blut, das in der Dezemberkälte rasch gefriert und nun ein schauerliches Glatteis bildet, das die Kämpfenden ausgleiten macht, so als wollte die vergossene Lebensflut die andern nachziehen.

Etwa eine halbe Stunde wogt das Ringen unentschieden hin und her. Die Kaiserlichen führen immer neue Abteilungen in den Kampf. Dennoch beginnen die Bauern sich allmählich vorwärtszuarbeiten, an ihrer Spitze der Schmiedbartl, dessen Keule unaufhörlich hochwirbelt und niederkracht. Schon beginnen die festgefügten Abteilungen zu weichen, schon überdröhnt das Bayernlied das Getöse:

„Lieber bayrisch sterben,
Als in Kaisers Unfug verderben,
Liebe Brüder, es muß sein,
Jetzt muß 's sein!"

Plötzlich Schüsse im Rücken der Bauern. Die Münchner! denken sie. Grad' im rechten Augenblick. Ein Vaterunser später wär's zu spät gewesen. Die in den letzten Reihen vordrängen, sehen sich um — und sehen, daß um den Turm ein heftiger Kampf tobt, daß Soldaten sich schon durch den Torweg hindurchgedrängt haben und zum Teil den Turm von der Vorderseite angreifen, zum Teil sich anschicken, den Bauern auf der Brücke in den Rücken zu fallen: die Münchner Garnison macht einen Ausfall!

Schreie der Wut und des Entsetzens. Von Mund zu Mund geht die Unheilskunde weiter, gelangt bis in die vordersten Reihen.

Aber heute schreckt den Bartl nichts, im Gegenteil: alles, was es auch sein mag, stachelt ihn an. Mit seiner Keule vor sich hermähend, daß die Fallenden zu beiden Seiten wegwirbeln, brüllt er:

„Landsleut', mir nach! Auf Sendling geht's!"

Mit unwiderstehlicher Gewalt bricht er sich Bahn, gefolgt von seinen Mitkämpfern. Zwar fallen sie wieder zu Dutzenden — aber der Durchbruch gelingt, und einmal jenseits der dicht gedrängten Sturmkolonne, laufen sie um ihr Leben, bis sie mit keuchenden Lungen und hämmernden Herzen wieder in Sendling eintreffen, hinter dem vorbereiteten Verhack wieder Fuß fassen.

Sie sind nicht die einzigen. Von allen Seiten strömt es herbei, bewaffnet und waffenlos. Helden und Memmen, junge Burschen und ältere Bauern, die fast schon Austrägler sein könnten, und alle verfolgt von dem präzisen, rollenden Pelotonfeuer, alle umschwärmt von Husaren, die erbarmungslos in die wehrlos Flüchtenden einhauen.

Als die Lücke im Verhack sich hinter den letzten geschlossen hat, überzählen die Anführer flüchtig ihre Scharen; das Ergebnis ist niederschmetternd: die Niederlage ist vollkommen, etwa zwei Drittel der Stürmenden sind gefallen.

„Verloren hammer," keucht ein Zimmermann dem neben ihm stehenden Bartl zu.

„Und verloren sammer," gibt der greise Riese voll schwerer Ruhe zurück. „Es bleibt uns nix andres, wie unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen."

An Gelegenheit dazu fehlt es nicht. Schon sieht man wieder die genauen militärischen Bewegungen der Kaiserlichen, das Ausschwärmen der Husaren nach rechts und nach links, den Stampfschritt der anrückenden Infanteriekolonnen. Und abermals wiederholt sich das furchtbare Handgemenge, erst um jeden Teil des Verhacks, dann, als dieser erstürmt ist, um jedes Haus, um jeden Zaun, um jede Hecke, endlich um den Friedhof, den der Rest der Bauern besetzt hat. Etwa fünfhundert von ihnen gelingt es, sich durchzuschlagen und unter verzweifelter Abwehr den Forstenrieder Wald zu erreichen. Die andern, auch der Schmiedbartl, bleiben. Als ihn sein Nachbar in der Reihe aufforderte, mitzukommen, hatte er bloß höhnisch aufgelacht:

„Is eh' all's hin! Soll i aa hin sein!"

Nur wenige stehen noch. Die Zimmerleute haben sich auf einen dichten Haufen zusammengedrängt, schlagen mit ihren Axten um sich, fallen einer nach dem andern. Da, dort kämpft noch ein einzelner, bricht endlich blutüberströmt zusammen.

Und dann ist nur noch der Bartl übrig. Im sinkenden Abend ragt er unerschütterlich, wie er den ganzen Tag stand, und läßt seine Keule wirbeln. Zu seinen Füßen häufen sich die Leichen. Ein leerer Kreis ist um ihn, den kein Angreifer zu überschreiten wagt.

Hohe Offiziere halten in einiger Entfernung, beobachten den Kampf. Sogar der General Kriechbaum, der den Angriff leitete, ist herbeigekommen, sagt einem jüngern Offizier einige Worte. Der reitet näher heran.

„Bauer, gib dich!" ruft er. „Der General gewährt dir Gnad'!"

Die Keule wirbelt.

„Brauch' Eure Gnad' net!" schreit der Bartl zurück. Und er stimmt wieder mit donnernder Stimme das Trutzlied der Rebellen an:

„Lieber bayrisch sterben
Als in Kaisers Unfug verderben!"

Der Offizier zuckt die Schultern, sagt halblaut, fast zögernd zu einem Husarenrittmeister, der mit seiner Schwadron in der Nähe hält:

„Macht ein End'!"

Ein scharfes Kommando, das erste Glied der Schwadron reitet etwas vor, setzt an, geht in Trab, in Galopp über, durch die Gasse hindurch, die das Fußvolk eilig gebildet hat, jagt auf den Bartl los. Der drischt noch einem Gaul die Keule vor die Stirn, daß Roß und Reiter sich im blutverfärbten Schnee überschlagen, dann gehen die Pferde über ihn hinweg. Der letzte Verteidiger der bayrischen Freiheit, der Held von Kochel, ist tot.

Der allzeit huldvolle Sonnenkönig

Es ist nicht mehr die Zeit der großen Hoffeste, die wie ein überirdischer Zauber die Augen von ganz Europa nach Paris lenkten und blendeten. Verklungen sind Sarabanden, Couranten und Giguen, verstummt das Liebesgeflüster heimlicher Paare im riesigen Park von Versailles, verprasselt die Feuerwerke, die, wetteifernd mit den Wasserspielen, ihre farbigen Lichtgarben gegen den Himmel warfen. Ludwig, der Sonnenkönig, ist alt geworden — und fromm. Madame de Maintenon herrscht nun an Stelle der sanften La Vallière, die nur glücklich war, wenn sie ihren königlichen Galan glücklich wußte, der feurigen Montespan, die, um die Liebe des Königs sich zu erhalten, auch nicht vor der Verbindung mit der Giftmischerin Voisin und nicht vor der „schwarzen Messe" zurückschreckte, der statuenhaften Fontanges, die ihre Schönheit zum Mittelpunkt des rauschenden Hoflebens zu machen wußte.

Es ist still geworden in Versailles, der Prunk ist erstarrt, die Glut, die ein Jahrhundert zu erhellen vermochte, niedergebrannt. Die Putten auf der großen Terrasse des Schlosses frieren, und der weite Blick über die Kanäle und Bassins mahnt nur noch an Unendlichkeit und Ewigkeit, vor denen alles Menschenwerk nichtig ist.

Es geht gegen Abend. Der Kammerherr vom Dienst hat die Aufstellung des Spieltisches überwacht, die Armleuchter bereitstellen lassen und eigenhändig zwei funkelnagelneue Spiele Pikettkarten auf das dunkelrote Tuch niedergelegt. Dann zieht er sich, indes der alternde König und Madame sich zu ihrer allabendlichen Béziguepartie niedersetzen, mit stummer Verbeugung zurück.

Der König scheint heute weniger grämlich als sonst. Das

mag mit den Depeschen zusammenhängen, die er am frühen Nachmittag erhielt und die ihm die endgültige Aufhebung der Belagerung von Bajadoz durch die Portugiesen melden, oder vielleicht auch nur damit, daß er gleich beim ersten Mischen eine Quintmajor in die Hand bekommen hat. Und als er während des Spiels gar noch die Trumpfmariage heimbringen kann, wird seine Laune beinahe rosig.

Während er die Stiche zusammenzählt und immer vergnügter wird, je näher er den ersehnten tausend Punkten kommt, erscheint der Kammerherr abermals. Da Ludwig ihn nicht bemerkt, wagt er ein diskretes Räuspern.

Ohne sich zu unterbrechen oder selbst nur aufzusehen fragt der König kurz:

„Was wollen Sie?"

„Eure Majestät," meldet der Höfling mit einiger Verlegenheit, „der Kurfürst von Bayern ist soeben im Schloß eingetroffen und bittet um gnädiges Gehör."

„... achthundertzwölf — achthundertfünfundzwanzig ..." murmelt der König. Fragt laut, unbehaglich: „Jetzt? Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß ich nicht zu sprechen bin?"

„Selbstverständlich, Eure Majestät," versichert der Kammerherr eifrig.

„Nun denn?"

„Der Kurfürst versicherte, daß nur die außergewöhnlichen Umstände —"

„... achthundertneunundfünfzig — sechsundsechzig — zweiundachtzig ... Hat man denn keinen Augenblick Ruhe? ... zweiundneunzig — neunhunderteins ..."

„Es wird vielleicht doch gut sein, ihn zu empfangen," mischt sich Madame de Maintenon ins Gespräch. „Er kann wichtige Nachrichten bringen."

„Papperlapapp! Ich kenne diese kleinen deutschen Fürsten — ... dreizehn, einundzwanzig, einunddreißig ... Die glauben, wenn in ihren lumpigen Herzogtümern — ... siebenundsechzig, zweiundsiebzig, achtundsiebzig ... ein Ziegel vom

Dach fällt, so erbebe die Welt ... siebenundneunzig, tausenddrei, tausendsieben, tausendzwölf. Ich habe gewonnen, Françoise."

„Eure Majestät gewinnen immer," erwidert sie mit angestrengter Liebenswürdigkeit. „Nicht umsonst heißen Sie Ludwig der Siegreiche."

„Hm." Geschmeichelt steckt der König das Kompliment ein, schiebt ihr die Karten hin. „Sie geben." Er wendet den Kopf nach dem Kammerherrn, der wartend steht. „Sie sind noch immer da?"

„Eure Majestät — die Antwort an den Kurfürsten —"

Der König will heftig werden; da legt sich Madame de Maintenon abermals ins Mittel:

„Ich bitte Eure Majestät, ihn zu empfangen. Schon damit Sie Ruhe haben."

„Die Ruhe ist ohnehin schon gestört," knurrt Ludwig. „Nun wohl, Ihnen zuliebe, Françoise." Er wendet sich zum Kammerherrn. „Führen Sie den Herzog hierher."

„Ich ziehe mich zurück," sagt Madame de Maintenon rasch.

„Weshalb denn?" verweist sie der König unwirsch. „Bleiben Sie! Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen."

Der Kammerherr war gegangen, kehrt zurück, meldet offiziös:

„Seine Hoheit der Herzog Max Emanuel von Bayern." Auf einen stummen Wink des Königs tritt er zur Seite, hält den Türflügel offen. Der Kurfürst tritt rasch ein, mäßigt die Eile seines Schrittes, vollführt eine tiefe Reverenz:

„Eure Majestät —"

Ludwig hat, sich auf die Hände stützend, ein weniges das Gesäß gelüftet, deutet mit Haupt und Schultern eine Verbeugung an:

„Mein lieber Vetter —"

Er läßt sich wieder zurücksinken.

Der Kurfürst vollführt ein zweites, weniger tiefes Kom-

pliment in der Richtung gegen Madame de Maintenon, das sie mit säuerlichem Lächeln erwidert, richtet sich auf.

„Einen Stuhl", knurrt der König übellaunig dem Kammerherrn zu. Und da dieser gehorcht, höflicher, aber kaum freundlicher zum Herzog: „Nehmen Sie Platz, mein Vetter." Er sitzt unbeweglich, bis der rückwärts hinausschreitende Höfling das Zimmer verlassen hat, fragt dann griesgrämig: „Welchem Umstande verdanke ich zu dieser ungewöhnlichen Stunde das Vergnügen Ihres Besuches?"

Kurfürst Max Emanuel hört den versteckten Vorwurf aus diesen Worten. Aber er ist zu erregt, um sich bei Entschuldigungen aufzuhalten.

„Eure Majestät," beginnt er mit bebender Stimme, „soeben erhielt ich Depeschen aus Bayern." Er möchte weitersprechen, vermag es nicht.

„In der Tat?" bemerkt Ludwig gleichgültig, um die Pause auszufüllen. „Hoffentlich nichts Unangenehmes? Die Herzogin befindet sich wohl?"

„Die Herzogin weilt nicht in Bayern," erwidert der Kurfürst dumpf. „Man hat sie aus dem Lande entfernt und ihr dann die Rückkehr verweigert. Aber," würgt er hervor, „meine Kinder hat man mir geraubt und nach Österreich verschleppt — nach Graz oder Klagenfurt — ich weiß nicht."

Dem alten König sind die genannten Orte völlig unbekannt, und das persönliche Schicksal seines Verbündeten läßt ihn kalt. Nur um der Höflichkeit Genüge zu tun, sagt er:

„Ich fühle warm mit Ihrem Unglück." Was will er eigentlich von mir? denkt er.

Aber der Herzog ist mit der Aufzählung seiner Hiobsbotschaften noch nicht zuende.

„Und der Kaiser haust in meinem Lande nicht wie ein christlicher Herrscher, sondern wie der Hauptmann einer Räuberbande. Meine armen Untertanen werden furchtbar dafür bestraft, daß sie mir die Treue hielten. Bei München wurden ihre tapfern Scharen geschlagen, bei Aidenbach, und

nun tagen die Blutgerichte und verbreiten ihre Furie über ganz Bayern."

Ludwig beginnt ungeduldig zu werden. Ist der Herzog nur gekommen, ihm sein Leid zu klagen? Hätte er sich doch lieber an einen Kapuziner gewandt! Mit greisenhafter Bosheit wirft er ein:

„Sie hatten eben das Unglück, lieber Vetter, nach der unseligen Bataille von Höchstädt das Land verlassen zu müssen."

Dem Kurfürsten steigt das Blut zu Kopf.

„Die Niederlage von Höchstädt ist nicht meine Schuld," grollt er, die zornigen Augen starr auf den König geheftet. „Eure Majestät wissen sehr wohl, daß ich die Mitte hielt, ja, sogar die Brandenburger zurückwarf. Aber Ihre Marschälle Tallard und Marsin —"

Dem König sind diese Erörterungen unangenehm.

„Gut, gut," unterbricht er den Kurfürsten. „Wir wollen nicht alte Wunden aufreißen." Er entschließt sich endlich, die Frage zu tun, die ihn vom Beginn der Unterredung an beschäftigt, setzt ohne Übergang hinzu: „Und womit kann ich Ihnen nun dienen, mein Vetter? Was wollen Sie von mir?"

Der Zorn des Kurfürsten verfliegt, die kaum unterdrückte Angst flackert wieder auf.

„Hilfe, Sire!" ruft er so laut, daß Ludwig unwillkürlich zusammenzuckt und Madame die dünnen Brauen hochzieht. „Sie können unmöglich einen Verbündeten, der Ihnen Leib und Leben zur Verfügung stellte, im Stich lassen!"

Der deutsche Bär wird dem Könige immer unbequemer. Ärgerlich, seine Ungeduld kaum noch verbergend, gibt Ludwig zurück:

„Wie stellen Sie sich das vor, lieber Vetter? Sie können doch unmöglich verlangen, daß ich mitten im Winter meine Armeen marschieren heiße, um Ihnen wieder zu Ihrem Lande zu verhelfen."

„Ich weiß es nicht," murmelt Max Emanuel niedergeschlagen.

Durch die Unsicherheit des andern gewinnt der König Oberwasser. Er tauscht mit Madame de Maintenon einen verständnisvollen Blick, dann spricht er dem Kurfürsten in einem teils wohlwollenden, teils hoheitsvollen Tone zu:

„Ich denke von Ihren militärischen Talenten zu hoch, als daß ich annähme, Sie könnten das im Ernst von mir verlangen. Ihre Sorge um Ihr Herzogtum macht Ihnen alle Ehre; aber Sie dürfen nicht vergessen, daß meine Sorgen weit größer sind. Meine Armeen stehen in Spanien, in Italien, in Flandern und am Rhein; ihre Bewegungen sind einem umfassenden wohlerwogenen Kriegsplan untergeordnet. Wollen Sie etwa, daß ich diesen umstoße, nur um Bayern zu Hilfe zu eilen? Sein Schicksal liegt in guter Hand. Aber Sie müssen Geduld haben, lieber Vetter, Geduld!" Wenn er doch endlich ginge, denkt er, auf Madame de Maintenons Hände schielend, die unaufhörlich die Karten mischen.

„Es geht mir nicht um mich allein," stößt der Herzog hervor.

„Ihre Gemahlin und Ihre Kinder, ich weiß. Aber der Kaiser wird sich hüten, sie hart zu behandeln."

„Und mein Bruder, der Kurfürst und Erzbischof von Köln?" ruft der Herzog überlaut, so daß Ludwig abermals das Gesicht verzieht. „Er hat Ihnen seine Existenz geopfert, wie ich. Welches wird sein Los sein, wenn Sie ihm nicht helfen?"

„Mein Lieber," sagt der König sehr ärgerlich, „das geht zu weit. Sie dürfen mich nicht für das Unglück der ganzen bayrischen Dynastie verantwortlich machen. Sonst wären wir im Nu bei Charlemagne und in Olims Zeiten. Nun muß ich Sie ernsthaft fragen: Was wollen Sie von mir? Ich bitte Sie dringend um konkrete Vorschläge."

Der Kurfürst und Herzog Max Emanuel gewinnt mit Mühe wieder seine Fassung.

„Ich sehe ein," erwidert er, „daß im Augenblick meinem Lande keine Hilfe gebracht werden kann. Aber was, Sire, hindert Sie, im kommenden Frühjahr den Hauptstoß gegen Flandern zu führen, um wenigstens meinem Bruder seinen Besitz wiederzugeben?"

Das mürrische Greisengesicht Ludwigs hellt sich auf. Liegt ihm nicht ohnehin Villeroy in den Ohren, der sich in Flandern Lorbeeren erwerben und damit die Schnitzer früherer Jahre überdecken will? Da bietet sich eine Gelegenheit, zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen. Mit einem matten Abglanz einst strahlender königlicher Huld wendet er sich dem Herzog zu.

„Mein lieber Vetter," sagt er gewinnend, „Sie sollen sehen, wie sehr Ihr Wohl mir am Herzen liegt. Ich bin bereit, Ihre und Ihres Bruders Interessen meinen Absichten voranzustellen. Die erste Offensive des Jahres geht gegen Lüttich."

„Wirklich?" Der Kurfürst blickt ihn hoffnungsfreudig an.

„Noch mehr als das," fährt der König mit der Geste eines segenspendenden Gottes fort. „Sie selbst sollen die Armee führen, die diese Offensive zur Aufgabe hat. Ich bin überzeugt, Sie werden alles tun, um das Unglück von Höchstädt wettzumachen, zumal meine Maßnahmen Ihnen den Prinzen Eugen, den einen Ihrer großen Gegner, vom Halse schaffen. Sie werden es allein mit dem Herzog von Marlborough zu tun haben."

Der Herzog atmet schwer.

„Da Eure Majestät mir so viel Vertrauen erweisen," spricht er, „so bitte ich, das Maß Ihrer Güte voll zu machen und dieses Kommando uneingeschränkt in meine Hände zu legen."

„Uneingeschränkt, versteht sich," nickt der König huldvoll. „Ich teile Ihnen lediglich Villeroy zu, damit er von Ihrer Erfahrung lerne."

„Villeroy?" wendet der Herzog unangenehm berührt ein.

„Er wird sich zweifellos Ihrer bessern Einsicht fügen," wirft der König rasch dazwischen. „Nun denn, ans Werk, lieber Vetter! Es liegt nur an Ihnen, wenn nicht binnen Jahresfrist Ihr und Ihres Bruders Land vom Feind gesäubert ist. Auf Wiedersehen, mein Lieber! Auf Wiedersehen!"

Er winkt dem Herzog freundschaftlich zu und blickt dem sich Entfernenden nach, bis sich die Türe hinter ihm geschlossen hat. Dann kehrt sich sein Blick Madame de Maintenon zu. Sie versteht die stumme Aufforderung.

„Sie sind ein Meister der Politik — wie immer," bewundert sie ihn, schiebt ihm zugleich die Karten zum Abheben hin.

„Sagte ich's Ihnen nicht?" Er koupiert, nimmt das Blatt, das sie ihm hinbreitet, auf, ordnet es. „Sobald nur einem dieser deutschen Herren," setzt er zerstreut fort, „ein Ziegel vom Dache fällt — Ich habe zwei Mariagen und drei Buben, Françoise."

Frischer Wind in alten Stuben

Die Ausschußsitzungen des Regensburger Reichstags haben viel von ihrer alten Gemütlichkeit verloren. Mit Wehmut erinnern sich die wohlweisen Herren Räte der frühern Zeit, da man mit würdevoller Behaglichkeit um den grünen Tisch beisammensaß und irgendeine der zahllosen Streitigkeiten im Reiche gelassen und sonder Eile traktierte, mit ehrwürdigen Pergamenten raschelte, in gewaltigen Codices nachschlug, aus denen der Staub von Jahrhunderten emporwirbelte, langererbte Aktenbündel eröffnete und wieder schloß und endlich eine Resolution faßte, die den Streit vertagte und so geschickt gerundet war, daß sie keinem wehe tat.

Ja, diese schönen alten Zeiten sind vorüber — unwiderruflich. Seit der junge Kaiser an der Regierung ist, haben sich seine Kommissäre, jung wie er, in die Ausschüsse eingenistet und zwingen sie zu etwas, das sie seit langer Zeit nicht mehr kannten: zur Arbeit. Und sie tun dies auf eine Weise, die den alten Herren Räten doppelt unerfreulich erscheint: mit einem Mindestmaß an Höflichkeit, in einem kurzen, schroffen Befehlston, der wie scharfe Zugluft in die sorgfältig gehütete Stubenatmosphäre dringt. „Seine Majestät befiehlt" und „Seine Majestät wünscht nicht" sind die am meisten gehörten Worte. Die Ausschüsse haben die peinliche Empfindung, als seien sie im Grunde völlig überflüssig, nur die ausübenden Organe eines Höhern, der ihnen ihren Weg weist und gegen dessen Anordnungen es keinen Widerspruch gibt.

Einer dieser jungen kaiserlichen Kommissäre macht einem dieser Ausschüsse den Standpunkt klar. Es geht um das Heikelste von allem, um Finanzsachen, und die Bevollmächtigten der Kreise haben eben mit einer Überfülle eingehender

Berechnungen bewiesen, daß die gerügte Saumseligkeit in der Entrichtung der festgesetzten Zahlungen nicht Schuld der Länder und Reichsstädte sei, sondern der schlechten Zeiten, die leider Gottes das Reich überkommen hätten und keine Miene machten, zu verschwinden.

Aber Belege und Berechnungen machen auf den Abgesandten des Kaisers keinen Eindruck. Er schiebt den Haufen von Papieren, der sich im Laufe der Aussprache vor seinem Platz aufgeschichtet hat, mit lässiger Handbewegung zur Seite und stellt dürr fest:

„Das Kurze vom Langen ist, daß die Kreise nicht zahlen wollen." Er überhört einige der halblauten Proteste, spricht rasch weiter: „Ja, Exzellenzen und wohlweise Herren, es ist so. Sie alle möchten die Vorteile, die Ihnen das Reich bietet, aber Sie zögern, zu den Lasten beizutragen." Die Proteste verstärken sich, aber er überhört sie auch diesmal. „Nehmen wir den Fall der Stadt Donauwörth. Der ehrenfeste Stadtrat hat es sich mit Vergnügen gefallen lassen, daß die Siedlung wieder in den einstigen Statum einer freien Reichsstadt versetzt wurde; als die Stadt aber zur Entrichtung des Beitrages, lumpiger vierzig Gulden, aufgefordert wurde, wußte sie nicht genug der Entschuldigungen vorzubringen. Kriegsläufte, Mißwachs und weiß Gott was alles mußten herhalten, ihr Zögern zu entschuldigen."

„Mit Vergunst," unterbricht ihn ein alter Rat, ohne die Nase von seinen Akten zu erheben, „die Stadt hat erst vor zwei Monaten der kaiserlichen Administration in Bayern zwanzigtausend Gulden vorgeschossen."

„Wär' es der Stadt lieber gewesen, ihr Geld zu behalten und weiter unter der bayrischen Fuchtel zu bleiben, so hätte sie es früher sagen müssen. — Seine Majestät befiehlt," schneidet der Kommissär die Erörterung kurz ab, „daß Donauwörth zu den Anlagen des Reiches und Kreises sechstausend Gulden binnen kürzestem entrichte. Der Stadtrat haftet für pünktliche Beitreibung des Geldes."

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Commissarius," knurrt der immer noch in seinen Akten herumschnüffelnde Rat. „Wenn Sie so fortfahren, so machen Sie das Reich arm, ehe Sie sich dessen versehen."

Der kaiserliche Kommissär trommelt mit den Fingern auf dem Tisch.

„Wird Donauwörth zahlen oder nicht?" fragt er mit gefährlicher Ruhe.

„Donauwörth wird zahlen," gesteht der Rat zu. „Bis zum letzten Kreuzer," setzt er bedeutsam hinzu. „Wie alle. — Und was dann?" Er sieht mit seinen schwachsichtigen Augen auf, blinzelt wie ein Maulwurf, den ein Spaten jäh in die Sonne hob.

„Dann werden sich eben die Geheimtruhen und versteckten Sparstrümpfe leeren," versetzt der junge Kommissär leichtherzig. „Aber bis dahin hat's noch gute Weile." Er läßt den leichten Ton fallen, wird ernst. „Der Kaiser mutet den Städten nichts Ungebührliches zu," sagt er. „Hat er nicht der Stadt Augsburg die Beiträge auf Kriegsdauer erlassen? Hat er nicht die Matrikel von Frankfurt um dreihundert Gulden ermäßigt? Aber die Verwaltung braucht Geld, und der Krieg erst recht. Und dieses Geld muß beschafft werden."

„Neben der Verwaltung des Reichs haben wir die der Länder zu besorgen," gibt der Rat halsstarrig zu bedenken.

„Die," ergänzt der Kommissär, „von den Fürsten erst unmäßig aufgebläht wurde. Nun denn, ein Vorschlag, Exzellenzen und wohlweise Herren Räte: das Reich ist bereit, auch die Verwaltung der Länder zu übernehmen. Kein Zweifel, daß die Zusammenfassung billiger käme. Sind Sie bereit, dem Reich die Verwaltung der Länder zu übertragen?"

Seine Worte erwecken einen Aufruhr, wie er in dieser Versammlung seit Jahrhunderten nicht gehört wurde. Alle Köpfe sind hochgeflogen, giftige Blicke spießen den Verwegenen auf, zornige Ausrufe schallen von allen Seiten. Ein älterer Herr, dickbäuchig und schlagflüssig, schnauft, daß die

goldene Gnadenkette auf seiner Brust ins Tanzen kommt, keucht endlich hervor:

„Wollen Sie die Oberhoheit der Länder antasten, Herr Commissarius?"

„Es gibt nur eine Oberhoheit, Exzellenz," erwidert der kaiserliche Bevollmächtigte schneidend. „Die des Kaisers und des Reiches."

Der Dicke reckt sich.

„Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist," erklärt er pathetisch.

„Seit Jahrhunderten nicht mehr," fertigt ihn der Kommissär kalt ab. „Lesen Sie in den Akten nach, die Sie vor sich liegen haben, studieren Sie die Privilegien und Freiheiten, die Ihre Landesherrn sich bei jeder neuen Kaiserwahl zu erwirken gewußt haben, und Sie werden mir zugestehen müssen, daß Sie alle, ohne Ausnahme, dem Kaiser vorenthalten, worauf er ein Anrecht hat."

„Das ist eine Sprache!" ereifert sich der Widerpart. „Wir werden uns beschweren —"

„Wo?" fragt der junge Mann mit überlegenem Spott zurück. „Beim Kammergericht, das gesperrt ist, weil zwei Herren Assessoren einander mit Injurien belegen?" Er horcht einen Augenblick in das betretene Schweigen ohnmächtiger Wut, steht gemächlich auf, stützt beide Hände auf die Tischplatte, beugt sich leicht vor. „Nehmen Sie zur Kenntnis, Exzellenzen und wohlweise Herren Räte," sagt er eindringlich, „daß es nur noch eine Stelle gibt, bei der Klagen über wahres oder vermeintliches Unrecht eingebracht werden können: das ist unser gnädiger Kaiser Josephus, der Erste seines Namens." Er faltet die Papiere zusammen, die vor ihm auf dem Tische liegen, spricht weiter, immer in dem gleichen eindringlichen Ton höflichster Unverschämtheit: „Und nehmen Sie weiter zur Kenntnis, Exzellenzen und wohlweise Herren Räte, daß dies Feilschen um Gulden, das Ihre hauptsächliche Beschäftigung zu sein scheint, mit dem heutigen Tage

aufgehört hat. Die zu entrichtenden Beträge werden den Kreisen, Ländern und Städten von der kaiserlichen Kammer nach billigem Ermessen vorgeschrieben, und es wird Sorge dafür getragen werden, daß selbe auch pünktlich einlangen."
Er greift nach seinem Hut, nimmt ihn zierlich in den Arm, tritt einen Schritt zurück. „Und nehmen Sie," schließt er mit offener Insolenz, „zur Kenntnis, Exzellenzen und wohlweise Herren Räte, daß eine neue Zeit angebrochen ist, der ehebaldigst sich zu akkommodieren Sie gut tun werden: die Zeit des einigen Reiches, das von einem Einzigen mit starker Hand regiert wird. Ihr ergebener Diener, meine Herren."
Er verneigt sich, den Hut schwenkend, mit spöttischer Anmut und macht auf den Fersen kehrt, um die Versammlung zu verlassen.

Vielleicht gibt das den Ausschüssen Mut, daß die jungen, überheblichen Augen nicht mehr auf ihnen liegen. Ein Raunen geht um den Tisch, das einem Fauchen gleicht, dann ruft die dicke Exzellenz hinter dem Abgehenden her:

„Da werden die Kurfürsten auch noch ein Wort mitzureden haben!"

Ebenso rasch, wie er sich abkehrte, wendet sich der junge kaiserliche Commissarius der Versammlung wieder zu.

„Die Kurfürsten," erwidert er von oben, „oder ihre bevollmächtigten Gesandten sind eben im Begriff, der Ächtung des Kurfürsten von Bayern und des von Köln um Verrates wider Kaiser und Reich willen zuzustimmen. Einstimmig! Ohne Ausnahme! — Nochmals: Ihr Diener, meine Herren."

Er geht und läßt ein Schweigen vollkommener Lähmung hinter sich.

Der Baldachin über dem Thronsessel ist auch diesmal schwarz, und schwarz ist auch der ganze Raum ausgeschlagen, denn noch immer währt die Trauer um den verstorbenen Kaiser. Aber heute paßt der düstere Prunk zu der Zeremonie, die in dem weitläufigen Saal abgehalten werden soll: denn heute soll die Ächtung über die beiden Kurfürsten ausgesprochen werden, die an Kaiser und Reich gefrevelt haben, sollen sie aller Lehen und Würden verlustig erklärt und aus der Zahl der ‚Fürsten und Glieder des Reiches' gestoßen werden.

Bedeckten Hauptes hat der Kaiser auf dem Thronsessel Platz genommen. Sein junges, frisches Gesicht, heute um einen Schein blässer als sonst, zeigt einen starren, harten Ausdruck, die lebhaften, etwas vortretenden Augen blicken geradeaus, über die Versammlung hinweg.

Die Hofämter stehen in gewohnter Ordnung zu seiner Rechten und Linken. Das bloße Schwert in den Händen des Obersthofmarschalls Grafen Waldstein blitzt matt auf. Der lange Stab des Obersthofmeisters Fürsten Salm reckt sich steil in die Höhe. Nur zwei neue Gesichter bereichern das gewohnte Bild: zu den Hofämtern sind die Vertreter des Reiches hinzugekommen, der Reichsvizekanzler Graf Schönborn und der geheime Reichssekretarius von Consbruch. Und zwei Reichsherolde schließen zu beiden Seiten das Bild ab, auf Brust und Rücken ihrer Wappenröcke von Goldbrokat den Reichsadler, den Hut auf dem Kopf, den dünnen Heroldsstab in der Hand.

Den Hauptakteuren des feierlichen Schauspieles aber steht die glänzende Versammlung der Großen des Reichs gegenüber. Sämtliche Inhaber von hohen Ämtern am kaiserlichen

Hof, soweit sie nicht den Kaiser umgeben, sind anwesend, ebenso die Mitglieder des Geheimen Rats. Neben der schmächtigen Gestalt des Prinzen Eugen von Savoyen sieht man die wuchtige des Grafen Gundaker Starhemberg; der Kammerpräsident Duca de Moles spricht leise mit seinem Landsmann Kardinal Grimani, beide zierlich, brünett, beweglich; der Palatinus von Ungarn, Fürst Esterhazy, hat sich zum Grafen Wratislaw, dem böhmischen Kanzler, gesellt; unweit von ihnen stehen der ober- und der niederösterreichische Statthalter, die Grafen von Lamberg und Wels; hochmütig hat der Oberkämmerer Graf Trautson den Kopf zurückgeworfen, aufmerksam hebt die feinen, von schwerer Krankheit gezeichneten Züge der greise Kardinal Kollonitsch dem Kaiser entgegen. Und um sie drängt sich die Masse des Hochadels, der Kammerherren und — etwas abseits — der Delegierten der Kurfürsten, auf deren Anwesenheit der Kaiser bestanden hat.

Sobald sich die Versammlung geordnet hat, die letzten leisen Gespräche verstummt sind, gibt Joseph dem Reichsvizekanzler einen leichten Wink. Dieser nähert sich mit einer zweimaligen tiefen Reverenz, kniet an den Stufen des Thrones nieder. Der Kaiser neigt sich vor und erteilt ihm mit unterdrückter Stimme einen Befehl. Der Reichsvizekanzler erhebt sich, tritt nach nochmaliger Reverenz vor, entrollt ein umfängliches Pergament, beginnt feierlich zu verlesen:

„Die Römische kaiserliche auch zu Hungarn und Böheim königliche Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr haben sich entschlossen, auf Ihrem sonst gewöhnlichen Gnadenthron vor dasmal Ihr kaiserliches oberrichterliches Amt zu exerzieren und zu verrichten, und machen allbekannt, welcher Gestalt die bisherigen Kurfürsten zu Köln und Bayern, Josef Klemens und Maximilianus Emanuel, sich an Ihro Kaiserlicher Majestät, dem Reich und dero deutschen Vaterland mit Untreu, Verräterei und allerhand Freveltaten dergestalt gröblich vergriffen haben, daß sie sich nicht gescheuet, auf eine

ehr-, pflicht- und ihres eigenen teutschen Blutes vergessene Weise mit der Kron Frankreich, als einem fast erblichen und deklarierten Feinde des Reichs sich in Bündnis einzulassen und diesen in das Herz von Teutschland zu führen."

Die pomphaft gewundenen, umständlichen Phrasen schallen durch den Raum. In tiefem Schweigen hören die Anwesenden zu, während der Vorlesende weiterspricht, des „unsäglichen Schadens und Unheils" gedenkt, den die Reichsverräter angestiftet, der „Vergießung eines unschuldigen Christenbluts", der Bemühungen des Kaisers, die Pflichtvergessenen wieder „auf guten Weg" zu bringen, sich mit einer geschickt eingestreuten lateinischen Formel auf das römische Recht bezieht, die Goldene Bulle, die Landfriedensordnung, die Wahlkapitulation zitiert und endlich dem Reichssekretarius Auftrag erteilt, das Urteil zu verlesen.

Der Herr von Consbruch fühlt seine Stunde gekommen. Er ist ein kleines, vertrocknetes Männchen, etwas verwachsen, mit kurzsichtigen Mausäuglein und einer dünnen Stimme, die kaum den Saal zu füllen vermag.

Aber diese dünne Stimme spricht heute im Namen des Reichs, und sie verkündet, daß Joseph Clemens, gewesener Kurfürst in Köln, Reichsfürst zu Regensburg, Lüttich und Berchtesgaden, oder auch, dem geführten Titel nach, zu Hildesheim, Herzog zu Bayern und Pfalzgraf bei Rhein und Maximilian Emanuel, bisheriger Kurfürst und Herzog zu Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Landgraf zu Leuchtenberg in des heiligen Römischen Reiches Acht und Aberacht erkannt wurden; sie erklärt die beiden „für entsetzt und verlustig aller von Kaiser und Reich habenden oder gehabten Gnaden und Freiheiten, Rechten, Regalien, Ehren, Ämter, Titel, Lehen, Eigentümer, Anwartungen, Länder, Güter, Leute und Untertanen, wie oder wo sie seien"; sie setzt der beiden Leib jedermänniglicher Gestalt aus des Kaisers und des Reiches Frieden und Schutz in den Unfrieden und die Unsicherheit, und sie verbietet „allen und jeden des Reiches Angehörigen, wes

Standes oder Wesens sie seien, mit ihnen fürders einige Gemeinschaft zu haben, sie zu erhalten, zu hausen, zu herbergen, zu atzen, zu tränken oder in einiger Weise fürzuschieben, ihnen etwas zu leisten, an sie gelangen zu lassen oder von ihnen an- oder sie sonst in Schutz und Schirm zu nehmen." Die beiden gewesenen Kurfürsten sind rechtlos, wer sich an ihnen vergreift, hat keine Ahndung zu fürchten.

So schwach die Stimme des Sekretarius auch war — die Totenstille macht jedes Wort deutlich vernehmbar. Über allen Gesichtern ist der gleiche fahle Schein wie über dem des Kaisers, in allen der gleiche starre, harte Ausdruck. Selbst des Prinzen Eugen etwas melancholische Züge sind kalt und wie versteinert, da das Urteil über die ehemaligen Standesgenossen gesprochen wird.

Nun bleibt nur noch eins zu tun, der Abschluß der düstern Zeremonie, die Vernichtung der Lehensbriefe. Der Kaiser hat darauf bestanden, daß auch diese symbolische Handlung vollzogen werde.

Der Sekretarius hat die beiden Urkunden mitgebracht — nicht in der Urschrift auf schwerem Pergament, das nicht so leicht zu zerreißen wäre, sondern in beglaubigten Abschriften, und reicht sie dem Reichsvizekanzler. Der entfaltet sie und reicht sie dem Kaiser weiter.

Kaiser Josephus blickt auf die Blätter nieder. Der Kopist hat sich wohl besonderes Verdienst erwerben wollen und die Abschriften daher mit einer Unzahl kunstvoller Schnörkel und Schlingen verziert. Aber das rettet sie nicht vor dem Verderben. Mit plötzlich gerötetem Gesicht legt der Kaiser sie übereinander, reißt sie von oben bis unten durch, läßt die Stücke achtlos fallen.

Dies ist das Zeichen für die bis dahin unbeweglich wartenden Herolde, in Tätigkeit zu treten. Sie schreiten würdevoll herzu, jeder von seiner Seite, knien auf den Stufen des kaiserlichen Thrones nieder und reißen die Stücke der Lehensbriefe in zahllose kleine Fetzen. Dann erheben sie sich,

und ohne Unterbrechung in ihrem zerstörenden Werk fortfahrend, schreiten sie mit stets gleicher Würde zu einem der Fenster, stoßen es auf und streuen die Papierstückchen in den Wind, der sie sogleich aufnimmt und mit sich davonträgt. Dann verlassen sie, ohne nach rechts oder links zu sehen, den Saal.

Auch der Kaiser hatte sich, als er die Herolde dem Fenster zuschreiten sah, erhoben. Keinen Blick wirft er auf die wirbelnden Papierfetzen, steigt die Stufen des Thrones hinab und begibt sich, nur von seinem Obersthofmeister begleitet, an einer Reihe von gebeugten Rücken vorbei in seine Gemächer. Da der Lakai ihm deren Türe öffnet, klingt ihm unten im Hof schon das Trompetengeschmetter der zwölf kaiserlichen Trompeter entgegen. Und da er ans Fenster tritt, sieht er die beiden Herolde, hoch zu Roß, von den Bläsern geleitet und umgeben von sechs Hatschieren, sich eben anschikken, das kaiserliche Urteil zu verlesen. Und nun erst kommt Leben in die starren, unbeweglichen Augen, die bis nun über alles hinwegsahen, löst sich der festgepreßte Mund zu befriedigter Entspannung.

„Gut!" sagt Joseph mit einer tiefen, gurgelnden Stimme und schließt mit einer raschen Bewegung eigenhändig das Fenster.

Judentumult

Es fing damit an, daß zwei Studenten an des Oppenheimer Haus vorbeigingen. Eben als sie das Haustor passieren, schießt dicht an ihnen ein junger Jude vorbei, stößt achtlos an den einen von ihnen, will zum Tor hinein. Der Angestoßene packt ihn am Mantel, ruft unwillig:

„Kannst net aufschau'n, wo Leut' gehn, Jüd?"

Der Jude wehrt sich gegen den Griff, kreischt:

„Laßt mer los! Laßt mer los! Jach gebroch' ze gehn zum Herrn Oppenheimer."

„Wegen dem kannst dich doch entschuldigen," knurrt der Student. „Und Herr is dein Oppenheimer noch lang keiner, wann er uns auch das ganze Geld g'stohlen hat." Er ist im Begriff, sein Opfer loszulassen und weiterzugehen, als dieses Sukkurs erhält: von seinem Gekreisch angelockt, tauchen ein paar andere Juden im Haustor auf, brechen über die letzte Bemerkung des Studenten in ein wildes Gezeter aus. Dies wieder veranlaßt einige Vorbeigehende, stehen zu bleiben, und mit großer Schnelligkeit hat sich um die Streitenden ein Kreis gebildet.

Im Nu ist der schönste Zank im Gange. Die Juden schreien, der Student habe den Herrn Oppenheimer, den großen Geschäftsmann, den Freund des Kaisers beleidigt, der Student und sein Kommilitone, der sich nun auch in den Zwist mengt, beginnen sämtliche Betrügereien des besagten Oppenheimer aufzuzählen, von seinem jüngsten Wucher bis zu seinem großen Bankrott vor vier Jahren, der in Handel und Wandel soviel Unheil angerichtet.

Dennoch wäre alles glimpflich abgelaufen. Eine der beiden Parteien hätte sich sattgeschimpft und wäre abgezogen, zumal der kalte Jännertag, der sich dem Abend zuneigt, einer

Auseinandersetzung auf der Straße nicht günstig ist. Da hat der junge Jude, der den Streit entfesselte, den unglücklichen Einfall, dem Studenten, der ihn immer noch festhält, auf den Mantel zu spucken. Und als der Student ihn verblüfft losläßt, verschwindet er eilig im Haus und mit ihm die übrigen Juden. Eilig schließt sich das Tor hinter dem letzten, das Schloß rasselt, Riegel klirren in die Lager. Hinter der sichern Bastion aber ertönt der höhnische Ruf:

„Schickerer Goi! Schickerer Goi!"

Und gleich darauf das Spottlied, in das die andern mißtönend einstimmen:

„Oi oi oi,
Schicker is der Goi!
Schicker is er, schickern müß er,
Weil er is a Goi!"

Weder die Studenten noch die übrigen Umstehenden, deren Zahl inzwischen ebenso gewachsen ist wie ihre Entrüstung, verstehen die Worte; das aber begreifen sie, daß sie verhöhnt werden, und es vermehrt ihren Zorn. Wütende Rufe werden laut, geballte Fäuste werden gegen das Gebäude geschwungen, unterstützt von immer neu herzuströmenden, von Minute zu Minute anschwellenden Massen wird ein Sturm gegen das Tor unternommen. Es hält, und das steigert die Wut der Menge aufs äußerste. Zwar ist es drinnen still geworden, ist das freche Lied verstummt, aber das kümmert die Menschen nicht mehr: sie müssen die jüdischen Spottvögel haben, um ihnen ihren Hohn heimzuzahlen!

Eine kurze Pause der Beratung. Plötzlich erinnert sich einer, daß in der Nähe ein Bauplatz sei, wo Ziegel in Mengen zu finden. Der Gedanke wird mit Begeisterung aufgenommen. Freiwillige eilen hin, kommen, die Arme voller Ziegel, zurück. Diese werden auf dem Pflaster zerbrochen, und ein Steinbombardement prasselt gegen die Fenster des Judenhauses. Dort hat man versucht, im letzten

Augenblick die Laden zu schließen, aber es ist zu spät: Scheibe um Scheibe springen die zerschlagenen Fenster auf die Straße herunter.

Der Lärm und dieser sichtbare Erfolg bringen die Menge vollends außer Rand und Band. Nicht nur die Straße, in der das Haus des Oppenheimer steht, auch alle angrenzenden sind schwarz von Menschen, und immer neuer Zuzug kommt, teils von dem Toben der Belagerer herbeigerufen, teils von freiwilligen Staffetten geholt.

Zugleich mit diesen aber kommt die Stadtguardia, um ihres Amtes zu walten und den Auflauf auseinanderzutreiben. Eine schwache Abteilung nur ist es, und sie wird mit höhnischen Rufen empfangen:

„Kriegt ihr Jüdengeld, daß ihr uns hier vertreiben wollt? — Geht's z'haus und sagt's, es war nix! — Krautwachter! Krautwachter!"

Zugleich steigert sich die drohende Haltung der Massen derart, daß die Guardia es für das klügste hält, sich zurückzuziehen.

Die Dunkelheit ist mittlerweile hereingebrochen, ein schneidender Wind, der gefürchtete Begleiter des Wiener Winters, hat sich erhoben, aber keiner denkt daran, vom Platze zu weichen. Immer wieder prasseln Steine gegen die Hauswand und in die nun leeren Fensterhöhlen, immer wieder werden Sturmangriffe gegen das Tor unternommen, das unter Hieben und Rammstößen dumpf erdröhnt, aber vorläufig noch widersteht.

Inzwischen hat sich die Kunde von den Ereignissen verbreitet, als hätte sie der Winterwind weitergetragen, und ist auch in die Vorstädte gedrungen. Zwar beeilt sich die Besatzung der Stadttore, die Ausgänge zu den Brücken, die über den Donauarm ins Judenviertel im Werd führen, zu schließen, aber auch in der Roßau, im neuen Viertel der Josephstadt und im Weinort Nußdorf sind vereinzelte Judenhäuser, und gegen alle diese richtet sich nun die Empö-

rung des Volkes. Jeder hat Schaden von den Juden gehabt oder von solchem gehört. Wucher, Betrügerei, Vorenthaltung des verdienten Lohnes, Übervorteilung beim Ein- oder Verkauf haben sie alle erfahren, alle haben sich über das anmaßende, herausfordernde Benehmen der Juden geärgert, und alle wissen, daß, von ihren in der Stadt lebenden Genossen gefördert, immer wieder neue Juden nach Wien geschmuggelt werden, allen behördlichen Verboten zum Trotz, um die jüdische Gemeinde und ihren Einfluß in allen Geld- und Handelssachen zu fördern.

Besonders gegen den jungen Oppenheimer richtet sich der Groll der Bevölkerung. Hatte der Alte in seinem Auftreten noch etwas von der kriecherischen Demut beibehalten, die er von seinen frühesten kleinen Unternehmungen her gewohnt war, so kann der Junge sich nicht daran ersättigen, mit seinem Reichtum zu protzen. So oft er sein Landhaus in der Roßau, sein Landgut in Nußdorf besucht, tut er es mit Wagen und Pferden, stelzt umher wie der Hahn am Mist, herrscht seine Bedienten, ja selbst ortssässige Bürger und Weinbauern an, führt sich auf, als sei er ein großer Herr und die andern seine Leibeigenen. Und dabei ist männiglich bekannt, daß er es seinem Erzeuger an Wuchern, Trügen, Leuteschinden noch zuvortut, daß kein Geschäft ihm zu zweifelhaft, kein Verdienst zu schmutzig ist.

Da sie nun den jungen Oppenheimer selbst nicht haben können, so halten sie sich wenigstens an seinem Hab und Gut schadlos. Ein Landhaus ist leichter gestürmt als eines in der Stadt. Im Nu sind die Tore erbrochen, ein Menschenstrom ergießt sich durch den Flur in das Innere, durcheilt die Zimmer, reißt die Vorhänge herab, wirft die Möbelstücke durch die Fenster in den Garten, schichtet sie dort zu einem Holzstoß auf, der in Brand gesetzt wird.

Die lodernde Flamme aber, anstatt die Wut der Menge noch zu steigern, sänftigt sie eher. Man steht herum, die Hände in den Taschen, freut sich des Flammenscheins und

der in der Winternacht doppelt angenehmen Wärme, scherzt, lacht. Mit einemmal sind Dudelsack und Fiedel da — und ehe man sich's versieht, ist aus dem Aufruhr ein Volksfest geworden, dem sich alle mit größtem Vergnügen ergeben.

Zwar rotten sich einige junge Burschen zusammen und ziehen gegen die Stadt, aus der der Lärm des Tumultes weithin hörbar herüberschallt; aber da sie vor die Tore kommen, finden sie diese verschlossen und machen nach einigem Pochen und etlichen Schmährufen kehrt, um das Ende der Belustigung nicht zu versäumen. Die ganze Nacht hindurch wird gefeiert, und erst mit dem hereinbrechenden Morgen verläßt man das verwüstete Haus und den zertrampelten Garten, um nach einem letzten befriedigten Blick den versäumten Schlaf nachzuholen.

So war es in der Roßau, und ähnlich geht es in Nußdorf zu. Nur daß die dortigen Bauern nicht daran denken, Feste zu feiern. Nachdem sie das Haus geleert haben, geht es in den Keller, da sich ein Gerücht verbreitet hat, der junge Oppenheimer halte sich darinnen versteckt. Den finden sie nun nicht, dafür aber zahlreiche Weinfässer, die nun mit Lust herausgerollt — wie die meisten Keller des Ortes liegt auch dieser ebenerdig — und auf der Straße zerschlagen werden. Bald steht alles voll riesiger Weinlachen, die sich im Nachtfrost rasch mit einer dünnen Eiskruste überziehen. Dann geht es in den Weinberg, wo die Stöcke ausgerissen, die Reben abgeschnitten, die Schollen zertreten werden. Und erst nachdem dies gründlich und gewissenhaft besorgt ist, zerstreut sich die Menge langsam, um heimzukehren in dem Bewußtsein, dem lange beleidigten Recht, da niemand sonst es wahren wollte, durch Selbsthilfe Genüge getan zu haben.

Hingegen widersteht das Stadthaus nach wie vor den Stürmenden. Längst sind die Ziegelbrocken schwerern Geschossen gewichen, Eisenstücken und Pflastersteinen, die man ausbrach. Axte und schwere Knüttel, ja selbst zwei Kriegskeulen, die man Gott weiß woher geholt hat, hämmern

gegen das Tor, aber da dessen Bretter wegsplittern, wird darunter Eisenbeschlag sichtbar, gegen den die Waffen machtlos sind: das böse Gewissen des Juden hat ihn längst an jede Möglichkeit denken lassen.

Zudem stört der Mangel an Licht empfindlich. Man hat einige Fackeln und Laternen herbeigeschafft, aber sie erhellen nur den nächsten Umkreis. Nun bedauert man es, daß man in der ersten Wut alle Straßenlaternen der Umgebung zertrümmerte. So machen sich denn einzelne Streifen auf, um Licht zu schaffen. Sie haben nicht lange zu suchen. Es ist eben die Zeit, da die adeligen Herrschaften in ihren Karossen von den Nachmittagsbesuchen heimkehren, zu den Abendbesuchen ausfahren. Im Nu sind den Läufern die Windlichter aus den Händen gerissen, die schimpfenden Lakaien und Heiducken erhalten nur Gelächter zur Antwort, und als die noblen Insassen ihre Köpfe zu den Fenstern ihrer Karossen herausstecken und sich aufgebracht beschweren, gibt es einen Regen saftiger Grobheiten. Dann eilen die neuen Promethiden, ihre funkensprühende Beute schwingend, zum Gros zurück, das nach wie vor das Oppenheimer'sche Haus bestürmt.

Und nun scheint es wirklich, als sollte es gelingen. Die dicken Eisenbänder biegen sich unter den unaufhörlichen Hieben und Stößen, das eine, das andere springt — und plötzlich klafft das Tor auf, so daß die Vordersten, die sich dagegen stemmten, fast hineinfallen. Dann beginnt auch hier die Menge ins Haus zu strömen.

Plötzlich vom Ende der Gasse, dort, wo der Schein der Windlichter nicht mehr hinreicht, Trommelschlag und der Gleichschritt einer marschierenden Kolonne. Erst glauben die Nächsten, die Stadtguardia sei verstärkt wiedergekommen. So bricht denn auch jetzt wieder ein ohrenbetäubendes Pfeifen und Johlen los, ohne daß man sich in seiner eigentlichen Tätigkeit, dem Besetzen des endlich eroberten Hauses, stören ließe. Aber da tönen von drüben, aus der Dunkelheit, einige

scharfe Befehle, das Klirren der Waffen — Flammenband und Donnerschlag — und jäh peitscht eine Salve in die entsetzt aufschreiende Menge.

Eine unbeschreibliche Panik bricht aus. Wehrufe ertönen, Schreie der Angst und Wut. Doch jene überwiegt. Ein Glück nur, daß einige besonnen genug sind, die zielweisenden Lichter eilig zu löschen. Nun trappt, läuft, stolpert es in die tiefe Dunkelheit hinein, in dem einzigen Gedanken, sich in Sicherheit zu bringen, dem mörderischen, lebenfressenden Blei zu entrinnen. Obgleich beim Militär, nachdem es sein Feuerwort gesprochen, alles ruhig bleibt, laufen die Menschen, was sie laufen können, vor Schrecken fast von Sinnen, verhalten erst in irgendeiner entfernten, fremden Gasse, schleichen geduckt, zitternd, jede Sekunde einen neuen Überfall fürchtend, auf Umwegen nach Hause.

Die vorrückende Truppenabteilung findet keinen Widerstand mehr. Selbst die ins Haus Eingedrungenen, die drinnen nun wie in einer Falle sitzen, lassen sich ohne Gegenwehr festnehmen und abführen. Nach zehn Minuten ist alles vorüber, die nächtliche Straße liegt in tiefer Ruhe. Auch die sieben bis acht Körper, die in der Mitte der Straße liegen, rühren sich nicht.

Prinz Eugen hat ein ungewisses Lächeln auf den Lippen, als er beim Kaiser eintritt.

„Euer Liebden scheinen besonders guter Laune," bemerkt dieser mit leiser Mißbilligung. „Freuen Sie sich schon so sehr auf den Feldzug?"

Der Savoyer wird für einen Augenblick ernst.

„Freuen, Eure Majestät?" wiederholt er. „Das wäre wohl zuviel gesagt. Es wird eine harte Nuß zu knacken geben. Der König Ludwig hat seine Armee um dreißig Regimenter vermehrt."

„Schöne Aussichten," wirft der Kaiser verdrossen ein.

„Nichtsdestoweniger," setzt der Prinz fort, „darf ich in Italien auf guten Erfolg hoffen — vorausgesetzt," fügt er bedeutsam hinzu, „daß die Kontingente der Reichsarmee zu rechter Zeit eintreffen."

Wie immer, wenn etwas seinen Zorn reizt, steigt die Farbe in Kaiser Josephs Gesicht.

„Warum sollten sie es nicht?" fragt er. „Ich habe strengsten Befehl gegeben, daß die Reichsarmee im März ins Feld rückt."

„Preußen, heißt es, macht Schwierigkeiten," bemerkt Eugen vorsichtig tastend.

Der Kaiser stemmt die Faust auf den Tisch.

„Salm hat vorgestern nach Berlin geschrieben. Preußen w i r d marschieren, verlassen Sie sich drauf!"

„Und die Pfälzer? Der Rheingraf soll seine Teilnahme von persönlichen Vorteilen abhängig gemacht haben."

Wiederum die dunkle Röte auf des Kaisers Wangen.

„Es kostet mich," sagt er hart, „keine Mühe, dem Rheingrafen, wofern er zögern sollte, dasselbe Schicksal zu bereiten wie den Kurfürsten von Bayern und Köln."

Prinz Eugen nickt zufrieden.

„Das wollte ich von Eurer Majestät hören. Nun gehe ich viel leichtern Herzens zur Armee ab."

„Ob sie gleich," murrt der Kaiser, „immer noch schwach genug bleibt, wie? Weit entfernt vom Blitz des Jupiter, den Sie mir versprachen," setzt er boshaft hinzu.

Überraschender Taktiker auch im Gespräch, wechselt der Prinz sogleich zu seinem eigentlichen Gegenstand hinüber.

„Ich kam heute auch nicht," sagt er, indes jenes ungewisse Lächeln wieder auf seinen Zügen erscheint, „um Eurer Majestät vom Blitz des Jupiter zu sprechen, sondern vom Schwert der Themis."

„Erklären Sie sich," fordert ihn der Kaiser mit einem mißtrauischen Blick auf.

„Es ist offenbar mein Los," beginnt Eugen, „vor Eure Majestät immer wieder als Bittender zu treten. Erst legte ich ein Wort für die Ungarn ein, dann für die Bayern —"

„Und heute?"

„Für die Wiener."

„Für —? Ja so!" Der Kaiser ist schon wieder ärgerlich. „Hören Sie, Eugen, das ist ein starkes Stück!"

„Aber nicht so unbegreiflich, Eure Majestät."

„Richten und strafen ist meine Sache. Wo kämen wir hin, wenn der Mann von der Straße sich anmaßte, vermeintliche oder wirkliche Unbill auf eigene Faust zu ahnden?"

„Leidenschaft, Eure Majestät, ist leicht geneigt, das Gesetz zu übersehen."

„Das schützt sie nicht vor dessen Schärfe."

„Ich will dem Schwert der Themis nicht in den Arm fallen, ich möchte nur vermeiden, daß es allzu hart zuschlägt."

„Allzu hart! Eugen! Es waren Tumulte in der Stadt und in den Vorstädten, so schwere, daß ich schießen lassen mußte! Und ohne die geschlossenen Stadttore hätten wir vielleicht einen Aufstand im Herzen des Reichs — zu allem übrigen," setzt er dumpfer hinzu.

„Ich begreife Ihre Verstimmung," entgegnet Eugen gelassen, „um so mehr, als Sie, Sire, bisher nur von einer Seite unterrichtet worden sind. Was ist viel geschehen? Daß —"

„Daß," fällt ihm der Kaiser hitzig ins Wort, „die Populace Miene machte, des Juden Oppenheimer Haus zu stürmen; daß sie an die dreihundert Laternen zertrümmerte, begegnenden Kavalieren die Fackeln von den Karossen wegnahm, sie selbst auf schimpflichste Art traktierte; daß der Aufruhr auch auf die Roßau und die Josephstadt übergriff; daß zu Nußdorf des jungen Oppenheimer Haus und Weinberg zerstört, über hundert Eimer Wein auf die Straße geschüttet wurden. Ist Ihnen das noch zu wenig?"

„Und wieviel Juden wurden bei diesem Tumult erschlagen?"

„Wie? Mir wurde keiner gemeldet. Warum fragen Sie?" In die zornigen Augen des Kaisers tritt etwas wie Verlegenheit.

„Weil bei jener Salve, von der Eure Majestät sprachen, acht Mann tot auf dem Platz blieben — Wiener Söhne, Sire, keine Juden! — und deren noch mehr von dem schimpflichsten aller Tode, dem durch Henkershand, bedroht werden."

„Eugen!" ruft Joseph unwillig, um seine steigende Verlegenheit zu verbergen.

„Die Rechnung geht mir nicht auf," fährt der Savoyer unbeirrt fort, „zumal noch eine zweite Rechnung hinzutritt; die des jüdischen Wuchers, die mehr als ein Haus zum Einsturz brachte und mehr als hundert Eimer Wein verschüttete; und die des mangelnden Brotes Unzähliger, die durch die jüdischen Praktiken zu Bettlern wurden."

„Ich sage Ihnen ja, daß kein Verbrechen ungestraft bleiben soll," ruft Joseph heftig. „Auch gegen die schuldigen Juden wird vorgegangen werden," setzt er ruhiger hinzu.

„Das wird auch höchst nötig sein", gibt Eugen unerschrocken zurück. „Denn mag auch der verursachte Tumult straffällig machen, die Forderung der Rottierer ist nicht von

der Hand zu weisen: es wird erst Ruhe sein im Land, bis alle Juden ausgewiesen sind. — Statt dessen," fügt er ergänzend hinzu, „schleichen sich ihrer immer neue mit Unterstützung der schon ansässigen herein, so daß, wenn es so weitergeht, Wien zu einem zweiten Jerusalem werden wird."

Joseph blinzelt lustig zum Savoyer hinüber.

„Sie lieben das auserwählte Volk gar nicht, wie, mein Prinz?"

„Bei Gott, nein," erwidert der Prinz lebhaft. „Sie werden es auch nicht lieben, Sire, wenn Sie erst erkennen müssen, daß nicht Sie die Entscheidung über Wohl und Wehe haben, sondern die Judenschaft aller Länder."

Das listige Lächeln um des Kaisers Lippen verstärkt sich.

„Vielleicht habe ich es bereits erkannt, Eugen," wirft er leicht hin. Der Savoyer blickt ihn aufmerksam an; er fährt fort: „Vielleicht verdankt eben dieser Erkenntnis der neubegründete banco del giro seine Entstehung."

„Der banco del giro ist aber der Kaufmannschaft nicht genehm," wendet Prinz Eugen ein. „Sie sieht darin nur eine Konzession an die jüdischen Mäkler. Auch hat es üblen Eindruck gemacht, daß Männer wie der Graf Traun, der Fürst Karl Eusebius Liechtenstein sich von den Geschäften der Institution bereits wieder zurückgezogen haben."

„Traun und Liechtenstein sind Querköpfe," tut der Kaiser den Einwand ab. „Und die Wiener Kaufleute sehen über die Elle nicht hinaus, mit der sie das Tuch zumessen. Es mögen Fehler beim Statut gemacht worden sein, aber der Einfall war gut und verdiente nicht das allgemeine Mißtrauen: weit entfernt, den Juden zu dienen, soll es uns alle aus ihren Klauen befreien."

„Man hat das Lied zu oft gehört," murmelt Prinz Eugen bedenklich.

„Aber keiner wartete auf die zweite Strophe," bemerkt Joseph. „Sie beginnt mit den Worten: Einigkeit, Redlichkeit, Tätigkeit. In der Tat, lieber Prinz: wenn diese drei

observiert werden, weiß ich nicht, was den Erfolg einer solchen Unternehmung hindern könnte. Gundaker Starhemberg hat ein neues Statut ausgearbeitet; der Hof hat sich, allem Mißtrauen zu begegnen, von jedem Einfluß auf die Bank losgesagt; der Wiener Stadtrat hat redliche Männer ernannt, die den Geschäften vorstehen sollen; ein Plan ist aufgestellt, nach dem alle alten Staatsschulden binnen fünfzehn Jahren getilgt werden sollen. Was will man mehr? Wenn jetzt das Vertrauen nicht wiederkehrt, dann verdienen wir es, von den Juden mit Haut und Haaren aufgefressen zu werden."

Abermals jenes leichte Lächeln auf den Lippen Eugens wie zu Beginn der Unterredung.

„Bei so fürtrefflichen Vorkehrungen," sagt er, „darf ich hoffen, daß kaiserliche Majestät den Tumultuanten Pardon gewähren werden."

„Eugen," — Kaiser Joseph tritt vertraulich näher — „ich würde Ihren Wunsch gern erfüllen. Aber die Urteile sind bereits erflossen, und eine völlige Begnadigung würde die Meinung erwecken, die Justiz lasse ihrer spotten. Bis auf einen sei allen das Leben geschenkt; einer muß hängen; aber ich verspreche Ihnen: nur einer, ein übel beleumundetes Subjektum, ein schlechter Kerl, der die Gelegenheit des Tumults zum Plündern — nicht nur bei Juden — benützte."

„Auch der ist schon zuviel," seufzt Eugen.

Zur geschlagenen Armee

„Mein Pferd!"

An dem Ton des kurz herausgestoßenen Befehls erkennen die Umstehenden, daß der Feldherr übelster Laune ist. Die Offiziere tauschen bedeutsame Blicke, der Bringer der Unglücksbotschaft erblaßt.

Das Pferd wird vorgeführt, der Prinz schwingt sich hinauf, winkt den Boten an seine Seite. Im Vorreiten kehrt sich Eugen im Sattel um:

„Die Suite und die Bagage folgen uns in einiger Entfernung!"

Auch dies schroff, barsch, ganz verschieden von der sonstigen verbindlichen Art des Prinzen. Er hat den Hut tief in die Stirn gedrückt, seine Augen sind verdunkelt, die Kiefer kauen leer. Der Prinz von Savoyen hat offenbar alle Mühe, seinen maßlosen Zorn niederzuhalten.

Eine kurze Strecke reiten sie schweigend, der Savoyer mit seinem gewitternden Gesicht, sein Begleiter blaß und kaum fähig zu atmen. Dann hebt Prinz Eugen den Kopf, sagt vor sich hin, ohne den andern anzusehen:

„Herr Rittmeister — was ich über die unglückselige Affäre denke, werde ich Ihrem Kommandanten sagen. Ich habe es satt," sprüht er den Unglücklichen plötzlich an, „jedesmal ein Debakel vorzufinden, wenn ich zur Armee komme! — Ihnen mache ich keinen Vorwurf," fährt er ruhiger fort. „Aber ich wünsche genauesten Bericht, wie diese Niederlage entgegen meinen ausdrücklichen Befehlen möglich war. — Bitte, Herr Rittmeister," schließt er mit mühsamer Höflichkeit.

Der Rittmeister räuspert sich, um zunächst einmal den Klumpen loszuwerden, der ihm in der Kehle steckt, hebt dann an:

„Befehlsgemäß lagerten die Truppen zwischen Verona und dem Fluß Chiesa. Es waren sehr schlechte Winterquartiere, Eure Hoheit," setzt er entschuldigend hinzu, „denn es gebrach an allem. Der Krankenstand war so groß, daß wir kaum fünftausend gesunde Reiter und zehntausend Mann Fußvolk zählten. Das schlechte Futter erzeugte Seuchen unter den Pferden, so daß das preußische Kontingent alle bis auf zweihundert verlor."

Der Prinz macht eine ungeduldige Bewegung.

„Über die Ereignisse des Winters bin ich unterrichtet," sagt er dürr. „Ich weiß, was geleistet und gelitten, ich weiß aber auch, was versäumt wurde." Wieder richtet er sein zornsprühendes Auge auf den Rittmeister. „Nizza und Montmelian, mein Herr!" stößt er unterdrückt hervor. „War es notwendig, daß diese beiden Festungen in Besitz des Feindes gelangten?"

„Es waren savoysche Truppen, die sie verteidigten," wagt der Rittmeister schüchtern einzuwenden.

„Ich wünsche nicht die Kriegslage des Winters mit Ihnen zu erörtern," tut ihn der Prinz ab, „ich erwarte Ihren Bericht. Nach der Ankunft Vendomes in Italien befahl ich Ihrem Kommandanten, sich hinter die Fossa Seriola zwischen Montechiaro und Lonato zurückzuziehen. Warum wurde mein Befehl nicht ausgeführt?"

„General Reventlau tat sein möglichstes, den Befehl auszuführen. Aber viele Offiziere machten Schwierigkeiten und einzelne Regimenter wollten die Quartiere überhaupt nicht verlassen."

„Die schlechten Quartiere, von denen Sie mir eben erzählten," bemerkt der Prinz beißend. „Übrigens eine schöne Disziplin! Ich — Aber weiter!" —

„Mit Mühe brachte der General neuntausend Mann Fußvolk und tausend Reiter zusammen. Mit diesen zog er sich hinter die Fossa."

„Aber er legte keine Verschanzungen an," wirft Prinz


EUGENIUS FRAN. D. SABAUD. CÆS. EXERC. GEN. COMEN
Hic ille est cujus dextrâ vis Turcica fracta est:
Invium in Italiam qui patefecit Iter.
Qui junctis tumidos prostravit viribus hostes,
Quiq; suâ tutos cœpit in Urbe Duces.
Sed quid opus multis, ad laudes sufficit omnes
Addere, Dux hic est Cæsaris Eugenius.

Prinz Eugen



Eugen grimmig ein. „Und er besetzte auch nicht den ganzen Raum, den ich ihm zugewiesen hatte. Aber weiter, Herr, weiter!"

„Mittlerweile hatten die Franzosen ein bedeutendes Expeditionskorps gesammelt —"

„Von fünfundzwanzigtausend Mann!" unterbricht ihn der Prinz wütend. „Ich habe genaue Nachrichten. Warum nicht Sie? Wie konnte es geschehen, daß Vendome eine solche Truppenmacht zusammenbrachte, ohne daß General Reventlau etwas davon bemerkte?"

„Wir hielten Vendome für krank," erwiderte der Rittmeister kleinlaut. „Er hatte das Gerücht aussprengen lassen —"

„Sie haben wohl noch nie etwas von Kriegslisten gehört, wie?" fährt der Savoyer abermals dazwischen. „So konnte es geschehen, daß Vendome eines Morgens mit seiner Armee vor Calcinato stand, ohne daß Reventlau eine Ahnung davon hatte. Doch vollenden Sie, ich bitte Sie darum."

„Trotz des überraschenden Angriffes leisteten unsere Truppen den Franzosen tapferen Widerstand, ja, es gelang uns sogar, ihnen bei Montechiaro in die Flanke zu fallen. Doch da erhielten wir die Nachricht, unser rechter Flügel sei geworfen, und so blieb uns nichts anderes übrig, als uns gegen Gavardo zurückzuziehen."

„Sie können es ruhig eine Flucht nennen," höhnt Eugen mit zornbebender Stimme. „Wieviel Geschütze verloren Sie?"

„Fünf Feldstücke."

„Und Standarten und Fahnen?"

„Die Zahl ist noch nicht bekannt."

„Also sehr viele. Und die Verluste an Mannschaft?"

„An die zweieinhalbtausend Mann. Besonders Preußen. Sie hatten im letzten Feldzug keinen Pardon gegeben, so wurden sie vom Feind mit besonderer Wut angegriffen. Die Preußen verloren auch ihre gesamte Bagage."

Prinz Eugen denkt an seinen Bullenbeißer, den alten

Dessauer. Er kann sich vorstellen, wie er toben wird! Die Lippen nagend, fragt er durch die Zähne:

„Und der Rest? Wo befinden sich augenblicklich unsere Truppen?"

„In und bei Gavardo."

„Dorthin reiten wir ohnedies." Er verhält sein Pferd, zieht ein Notizbuch aus der Tasche, wirft einige Sätze auf ein Blatt, reißt es heraus und reicht es dem Offizier. „Herr Rittmeister," befiehlt er, „Sie reiten voraus und übergeben General Reventlau diese Order. Und er möge trachten," schließt er mit unheimlichem Grollen in der Stimme, „daß die Truppen schon einigermaßen in Ordnung sind, wenn ich anlange. — Ich danke!"

Er lüftet den Hut zum Dank für den ehrfurchtsvollen Gruß des Offiziers, wendet sich, ohne sich weiter noch um den Davonreitenden zu kümmern, seiner Suite zu.

„Oberst La Battée!" ruft er.

Aus der Gruppe der Offiziere löst sich die vierschrötige Gestalt des Gerufenen. Wer den Obersten auf seinem schweren Mecklenburger betrachtet, würde ihm nicht die Wendigkeit und Beweglichkeit ansehen, die ihn in der Armee berühmt gemacht haben. Er trabt rasch herzu, zieht den Hut.

„Eurer Hoheit zu Diensten."

Der Prinz lächelt flüchtig, seine verdunkelten Augen hellen sich ein wenig auf.

„Lieber Oberst," sagt er freundlich, „Sie haben von dem Unglück des Generals Reventlau gehört. Es stört meine Kriegspläne auf das empfindlichste."

„Eure Hoheit werden neue ausarbeiten," erwidert der Oberst mit dem naiven Vertrauen des Feldsoldaten in die überlegenen Gaben des Feldherrn.

„Ich habe es nicht nötig," versetzt Prinz Eugen mit erneutem Lächeln, „da ich von den ursprünglichen nicht abzuweichen gedenke. Ich brauche nichts als die Einleitung zu verändern. Dazu benötige ich Sie."

Der Oberst rückt geschmeichelt im Sattel, blickt den Prinzen erwartungsvoll an. Der fährt fort:

„Drei Kontingente der Reichsarmee sind im Anmarsch begriffen, das pfälzische, das hessische, das gothaische. Sie werden an alle drei schnelle Kuriere senden und sie zu größter Eile antreiben. Machen Sie die Kommandanten in meinem Namen aufmerksam, daß ich nunmehr mit ihrem größten Eifer rechne, da ich ohne diesen Sukkurs nichts beginnen kann."

„Die Kuriere reiten sogleich," erwidert La Battée kurz, soldatisch.

„Gut," nickt Eugen. Abermals kehrt er sich im Sattel um: „General Zum Jungen!"

„Zu Befehl!" erklingt eine frische Stimme. Jung wie sein Name, blondlockig, mit hellem, lachendem Gesicht trabt der General heran.

„In einer Stunde sind wir in Gavardo," empfängt ihn Prinz Eugen. „Bis dahin müssen wir uns über die nächsten Bewegungen im Reinen sein. Nichts bringt geschlagene Truppen so rasch in Ordnung wie ein klarer Befehl." Er senkt für einen Augenblick den Kopf. Sein Gesicht hat allen Grimm verloren, zeigt den Ausdruck angespannter Sammlung. „Ich gedenke," spricht er langsam weiter, „nicht in den ungünstigen Stellungen um Gavardo zu verbleiben, und noch weniger, wie Vendome erwarten mag, mich ins Trientinische zurückzuziehen. Der Krieg, meine Herren, geht weiter und wird, hoffe ich, dem Feind noch manche Überraschung bereiten."

„Wie unter Eurer Hoheit Führung nicht anders zu erwarten," wirft General Zum Jungen respektvoll ein.

„Zwei Dinge," setzt Prinz Eugen fort, ohne von dem Kompliment Notiz zu nehmen, „sind besonders wichtig: erstens uns vom Feinde zu lösen und zweitens für Quartiere zu sorgen, in denen die Armee sich wieder erholen kann. Die erste Aufgabe löse ich, indem ich scheinbar auf die Absichten Vendomes eingehe und den Marsch nach Norden längs des

Gardasees antrete. Aber merken Sie wohl, meine Herren: ich verlasse den See nicht! Sobald ich seine Spitze umgangen habe, wende ich mich wieder nach Süden und marschiere ins Veronische zurück. Dort kann sich die Armee retablieren, dort kann ich den Sukkurs der anrückenden Reichstruppen erwarten."

„Vendome wird den Abstieg ins Italienische zu sperren trachten," gibt der Oberst zu bedenken.

„Das nehme ich an," gibt Prinz Eugen kaltblütig zurück. „Unsere Kunst muß es eben sein, seine Bemühungen zunichte zu machen. Dazu brauche ich Sie, Oberst."

La Battée reckt sich im Sattel.

„Eure Hoheit — diese Ehre —"

„Reventlau's Generale," fährt der Prinz dürr fort, „haben sich als völlig unfähig erwiesen. Ich denke die wichtigen Posten mit meinen Offizieren zu besetzen. Sie, La Battée, kommandieren die Vorhut. Ihre Aufgabe ist es, die Lücke zu finden, durch die wir schlüpfen können. Sie werden aus den Truppen, die wir in Gavardo antreffen, die tauglichsten aussuchen und unverzüglich an die nötigen Rekognoszierungen gehen, damit wir, wenn der Augenblick gekommen ist, keine Zeit verlieren. — Und nun eilen Sie, die Kuriere abzufertigen. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, daß Schnelligkeit eines der Grundgesetze allen Kriegswesens ist. Gehen Sie."

La Battée grüßt militärisch, wendet sein Pferd, trabt zurück. Wie vorhin dem Boten, sieht der Savoyer nun auch ihm mit keinem Blick mehr nach, kehrt sich zu General Zum Jungen.

„Ihre Aufgabe, lieber General, ist weniger dankbar, aber nicht weniger schwierig. Aber ich weiß niemanden, dem ich sie besser anvertrauen könnte." Der junge General errötet vor Stolz und Freude. „Sie müssen mir den Feind vom Leibe halten, damit ich überhaupt die Möglichkeit habe, meine Absichten auszuführen. Sobald Vendome unsern Abmarsch bemerkt, wird er nicht zögern nachzufolgen. Sie

übernehmen das Kommando der Nachhut. Sie haben keine Zeit, auszuruhen: was an einigermaßen intakten Truppen vorhanden ist, raffen Sie zusammen und setzen sich an die Queue der Armee. Wenn die Franzosen angreifen, müssen Sie so zurückschlagen, daß ihnen die Lust zu allzu eifrigem Nachdrängen vergeht. Trauen Sie sich die Lösung dieser Aufgabe zu?"

Der General sieht ihn mit leuchtenden Augen an.

„Unter Ihrem Kommando, mein Prinz," ruft er feurig, „gibt es keinen Offizier, der sich nicht auszuführen getraute, was Sie ihm befehlen."

„Um so besser," lächelt der Prinz, wechselt den Ton. „Wir nähern uns Gavardo," sagt er, deutet mit lässig erhobener Hand auf eine Gruppe von Offizieren, die ihnen entgegenreitet. „Und wenn mich nicht alles täuscht, so ist dies Reventlau, der zu unserer Begrüßung naht. Entfernen nun auch Sie sich, mein Lieber, denn was ich ihm zu sagen habe, hört er besser allein."

Kaum hält die Karosse, kaum hat der Lakai den Tritt gesenkt und den Wagenschlag geöffnet, als auch schon im Viereck der Wagentür der Kopf der jungen Frau sichtbar wird.

„Ferencz!" ruft sie, wirft sich wie ein Schwimmer, der in die Flut springt, in die Arme Rakoczys, schlägt die Arme um seinen Hals, drückt den Kopf an seine Brust, preßt sich ganz, ganz eng an ihn, als könnte sie ihm nicht genug nahe sein. Unfähig zu sprechen, hat auch er sie eng an sich gezogen, neigt das Gesicht über ihren Kopf, vergräbt den Mund in ihrem dichten braunen Haar. Wortlos halten sie sich durch Minuten hindurch umschlungen, ohne etwas von der Welt zu sehen und zu hören.

Endlich legt sie den Kopf zurück, hebt das tränennasse Gesicht zu seinen Augen, in denen es ebenfalls feucht schimmert.

„So lange haben wir uns nicht gesehen!" klagt sie. „Wie geht's dir? Hast du viele Sorgen? Das da —" sie fährt mit dem Finger eine der tiefen Furchen entlang, die von der Nase zu den Mundwinkeln laufen — „war noch nicht da, als wir Abschied nahmen."

„Ich habe eine harte Zeit durchgemacht," erwidert er kurz. „Aber nun bist du da," fügt er zärtlich hinzu, „nun ist alles vergessen."

„Und gehe nicht mehr von dir," versichert sie eifrig. „Wenn du nur willst, so wird jetzt alles gut."

„Alles gut?" wiederholt er zweifelnd. Will noch etwas hinzusetzen, doch da mengt sich die zweite Dame ins Gespräch, die aus der Karosse ausgestiegen ist:

„Ferencz, ich bin auch da!"

„Schwester!" ruft er überrascht. Sein Blick geht von ihr

zu dem neben ihr stehenden lächelnden Kavalier. „Und du, Johannes!“ Er zögert plötzlich, blickt nochmals von einem zum andern. „Gattin — Schwester — Freund —“ sagt er langsam. „Welchem Umstand habe ich es zu danken, daß mit einemmal alle meine Lieben um mich versammelt sind?“ —

„Der Gnade des Kaisers,“ erwidert der Kavalier, immer noch lächelnd.

Rakoczy wird von Augenblick zu Augenblick zurückhaltender, mißtrauischer.

„Mit der Gnade des Kaisers —“ er betont das Wort — „habe ich nichts zu tun. Timeo Danaos et dona ferentes. Und als König werde ich ihn erst anerkennen, wenn er Ungarn dessen verbriefte Rechte zurückgegeben hat.“

„Franz,“ mahnt ihn der Kavalier freundschaftlich, „willst du die Politik nicht den Verhandlungen überlassen, zu denen wir ja alle hierhergekommen sind, und auf deren glücklichen Ausgang wir hoffen? Wozu sich den Augenblick des Wiederfindens mit abwegigen Gedanken vergällen? Gib mir doch wenigstens die Hand!“

„Und mir einen Kuß,“ fällt die Schwester ein.

„Euer jähes Erscheinen bringt mich eben auf diese Gedanken,“ erwidert Rakoczy zurückhaltend. Aber er reicht dem Freunde doch die Rechte, küßt die Schwester auf die Stirne. „Hattet ihr gute Fahrt?“ erkundigt er sich, gewaltsam zur Höflichkeit des Hausherrn hinüberwechselnd.

„Gute,“ nickt seine Gattin. „Alle Schwierigkeiten wurden uns aus dem Weg geräumt. Der Kaiser stellte uns seine eigenen Reisepferde zur Verfügung.“

„Zu viel der Ehre,“ spottet Rakoczy. Aber angesichts der bittend auf ihn gerichteten Augen hat er nicht das Herz, so herb zu sprechen, wie er eigentlich möchte.

„Und wir dürfen ganz allein mit dir reden,“ versichert seine Schwester. „Ohne Zeugen. Der Kaiser will es selbst.“

„Zuvörderst aber,“ erwidert Rakoczy, nun schon ganz der Magnat, der Gäste bewillkommt, „will ich euch eure

Zimmer anweisen lassen. — Pista!" Er winkt einem der Edelleute seines Gefolges; der springt eilfertig herzu.

„Dies ist Graf Stefan Csaky, mein erster Kammerherr," stellt er ihn den Ankömmlingen vor. „Meine Frau kennst du ohnehin, Pista. Dies ist meine Schwester, die Gräfin d'Aspremont, und dies mein Freund Graf Wratislav. Du sorgst für unsere Gäste."

Der Kammerherr verbeugt sich federnd.

„Sehr wohl, Hoheit."

„Also auf nachher denn." Rakoczy hebt grüßend die Hand.

„Feri!" Ein bittender Ruf.

„Auf nachher," wiederholt Rakoczy zuckenden Gesichts. „Geh, Kind. Ich habe noch zu tun. Wir sehen uns ohnehin beim Essen."

Die junge Frau steht unbeweglich, wie versteinert. Da faßt die Gräfin d'Aspremont sie unterm rechten Arm, der Graf Wratislav unterm linken und führen die nun wortlos Gehorchende davon, dem voranschreitenden Kammerherrn nach.

Bercsenyi, der sich während der Begrüßung abseits hielt, tritt zum finster vor sich hinstarrenden Fürsten.

„Ferencz," sagt er warnend, „gib acht! Das ist ein neuer Streich des Wiener Hofes. Da ihnen dein Kopf zu hart ist, hoffen sie, dein Herz werde desto weicher sein."

Rakoczy macht eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern, als wolle er eine drückende Last abschütteln.

„Das weiß ich," antwortet er kurz.

„Sie schicken ihre besten Diplomaten — Frauen," fährt Bercsenyi fort. „Die werden dir in den Ohren liegen und dir keine Ruhe lassen. Soll ich dir sagen, was sie dir alles versprechen werden?"

„Nichts, das ich nicht ablehnen würde, wenn es die Rechte der ungarischen Krone schmälert."

„Vielleicht wirst du's gar nicht erkennen. Oh, sie wissen die Worte so klug zu setzen! Sie —"



Ferencz Rakoczy



„Miklos," unterbricht ihn Rakoczy fahrig, „hast du Vertrauen zu mir?"

„Was? — Natürlich, sonst würde ich doch nicht —"

„Dann laß mich ruhig handeln, wie es mein eigenes Ermessen mir eingibt. — Nein, kein Wort, ich bitte dich! Komm zu Tisch!"

Auch beim Mahle behält Rakoczy seine zurückhaltende Einsilbigkeit bei. Er scheint das traurige Gesicht der Gattin, das verdrossene der Schwester, das verlegene des Freundes nicht zu sehen, beschränkt sich auf nichtssagende Höflichkeiten, auf konventionelle Redensarten. Die andern ungarischen Herren sitzen in feindseligem Schweigen, essen wenig, trinken umso reichlicher von dem goldgelben Wein, doch ohne daß dessen Genuß sie ihrer Stummheit entrisse. Es ist ein freudloses Mahl, und alle sind froh, als der Fürst die Tafel aufhebt.

Unmittelbar von Tisch weg begibt sich Rakoczy mit den Gästen in sein Arbeitszimmer. Es folgt ihnen keiner, sie sind allein. Der Hausherr bietet Plätze an, wirft sich selbst in einen Lehnstuhl, spielt zerstreut mit der Scheide seines Säbels, den er quer über die Beine gelegt hat.

Graf Wratislav und die beiden Frauen tauschen heimliche Blicke. Keiner weiß, wer das Gespräch eröffnen soll. Rakoczys Verschlossenheit türmt sich vor ihnen wie eine Mauer, zu der sie keinen Zugang finden.

Endlich ist es der Fürst selbst, der das Schweigen bricht. Er richtet sich aus seiner etwas lässigen Haltung auf, mustert die drei, fragt kurz, fast schroff:

„Also was gibt es? Was bringt ihr?"

„Den Frieden," antwortet Graf Wratislav.

„Wenn du willst," fügt die Fürstin schüchtern hinzu.

„Es hängt nur von dir ab," bekräftigt die Gräfin.

Rakoczys Rechte zuckt, als wolle sie etwas Lästiges verscheuchen.

„Den Frieden," antwortet er herb, „kann man in Wien sehr schnell haben, wenn man unsere Forderungen bewilligt."

„Der Kaiser," antwortet der Graf, „ist bereit, die Abmachungen bei seiner Krönung nochmals feierlich zu bekräftigen."

Abermals jene zuckende Handbewegung Rakoczys.

„Jene Abmachungen verwerfen wir als erlistet und erpreßt. Solang die freie Königswahl und das Dekret des Andreas nicht wiederhergestellt sind, gibt es keinen Weg zum Frieden."

„Warum so unbedingt?" versetzt der Graf ausweichend. „Wir sind hier zu verhandeln. Es wird sich doch sicher ein Kompromiß finden —"

„Was, Kompromiß!" fährt Rakoczy auf. „Führen wir darum seit drei Jahren Krieg, um uns mit einem Kompromiß abspeisen zu lassen?"

„Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß," zitiert Graf Wratislav ein altes Sprichwort.

„Die Freiheit Ungarns kennt keinen Vergleich," fertigt ihn der Fürst scharf ab.

Der etwas beleibte Graf neigt sich leicht vor, faltet die Hände zwischen den Knien.

„Willst du uns nicht wenigstens anhören, Franz?" bittet er sanft.

Rakoczy will wieder auffahren, bezwingt sich, hebt die Achseln.

„Sprecht," sagt er mürrisch.

„Über Ungarn," setzt der Graf an, „wird später zu sprechen sein. Der Kaiser will zunächst, daß persönliches Unrecht gutgemacht werde. Du magst daraus den Geist erkennen, in dem Josephus die Verhandlungen geführt sehen will."

„Ich kenne den Geist des Wiener Hofes nur zu gut," wehrt Rakoczy bitter ab.

„Hör' nur erst, Franz," mahnt die Gräfin.

„Der Geist des Wiener Hofes," nimmt Wratislav die Wortes seines Jugendfreundes auf, „hat sich von Grund auf geändert. Des Kaisers erste Regierungshandlung war es, den Einfluß der Jesuiten zu brechen. Hat er nicht einen der

berühmtesten Prediger des Ordens, den Pater Widemann, seines Amtes entsetzt, weil der hochwürdige Herr so unmäßig auf die Ketzer schmähte? Ließ er nicht die Verordnung ergehen, daß alle Geistlichen sich in ihren Predigten der Anzüglichkeiten wider die Protestanten enthalten sollten?"

„Mag sein," wirft Rakoczy höhnisch ein, „daß man in ungebetner Verwaltung der himmlischen Güter lässiger wurde; aber doch wohl nur, um die irdischen desto fester bewahren zu können."

„So hör' doch!" wiederholt seine Schwester ungeduldig, und auch seine Gattin versichert eifrig:

„Der Kaiser will alles gutmachen, was du an Vermögenseinbußen erlitten hast, Feri."

„Der Kaiser," setzt der Graf eilig ein, „bietet dir die Rückgabe deiner Erblehen an, außerdem die Würde eines Reichsfürsten und die Markgrafschaft Burgau als Reichslehen mit Sitz und Stimme im Reichstage."

„Auch dies erblich, Feri," bemerkt die Fürstin bedeutsam.

„Burgau?" fragt Rakoczy. „Wo ist das?"

„In Schwaben. Zwischen Augsburg und Ulm."

Rakoczy schüttelt den Kopf.

„Was soll ich dort?" sagt er leichthin. Blickt den Grafen scharf an. „Und — die Gegenleistung?"

„Was meinst du?"

Der Fürst verzieht das Gesicht.

„Du wirst mir doch nicht etwa einreden wollen, Johannes, der Kaiser wolle mir so viel Guttaten für nichts und wieder nichts erweisen. Red' klar: was ist der Preis, den ich zahlen soll?"

Graf Wratislav tut gleichgültig.

„Der Preis, Franz?" erwidert er leichthin. „Es ist kein sonderlicher Preis. Burgau bleibt dir gewiß, wenn wir einig werden."

Aber Rakoczy läßt sich nicht beirren.

„Der Preis, Johannes! Der Preis!" wiederholt er hartnäckig.

„Nun denn," wirft der Graf im vorigen leichten Ton hin, „du sollst nichts als einem zweifelhaften Anspruch entsagen und den Herzogstitel, den du dir beigelegt hast, ablegen." Er wartet auf Rakoczys Antwort. Sie bleibt aus. Tastend setzt er fort: „Dünkt dich das unbillig?"

„Es geht mir nicht um mich. Was geschieht mit Ungarn?"

Der Graf scheint die Frage für das Überflüssigste von der Welt zu halten.

„Ungarn! Ungarn wird sich mit dem Kaiser einigen. Dich braucht es nichts mehr zu kümmern, wenn du —"

Er hält inne, zieht in einem scharfen Atemzug die Luft ein, starrt erschrocken: Rakoczy ist aufgesprungen, seine Fäuste sind geballt, seine Augen sprühen Feuer.

„Hab' ich euch?" schreit er. „Bin ich euch auf eure Listen draufgekommen?" Er fährt auf den Grafen los: „Soll ich zum Verräter werden an der Sache des Vaterlandes, damit ihr es ungehindert vergewaltigen könnt?"

„Lieber Franz —" sucht ihn der Graf zu beschwichtigen. Doch Rakoczy tobt weiter:

„Schlau ausgedacht, schlau! Der Rakoczy wird in einen goldenen Käfig gesperrt, er verliert seinen Anhang, die Rebellion ihren Führer —"

„Es gibt doch keine Rebellion," unterbricht ihn Wratislav. „Der Kaiser selbst befahl, daß man künftig nur von Unzufriedenen sprechen solle."

„Unzufriedene! Wir sind Rebellen, ich sag's dir, so oft du's hören willst: Rebellen! Und wir werden es so lange bleiben, bis die Freiheit Ungarns gesichert ist! Das richte denen von mir aus, die dich zu mir geschickt haben!"

„Feri," verteidigt sich der Graf, „du mißverstehst den Kaiser! Er —"

„Ich verstehe ihn sehr gut," fährt Rakoczy dazwischen. „So gut, daß ich fortab mit ihm nichts mehr zu tun haben will."

„Feri!" Die Fürstin hat den Ruf ausgestoßen und die Gräfin schließt sich an:

„Bist du von Sinnen?" —

„Weil ich mich nicht bestechen lasse?" gibt Rakoczy ätzend zurück. „Weil mir mein Land höher steht als mein persönlicher Vorteil? Nennt ihr das von Sinnen sein? Gut denn, haltet euch an die vernünftigen Menschen und überlaßt mich meiner Narrheit. Aber wisset das eine, daß ich eher von euch lasse als von ihr!"

Auch Rakoczys Gattin ist aufgesprungen, wirft die Arme um ihn, ruft leidenschaftlich:

„Feri, komm doch zu dir! Feri, begreif' doch, daß euer Kampf vergeblich ist! Der Kaiser bietet euch die Hand zu einem Vergleich, der euch rettet und das Land! Wenn ihr sie jetzt zurückstoßt, ist alles verloren!"

Mit unendlicher Traurigkeit sieht der Fürst auf sie hernieder.

„Armes Kind," sagt er schmerzlich, „haben sie auch dich schon in ihre Netze gezogen? Erkennst du denn nicht, was sie mir ansinnen? Siehst du nicht, daß sie mir meine Ehre abkaufen wollen?"

„Verwechsle Ehre nicht mit Eitelkeit, Bruder!" wirft die Gräfin d'Aspremont ein. „Wenn das Land deine Gloria mit seinem Blut zahlt — ist das ein besserer Preis als der, den der Kaiser von dir fordert?"

„Kluge Schwester," erwidert Rakoczy kalt, „du hast immer viel feiner gesponnen als alle andern. Aber diesmal reißt dein Faden. Denn meine Gloria, wie du es nennst, ist in Wahrheit Ungarns Gloria, und für die ist kein Preis zu hoch. Wer bin ich? Einer der Kämpfer, auf dessen Leib, wenn er fällt, der nächste den Fuß setzt, einer in der Reihe, die sich über ihm sogleich schließt. Wenn ich aber aus der Reihe aus-

bräche, so risse ich so viele mit mir, daß die Lücke sich nie mehr schlösse."

„Ach, Worte!" ruft die Gräfin aufgebracht. „Darin warst du immer groß!"

Rakoczy sieht sie lange an.

„Ihr wollt Taten," sagt er langsam. „Nun wohl." Er befreit sich aus den Armen seiner Gattin, die ihn noch immer umschlingen, tritt einen Schritt zurück. „Graf Wratislav," wendet er sich förmlich, undurchdringlich an den einstigen Freund, „melden Sie dem Wiener Hof, daß die ungarischen Stände, deren Vertreter ich bin, die Verhandlungen abbrechen. Der Kampf geht weiter!"

Schlechtes Wetter für Frankreich

Das Frühjahr ist den französischen Waffen nicht günstig; so viel Kriegsschauplätze, so viel Mißerfolge. König Ludwig weiß allmählich nicht mehr, woher er Geld und Soldaten nehmen soll, um das Abenteuer, in das ihn sein hochfahrender Sinn getrieben hat, glücklich zu beenden.

Schon die glücklich begonnene Unternehmung in Italien verkehrt sich nach wenigen Wochen in ihr Gegenteil: wie er es geplant hatte, ist der Prinz von Savoyen tatsächlich durch die französischen Linien hindurchgeschlüpft und hat im Gebiet von Verona Quartier bezogen, um die anrückenden Hilfstruppen aus der Pfalz und dem Gothaischen zu erwarten und seinen Soldaten vor den kommenden Kämpfen noch Muße zum Verschnaufen zu gönnen. La Battée hat seine Aufgabe glänzend gelöst.

La Battée ist auch weiterhin hervorragend tätig. Kaum ist die Nachricht vom Eintreffen der erwarteten Hilfskorps eingelangt, als er sich mit seiner auserwählten Schar abermals auf den Weg macht. Die Etsch abwärts zieht er, heimlich vom Prinzen gefolgt; bei Rueta nuova setzt er in einer mondlosen Nacht fünfhundert Mann auf Schiffen über, schlägt eine Brücke, auf der die gesamte Armee den Fluß übersetzt. Die Waffenplätze Mazi und das wichtige Badia werden von den Franzosen fast ohne Schwertstreich geräumt und von den Kaiserlichen besetzt. Badia nicht ohne sanfte Gewalt gegen eine Besatzung, die nach dem Abzug der Franzosen die Venetianer in die Stadt geworfen hatten: die Republik möchte auch gern die Finger im Spiel haben, aber Prinz Eugen macht ihr klar, daß es klüger ist, fern vom Schuß zu bleiben.

Und wiederum rückt der unermüdliche La Battée vor, mit

immer neuen Aufträgen, die er so vortrefflich in die Tat umsetzt wie den ersten. Ein Wasserlauf nach dem andern wird bezwungen, teils mit Schiffen, teils, wo das Rinnsal für deren Tiefgang zu seicht ist, watend. Bei einem dieser Wasserläufe, der unter feindlichem Feuer liegt, zögern die Truppen. Da springt der Prinz von Bevern, der ein Wolffenbüttlisches Regiment kommandiert, als erster ins Wasser und führt die ihm nun begeistert folgenden Soldaten gegen die feindlichen Schanzen. Aber es kommt gar nicht zum Handgemenge: kaum haben zwei kaiserliche Feldstücke zu feuern begonnen, als die Franzosen auch diese befestigte Stellung räumen und sich eilig zurückziehen. Prinz Eugen überschreitet den Po, nimmt Carpi und Reggio und taucht in der Weite der Flußebene unter. Das Wagestück unerhörtester Kühnheit ist geglückt, die Armee des Prinzen hat fast ohne Verluste die Korps Vendome, Medavi und Albergotti umgangen und steht nun in deren Rücken.

Vendome schäumt, als ihm diese Nachrichten gemeldet werden. Aber er kann sich nicht rühren. Denn er hat Truppen abgeben müssen, um die Belagerung von Turin zu verstärken, die der Herzog von La Feuillade, der Schwiegersohn des allmächtigen, weil von Madame de Maintenon begönnerten französischen Kriegsministers Chamillart kommandiert. So beschränkt er sich darauf, die nach Westen führenden Marschwege des Prinzen möglichst abzuriegeln, ungewiß, ob seine Maßregeln mehr Erfolg haben werden als die an der Etsch getroffenen.

Ähnlich erfolglos verläuft der Kampf um Spanien. Dort stehen Karl, der Bruder des Kaisers, und Philipp, der Enkel Ludwigs, als Gegenkönige einander gegenüber. Philipp hält Madrid, die Hauptstadt des Landes, aber Karl das wichtige Katalonien mit Barcelona. Dieses zu belagern schicken die Franzosen sich an. Die an verschiedenen Punkten operierenden Kräfte Philipps werden vereinigt, neue Kräfte aus Frankreich nachgezogen, eine Artillerie von hundertsechzig Kanonen

vor die Stadt gelegt, der Graf von Toulouse beauftragt, mit seiner Flotte die Stadt auch vom Meere abzusperren.

Aber die heranmarschierenden Korps haben mit so viel Widerstand zu kämpfen, daß sie erst verspätet sich vereinigen können, die Flotte des Grafen von Toulouse wird durch die Frühlingsstürme übel zugerichtet, und als das Belagerungsheer sich endlich zum eigentlichen Kampf anschickt, begegnet es einer derart erbitterten Abwehr, daß alle Kunstmittel versagen; hinter eroberten Werken erheben sich neue, die von den Städtern aufgerichtet wurden, versuchte Angriffe brechen schon im Feuer der entschlossenen Katalonier zusammen, die Etappenlinien, auf denen der Armee die notwendigen Hilfsmittel zugeführt werden sollen, werden immer wieder von den aufständischen Bauern unterbrochen. Es ist mehr der Zwang, irgend etwas zu unternehmen, um die sinkenden Lebensgeister seiner Soldaten aufzufrischen, als die Zuversicht auf den Sieg, die Philipp und seinen General Tesse veranlassen, den Generalsturm zu befehlen.

Doch ehe dieser noch angesetzt werden kann, ist die Flotte der Verbündeten Karls herangesegelt: achtundvierzig Linienschiffe unter dem Kommando der holländischen Admirale Laek und Wassenaer, vor denen die siebenundzwanzig Orloge des Grafen von Toulouse sogleich Reißaus nehmen. Die Schiffe laufen in den Hafen ein, setzen sogleich fünftausend Mann aus, um die Verteidiger zu verstärken, das Gerücht verdoppelt ihre Zahl — und Tesse entschließt sich, die Belagerung aufzuheben und marschiert mit Philipp nach Madrid zurück, hart verfolgt von den Verbündeten, die Alcantara erobern, den Tajo überschreiten, sich Corias und Plasencias bemächtigen, endlich die Hauptstadt selbst besetzen, aus der Philipp kurz vorher entflohen ist. Karl ist Herr fast des ganzen Landes, sein Nebenbuhler ist auf französisches Gebiet zurückgeworfen und muß in ohnmächtigem Zorn den glücklichern Habsburgerprinzen gewähren lassen. —

Ein wenig besser, aber auch nicht großartig, lassen sich

für die Heere des Sonnenkönigs die Kriegsereignisse am Rhein an. Hier kommandiert das Reichsheer der alte Prinz Ludwig von Baden, der Türkenlouis. Aber der einstige Feuerkopf ist bequem geworden und vorsichtig. Freilich hat er auch allen Grund dazu, denn die zögernd und widerwillig heranmarschierenden Kontingente der verschiedenen Kreise gäben den einheitlich geschlossenen hundertfünfzigtausend Mann seines Widersachers Villars wohl keinen ebenbürtigen Gegner ab. So zieht er sich hinter das rechte Rheinufer in die von ihm geschaffenen und gewaltig ausgebauten Stollhofener Linien zurück und läßt seinem Feind den billigen Triumph, unwichtiges Gebiet kampflos besetzen zu können — freilich auch die Pfalz, die bei jedem Kampf zwischen dem Reich und Frankreich das erste Opfer zu sein pflegt, zu brandschatzen. Was der französische Feldherr gewinnt, ist für den weitern Verlauf des Feldzuges unerheblich; aber in diesem Unglücksjahr wird in Paris jeder noch so bescheidene Erfolg als großer Sieg ausgerufen.

Es tut's auch not. Denn mittlerweile hat die französischen Waffen ein vernichtender Schlag getroffen: bei Ramillies, auf dem Kriegsschauplatz in Flandern. Dort kämpfen die Holländer vereint mit dem englischen Hilfskorps, das der Herzog von Marlborough, der Freund des Prinzen Eugen, kommandiert. Der Herzog ist für frühere Verdienste um das Reich zum deutschen Fürsten von Mindelheim erhoben worden und scheint beweisen zu wollen, daß diese Auszeichnung keinem Unwürdigen zuteil wurde. Der Kurfürst von Bayern, sein Gegner, steht in starker Stellung und könnte gemächlich das Eintreffen des aus Italien anmarschierenden Korps Marsin abwarten; aber aus Paris sind eindeutige Befehle gekommen, die die Schlacht anordnen, und überdies weiß Marlborough die Eitelkeit Villeroys, des Unterführers Max Emanuels, auszunützen und die Franzosen ins freie Feld zu locken.

Fünfundsiebzigtausend Mann unter dem Lilienbanner stehen nur siebenundsechzigtausend der Alliierten gegenüber; aber

dort ist eine zwiespältige Führung, da der zögernde Kurfürst von dem immer angriffsfreudigen Villeroy nur widerwillig fortgerissen wird, hier haben sich die Generale der Alliierten willig der überlegenen Einsicht des Herzogs untergeordnet. So ist eigentlich die Schlacht schon entschieden, noch ehe sie begonnen hat. Die durch ein dänisches Hilfskorps verstärkten Holländer werfen zuerst den rechten Flügel der Franzosen zurück; die Verwirrung greift auf die Mitte über, wo Ramillies, die Schlüsselstellung der Franzosen, genommen wird, und endlich wird auch deren linker Flügel, der durch einen Morast sich gedeckt glaubte, von vorn und von der Seite gefaßt und gänzlich geschlagen. In wenigen Stunden ist die beste Armee des Sonnenkönigs vernichtet, büßt an Toten, Gefangenen und Deserteuren über zwanzigtausend Mann ein, während die Verbündeten ihren Sieg mit kaum einem Zwanzigstel dieser Opfer erkaufen. Achtundachtzig Geschütze, achtzig Fahnen, die Kriegskasse und das ganze Gepäck fallen in die Hände der Sieger; aber was noch ärger ist: durch diese Niederlage gehen die spanischen Niederlande für Frankreich verloren: während sich der Kurfürst nach dem Hennegau zurückzieht, und der vorschnelle Villeroy nach Paris eilt, um das über seinem Haupte hängende Ungewitter abzuwenden, nimmt der Herzog ohne Schwertstreich Löwen, Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge und Antwerpen. Die Eroberung ist vollendet, eine starke Schutzwehr geschaffen, die den Länderhunger Ludwigs im Norden für immer hemmt.

Der König ist allein, aber der Herzog von Vendome weiß nur zu gut, daß hinter der Tapete ein Lauscher — oder vielmehr eine Lauscherin — sitzt, und daß alles, was vor dieser prunkvollen Kulisse gesprochen wird, nur ein zwischen Ludwig und der Maintenon abgekartetes Spiel ist. Dennoch ist er gesonnen, seinen Standpunkt aufs äußerste zu verteidigen: er hat keine Lust, ein wehrloses Opfer der Unterrockpolitik zu werden, die das Geschick Frankreichs regiert!

Seine durch viele Jahre des Hoflebens geschulte Kenntnis seines Herrschers belehrt ihn, daß dieser unsicher ist: so wenig der greise Ludwig den Einflüsterungen seiner Mätresse widerstehen kann, so peinlich ist ihm die Durchführung des gemeinsam gefaßten Entschlusses. So ist auch sein Betragen ein seltsames Gemisch aus Ungnade und Verbindlichkeit. Er sucht zu mäkeln, aber er versüßt den Tadel durch Zuckerpillen, die er ihm beimischt.

Eine Zuckerpille ist es auch, mit der er das Gespräch eröffnet.

„Ich beglückwünsche Sie, lieber Herzog," beginnt er mit säuerlichem Lächeln, „zu der ingeniösen Eröffnung des Feldzuges. Ihr Sieg bei Calcinato sichert Ihnen Anspruch auf meine Dankbarkeit."

Vendome verneigt sich scheinbar geschmeichelt, aber er bleibt auf seiner Hut.

„Es wird stets mein größtes Glück sein, Eurer Majestät meine Dienste weihen zu können."

„Das hoffe ich," nickt Ludwig huldvoll. Fährt rasch, lauernd fort: „Leider entsprach die Fortsetzung nicht dem Beginn. Wie kam es, daß der Prinz von Savoyen Ihnen entschlüpfte?"

„Sire," erwidert der Marschall, „dieser beklagenswerte Umstand fällt mir nicht zur Last. Sowohl ich wie meine Generale hatten alles vorgekehrt, dem Prinzen den Vormarsch zu verwehren. Es gelang jedoch seiner Vorhut unter La Battée, an einer ungeschützten Stelle die Etsch zu überschreiten, und wir mußten eine Anzahl von Positionen räumen, die länger zu halten verhängnisvoll gewesen wäre."

„Räumen Ihre Truppen kampflos Positionen, Herzog? Das ist bei französischen Soldaten etwas Neues."

„Es geschah auf meinen ausdrücklichen Befehl, Eure Majestät. Die Truppen waren demoralisiert durch die Gerüchte von der Niederlage in Flandern."

„Das Unglück bei Ramillies," nimmt der König die Worte des Feldherrn auf, „hätte, so bedauerlich es ist, keinen Einfluß auf die italienischen Operationen haben dürfen. Geben Sie offen zu, Herzog, daß Sie sich vom Prinzen Eugen düpieren ließen."

„Der Prinz, Sire, vermochte bei Mazi durchzubrechen. Dies war die Folge jenes Vorstoßes des Obersten La Battée, der einen Teil der feindlichen Kräfte in unsern Rücken brachte."

„Es scheint, daß des Feindes Unterbefehlshaber wesentlich mehr Eifer zeigen als die unsrigen. Diesen Vorwurf kann ich Ihnen nicht ersparen, Herzog."

„Ich bin unglücklich, Eurer Majestät Unzufriedenheit erweckt zu haben. Aber ich wiederhole: alles ging gut, solang die Nachrichten von den Ereignissen auf den übrigen Kriegsschauplätzen befriedigend klangen; doch nach der Schlacht von Ramillies änderte sich das Bild: Desertionen und Widersetzlichkeiten waren an der Tagesordnung, und es war vor allem nötig, die Truppen dem Einfluß des Feindes zu entziehen, um sie wieder in die Hand zu bekommen."

„Sie kommen immer wieder auf die Schlacht von Ramillies zurück," bemerkt der König gereizt, „und vergessen ganz, daß nicht wir dort geschlagen wurden, sondern der Herzog von Bayern."

„Mit französischen Truppen," wagt Vendome einzuwenden.

„Ja, es war mein Fehler," räumt der König ein, „ihm ein Kommando anzuvertrauen. Villeroy, den ich ihm an die Seite gab, vermochte sich gegen ihn nicht durchzusetzen." Er lächelt herb. „Ich habe Unglück mit meinen Kommandanten. Der eine verliert mir eine große Schlacht gegen den Herzog von Marlborough, der andere gibt im letzten Augenblick die Belagerung des schon sturmreifen Barcelona auf, Villars am Rhein vermag gegen die Befestigungen der Deutschen nichts auszurichten —"

„Und ich," wirft Vendome bitter ein, „lasse Ihren gefährlichsten Gegner entkommen. Das wollen Sie doch sagen, Sire?"

Ludwig heftet seine schwachsichtigen Augen auf ihn. Er begreift, daß der Herzog das Spiel durchschaut und den Beleidigten spielt, um sich einen geschickten Rückzug zu sichern.

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf," versetzt er grämlich. „Aber Sie werden mir zugeben, daß meine Lage nicht angenehm ist. Darum sollten Sie lieber, statt mir Sottisen zu sagen, helfen, die Mißlichkeiten wieder gutzumachen."

„Wenn Eure Majestät meine Dienste brauchen können," gibt der Feldherr betont zurück, „so wissen Sie, daß ich Ihnen stets zur Verfügung stehe."

„Natürlich brauche ich Ihre Dienste," versetzt der König mit einem nur halb gelungenen Versuch, freundlich zu sprechen. „Heute mehr denn je. Aber freilich," fügt er hinzu, „werden in den Kommandoverhältnissen einige notwendige Änderungen zu treffen sein."

„Wünscht Herr de Chamillart meinen Posten selbst einzunehmen?" fragt Vendome mit verhohlener Bosheit.

„Mein Kriegsminister hat mit meinen Entschließungen nichts zu tun", weist Ludwig Vendomes Ausfall mürrisch ab. „Was ich anordne, geschieht lediglich zum Wohle Frankreichs."

„Sire, auf die Gefahr hin, mir Ihre Ungnade zuzuziehen, muß ich offen sprechen. Ich sehe, daß ich des Kommandos in Italien enthoben werden soll. So wenig mich dies persönlich treffen würde, so darf ich doch nicht verschweigen, daß es für Eurer Majestät Sache nicht ungefährlich wäre. Es gelang mir, den Feind in seine Berge zurückzuwerfen und, als er sich durch meine Linien hindurchschlich, in den äußersten Winkel an der Adria zu drängen. So machte ich La Feuillade den Weg frei, Turin belagern zu können. Denn — Eure Majestät wissen es so gut wie ich — Turin ist der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung in Italien. Ist es in unserer Hand, so haben wir im Süden keinen Gegner mehr zu fürchten; fest in Feindeshand aber bedeutet es für uns den Verlust des ganzen Landes. — Ermüde ich Eure Majestät?" unterbricht er sich, da er einer ungeduldigen Bewegung des Königs gewahr wird.

„Durchaus nicht," versichert dieser. „Vollenden Sie."

„Nun denn, Sire, alle unsere Pläne sind gefährdet, wenn ich heute abberufen werde. Ich habe sie entworfen, ich kenne das Land, ich kenne die Truppen und vor allem, ich kenne den Gegner. Mir kann der Prinz Eugen von Savoyen lästig werden, vielleicht unangenehm; einem mit den Verhältnissen unbekannten Nachfolger könnte er verderblich sein; ich traue mir zu, ihn im Pogebiet festzuhalten, bis Turin gefallen ist; einen andern könnte er, der in strategischen Finten erfahren ist wie kein zweiter, so ausmanövrieren, daß die ernstesten Folgen eintreten müßten."

Der König hat ihn, mit den Fingern auf der Tischplatte trommelnd, angehört. Nun fragt er kurz, dürr:

„Sind Sie fertig?"

„Ja, Sire," antwortet der Marschall ebenso kurz.

„Nun wohl, ich habe Sie ausreden lassen. Jetzt aber hören Sie mich an. Ich zweifle nicht an Ihrem Eifer, mir zu dienen, noch auch an Ihren Fähigkeiten als General. Im Gegenteil: ich schätze Sie noch höher ein als Sie selbst es tun. Ich bin

überzeugt, daß Sie solche Maßregeln getroffen haben, daß der Prinz auf keinen Fall der Verbannung entweichen kann, in die Sie ihn geschickt haben. Darum habe ich mich entschlossen, Ihnen ein wichtigeres Kommando zu geben."

„Ich danke Eurer Majestät untertänigst, aber —"

„Kein ‚Aber', Vendome! Die Lage ist so, daß sie die äußerste Anspannung aller Kräfte erfordert! Ich rechne auf Ihre Ergebenheit."

„Und welches Kommando, wenn ich fragen darf, haben Eure Majestät mir zugedacht?"

„Wie? Das in Frankreich selbst. Der Erfolg Marlboroughs bei Ramillies bedroht unsere nördlichen Provinzen. Sie zu schützen soll Ihre Aufgabe sein."

„Mit anderen Worten, der französische Marschall soll die Suppe wieder genießbar machen, die der bayrische Kurfürst versalzen hat."

Vendomes kühne Redeweise empört den König. In frühern Jahren mußten große Herren um geringerer Dinge willen den Weg in die Bastille antreten. Aber der Schlag von Ramillies hat ihn entkräftet, und zudem fühlt er nur zu gut, welch schlechtes Gewissen er Vendome gegenüber hat. So zwingt er sich trotz allen Ärgers zu einer Herzlichkeit, die er nicht empfindet.

„Ich vertraue völlig Ihrer Kochkunst, lieber Herzog," scherzt er mühsam.

„Mein Name ist Vendome und nicht Vatel," versetzt der Marschall, „aber ich bin Soldat und gewohnt zu gehorchen. Wollen Eure Majestät mir nur noch eine Frage gestatten."

„Sprechen Sie nur, mein Lieber, sprechen Sie!" fordert ihn Ludwig auf. Der Umstand, daß Vendome sich fügt, schafft ihm solche Erleichterung, daß seine Freundlichkeit fast natürlich wird.

„Wer soll an meiner Stelle das Kommando in Italien erhalten?"

Ludwigs gute Laune verschwindet sogleich wieder: dies ist die einzige Frage, die er fürchtete.

„Das ist noch nicht endgültig entschieden," antwortet er unbehaglich. „Ich dachte an den Herzog von Orleans."

Vendome zieht die Augenbrauen hoch. Ein spöttisches Lächeln, das er nicht unterdrücken kann — wann hätte jemand dem König gegenüber früher dergleichen gewagt! — erscheint auf seinen Zügen. Er verbeugt sich tief — allzutief, scheint es, für eine bloße Bekundung seiner Ergebenheit.

„So bin ich glücklich," sagt er trocken, „für den Ruhm des Hauses Bourbon — vorgearbeitet zu haben." Er richtet sich wieder auf, seine dunklen, stechenden Augen funkeln den König mit unverhohlener Feindseligkeit an. „Haben Eure Majestät noch Befehle für mich?"

„Keine," entgegnet der König, in seine Grämlichkeit zurückfallend. „Halten Sie sich bereit, Ihre Bestallung entgegenzunehmen." Er nickt dem sich nochmals Verbeugenden hochfahrend zu, wartet unbeweglich, bis sich die Türe hinter ihm geschlossen hat.

Gleich darauf bewegt sich eine der Tapeten, teilt sich: Madame Maintenon tritt hervor. Ludwig wendet ihr seine verdrießliche Miene zu.

„Sie hörten," sagt er kurz.

„Ja," antwortet sie ebenso. „Und wunderte mich, daß Sie in dieser Weise mit sich sprechen lassen."

„Jetzt ist nicht —" setzt er an. Aber sie ist mit ihrem Sermon noch nicht zuende.

„Chamillart anzugreifen!" entrüstet sie sich. „Wohlerwogene Beschlüsse zu mißachten, nur um den italienischen Lorbeer nicht zu verlieren!"

„Jetzt ist nicht die Stunde," hebt der König nochmals an, „Empfindlichkeiten zu zeigen. — Zudem," setzt er hinzu, „hat Vendome leider vollkommen recht."

„Recht! Und das Kommando, das wir dem Prinzen Philipp

zuteilten, um dem Drängen der Familie Orleans endlich genug zu tun?"

„Hm. Ich kenne meinen Neffen. Er ist ein Windbeutel, der nicht einmal eine Kompanie zu führen versteht — geschweige denn eine Armee."

„So setzen Sie ihm einen tüchtigen General zur Seite!"

„Wen? Sie taugen alle nichts, ob sie nun Marsin heißen oder Medavi oder der saubere Villeroy, der mich ein ganzes Land kostet."

Madame verzieht das Gesicht. Sie fühlt sich getroffen, denn Villeroy ist eines von ihren Protektionskindern.

„Nun denn," sagt sie steif, „es ist noch nicht zu spät. Schicken Sie Ihren Vendome wieder nach Italien zurück."

Aber der König schüttelt den Kopf.

„Italien ist wichtig," erwidert er, „aber Frankreich ist noch wichtiger. Ich brauche einen Mann, der das Land zu verteidigen vermag, verstehen Sie? Auf den ich mich verlassen kann! Und ich habe nur zwei solche, und der andere, Villars, ist am Rhein unabkömmlich. Darum muß Vendome her, sonst zieht eines Tages Marlborough durch die Pforte von St. Martin ein."

Madame de Maintenon reißt die etwas kleinen Augen weit auf.

„So ernst ist es?" fragt sie erschrocken.

„So ernst," bestätigt der König finster.

Vor Turin

Der Prinz ist abgestiegen, nähert sich mit gezogenem Hute in einer leichten Verbeugung dem Herzog. Doch dieser läßt alle Etikette beiseite: kaum daß man ihm vom Pferde herabgeholfen hat, eilt er auf seinen etwas kurzen Beinen, die fast zu schwach scheinen, den schweren Leib zu tragen, auf Eugen zu, wirft ihm die Arme um den Hals, und küßt ihn schmatzend auf beide Wangen.

„Endlich sind Sie da!" stößt er mit erstickter Stimme hervor. „Ich dachte, ich werde es nicht mehr erleben!"

Eugen erwidert die Umarmung seines Vetters, aber gehaltener, förmlicher.

„Versprach ich Ihnen, versprach Ihnen der Kaiser nicht, lieber Vetter, daß ich kommen werde?"

„Ja, ja," wehrt der Herzog lebhaft ab. „Aber ich konnte es kaum noch erwarten. Sie wissen nicht," fügt er mit leiser Wehleidigkeit hinzu, „was ich in den letzten zwei Jahren gelitten habe!"

Der Prinz denkt, daß sein Vetter, der regierende Herzog von Savoyen, weniger hätte leiden müssen, wenn er nicht unschlüssig zwischen den beiden Parteien hin und her geschwankt hätte. Laut aber sagt er:

„Uns allen lag Ihr Schicksal sehr am Herzen, doch es war unmöglich, Ihnen früher zuhilfe zu kommen. Aber nun sind ja Ihre Leiden zuende."

„Gott gebe es," seufzt der Herzog. „Hoffentlich bringen Sie genügende Kräfte mit, Vetter."

„Mit Verlaub, Hoheit," erklingt eine laute Stimme, der man es anhört, daß sie das Kommandieren gewohnt ist, „er bringt vor allem sich selber mit. — Sie verzeihen, Prinz," wendet sich der Sprecher entschuldi-

gend an Eugen, „daß ich mich ungefragt ins Gespräch mengte."

Der Herzog blickt an dem baumlangen, breitschultrigen General mit seinem martialischen Schnurrbart und seinen blitzenden Augen verwundert empor. Prinz Eugen beeilt sich mit leisem Lächeln, die Vorstellung vorzunehmen:

„Sie gestatten, Vetter, daß ich einen meiner tüchtigsten Kommandanten, den Fürsten von Anhalt-Dessau, Ihrer Freundschaft empfehle. Der Fürst kommandiert das preußische Kontingent," fügt er hinzu.

Der Dessauer reißt mit raschem Rucke den Hut vom Kopfe, schwenkt ihn, stülpt ihn gleich wieder auf. Der Herzog ist immer noch nicht imstande, die weit aufgerissenen Augen wieder auf ihren gewohnten Umfang zu verkleinern.

„Sind alle Preußen so groß wie Sie, lieber Fürst?" fragt er zögernd.

„Wir sind noch im Wachsen." Der Dessauer lacht dröhnend auf, wendet sich dann an den Prinzen. Wieder reißt er mit ruckartiger Bewegung den Hut vom Kopfe, hält ihn diesmal aber in der Hand des waagrecht ausgestreckten rechten Armes, steht straff, breitbeinig. „Befehlen Sie den Weitermarsch, Herr Feldmarschall?" fragt er in dienstlichem Tone.

„Nein," erwidert Eugen, „die Armee kampiert. — Bleiben Sie," hemmt er die rasche Bewegung des Dessauers, der davonstürzen will, „die nötigen Befehle sind bereits erteilt. Sie werden die Güte haben, lieber Fürst, den Herzog und mich auf jenen Hügel zu begleiten, von wo ich das gesamte Terrain übersehen zu können hoffe." Die letzten Worte sind halb fragend an den Herzog gerichtet.

„Gewiß, gewiß," versichert der Herzog eifrig. „Welchen Hügel meinen Sie, Vetter?"

„Den da zu unserer Rechten," Eugen deutet mit der Reitgerte darauf hin.

„Ach, die Soperga? Ja, von dort haben wir die beste Übersicht."



Fürst von Anhalt-Dessau



„Dann wollen wir keine Zeit mehr verlieren," meint der Prinz. „Kommen Sie!"

Sie besteigen wieder ihre Pferde und reiten dem unweit gelegenen Hügel, dem Ausläufer einer Kette von Erhebungen, zu. Der Prinz reitet zur Rechten des Herzogs, der Dessauer, der sich ihm angeschlossen hat, zu dessen Linken. Die Suite folgt in einiger Entfernung.

„Haben meine Boten Sie erreicht?" erkundigt sich Prinz Eugen.

„Ich erhielt von Ihnen Nachricht aus Santa Bianca im Ferraresischen," antwortet der Herzog, „aber ich hielt Ihr Versprechen einer baldigen Hilfe für eine bloße Vertröstung. Denn wie konnte ich mir denken, daß Sie in so kurzer Zeit quer durch Italien —"

„Quer durch Italien!" unterbricht ihn der Dessauer mit seiner dröhnenden Stimme. „Da der Prinz einmal sein Wort verpfändet hatte, wäre er auch noch einmal so weit marschiert, Hoheit, des konnten Sie gewiß sein!"

„Es war nicht ganz so schwer wie es aussah," bemerkt Prinz Eugen gelassen. „Ich zog Vorteil aus den Fehlern meiner Feinde."

„Hören Sie, Hoheit?" lacht der Dessauer. „Wenn man ihn anhört, könnte man meinen, nur das Glück habe es zustande gebracht, daß der Prinz nun vor Turin steht."

„Mein Glück und die Tüchtigkeit meiner Generale," wirft Eugen ein. „Durch die Geschicklichkeit unserer Bewegungen kamen wir fast nicht zum Schlagen."

„Wer aber ordnete diese Bewegungen an?" beharrt der Fürst von Dessau. „Wer täuschte den Feind bei Policella, wer trieb den Orleans bei Guastalla zum Rückzug, wer nahm den Paß von Stradella weg und zwang die Franzosen, auf dem linken Poufer zu bleiben? Wahrhaftig, wir verloren durch die unmenschliche Hitze mehr Leute als durch die feindlichen Waffen."

Sie haben unterdessen die Höhe des Hügels erreicht und

blicken auf die Ebene hinunter, in der sich die Stadt ausbreitet, von drei Seiten durch die Belagerer eingeschlossen. Zu ihren Füßen fließt der Po, hier noch ein frisches, junges Wasser, weiter zur Linken windet sich ein weiter Fluß durch die Ebene.

„Ist das die Dora?" fragt Prinz Eugen, darauf hindeutend.

„Die Dora Riparia, ja," bestätigt der Herzog.

„Und neben uns der Monte dei Capuccini, nicht?"

„Sie kennen sich ja so gut aus wie ich, Vetter."

„Wir saßen Tag für Tag über den Plänen, Hoheit," läßt sich wieder der Dessauer vernehmen.

„Die Werke haben nicht allzusehr gelitten?" setzt der Prinz seine Fragen fort.

„Die Gegner suchten die Stadt zu schonen, wie mir berichtet wird," gibt der Herzog Auskunft. „Erst in den letzten Tagen machten sie den Versuch, Turin um jeden Preis zu nehmen."

„Weil sie Sorge hatten," dröhnt wieder der Dessauer, „wir könnten ihnen zuvorkommen."

„Das Schlimmste," fährt der Herzog mit seinen Erläuterungen fort, „ist der Mangel an Munition."

„War denn die Stadt nicht hinreichend versorgt?" fragt der Prinz mit leichtem Stirnrunzeln dazwischen.

„Überreichlich," versichert der Herzog eifrig. „Aber die lange Belagerung hat alle Vorräte aufgezehrt. Besonders die Minen kosteten viel Pulver. Den halben Mond mußten wir zweimal sprengen lassen. — Einmal gelang es mir, zweihundert Fässer Pulver in die Stadt zu bringen; aber auch die waren bald verbraucht."

Der Prinz nickt, deutet auf frisch aufgeworfene Schanzen im Nordwesten der Stadt.

„Jene Linien?"

„Die Verschanzungen La Feuillades, die seinen etwaigen Rückzug decken sollen."

„Der Herzog ist sehr vorsichtig," spottet der Dessauer.

„Jetzt liegt die Armee des Orleans drin," ergänzt der Herzog seine Erläuterungen.

Der Prinz spielt mit den lässig hängenden Zügeln, blickt mit verdunkelten Augen nochmals über die Ebene. Er hat die Unterlippe leicht vorgeschoben, jeder Muskel seines Gesichtes ist gespannt. Hinter der hohen, schön gewölbten Stirn arbeitet es. Der Dessauer blickt ihn unverwandt an mit der geschulten Aufmerksamkeit des Soldaten, der den entscheidenden Befehl erwartet.

Dem Herzog dauert das Schweigen zu lange. Er rückt unruhig im Sattel hin und her, fragt endlich:

„Wozu entschließen Sie sich, Vetter? Wenn Sie daran denken sollten, ein Hilfskorps in die Stadt zu werfen, so wüßte ich wohl Mittel und Wege, das zu erleichtern."

Der Prinz wendet den Kopf nach ihm, sieht ihn mit einem abwesenden Blick an, wendet den Kopf wieder weg, schweigt. Der Dessauer hat sich gar nicht gerührt. Nach einigem Zögern setzt der Herzog wieder an:

„Kleinen Reiterabteilungen, die ich mit Pulver und Mundvorrat ausschickte, gelang es wiederholt, durch die feindlichen Linien durchzubrechen und in die Stadt zu kommen. Sie würden die Lage der Belagerten wesentlich erleichtern, wenn Sie —"

Wieder dreht ihm der Prinz den Kopf zu. Die verdunkelten Augen sind heller geworden, die Spannung der Züge hat nachgelassen; aber es klingt immer noch reichlich zerstreut, als Eugen endlich zu sprechen anhebt:

„Nein," sagt er langsam, „ich werde kein Hilfskorps in die Stadt schicken; damit wäre den Belagerten wenig gedient. Ich werde schlagen," schließt er fest.

Der Dessauer stößt einen knurrenden Laut der Befriedigung aus; aber der Herzog fährt hoch:

„Schlagen! Vetter! Bedenken Sie, was Sie tun wollen? Der Feind ist dreimal so stark wie wir."

„Um so größer die Gloria des Sieges!" ruft der Dessauer.

„Um so vernichtender die Niederlage!" ruft der Herzog dawider. „Sie bedeutet unser aller Untergang!"

Der Prinz achtet der Worte nicht. Wieder deutet er mit der Reitgerte auf die Ebene.

„Der Feind," sagt er mit kalter Ruhe, „kann nicht anders als unsern Angriff vom Gebirge her erwarten. Ich werde ihn an anderer Stelle fassen: drüben — im Nordosten. Sie sehen, die Linien sind schwach angelegt und schwach besetzt. Wenn wir dort angreifen, so stoßen wir ins Herz der feindlichen Stellung."

„Und ziehen beide Heere, das La Feuillades und das des Herzogs von Orleans auf uns," ergänzt der Herzog bitter.

„La Feuillade wird sich von Turin nicht wegrühren können; sobald die Belagerten sehen, daß wir vorgehen, werden sie selbstverständlich ausfallen."

„Womit?" widerspricht der Herzog hitzig. „Ich sagte Ihnen doch, daß die Munition zur Neige geht."

„Das wäre ein schlechter Kommandant, der nicht in einem solchen Augenblick sein letztes Pulver verfeuerte."

„Und Orleans mit seiner Armee?"

„Steht viel zu ungünstig, um seine volle Kraft auf uns werfen zu können. Zudem lasse ich ihm seine Rückzugslinie nach Frankreich offen. Das ist für seine Truppen zu verlockend. — Wir schlagen," sagt er nochmals. „Lieber Fürst," wendet er sich an den Dessauer, „in zwei Stunden erwarte ich die Generale in meinem Zelt." Er wendet und reitet den Hügel wieder hinab.

Die beiden andern folgen. Der Herzog murmelt:

„Wenn das gelingt, so lasse ich auf der Soperga eine Kirche bauen!"

Der willkommene Bote

Mit dem Voranritt von vierundzwanzig ständig blasenden Postillons ist der Graf von Harrach in Wien eingezogen, um den großen Sieg bei Turin zu melden. Glocken läuten, Geschütze dröhnen, die Freudensalven der Stadtguardia knattern auf, jubelndes Volk erfüllt die Straßen, begleitet den Zug des Sondergesandten, so daß dessen Suite sich gemach vom Matzleinsdorfer Linienwall bis zur Hofburg dehnt. Und lange noch, nachdem der Graf im Innern des kaiserlichen Palastes verschwunden ist, tönen auf der Straße die Freudenrufe, dauert das fröhliche Treiben fort. Die Wiener, die so gerne Feste feiern, sind selig, einen würdigen Anlaß zu haben.

Mit allem Zeremoniell, umgeben von den Hofämtern, hat der junge Kaiser die Meldung des Grafen angehört, den schriftlichen Bericht des Prinzen Eugenii entgegengenommen, alle an dieser glorreichen Waffentat Beteiligten seiner kaiserlichen Huld und Zufriedenheit versichert. Kein schwarzer Baldachin spannt sich mehr über seinem Thronsessel: die Farbe der Trauer ist einem feurigen Scharlach gewichen, und scharlachrot ist auch der goldgestickte Samtrock der Majestät. Man sieht es dem Kaiser an, wie sehr er sich dieses majestätischen Prunkes freut und wie gern er ihn zur Schau stellt. Das gesund gefärbte Gesicht ist noch etwas röter als sonst, und die weiße, langfingrige Hand vollführt, da der Kaiser spricht, die zierlichsten Gesten, ehe sie sich dem in tiefer Reverenz verharrenden Grafen huldvoll zum Handkuß entgegenstreckt.

Das alles aber hindert den Kaiser Josephus nicht, in der Privataudienz, die er im Anschluß an den Staatsakt dem willkommenen Boten gewährt, sehr menschlich zu sein, einfach ein junger Mann, der sich freut, daß einer der vor-

nehmlichsten Helfer an seinem Werk Erfolg hatte. Er ruht bequem zurückgelehnt in einem der tiefen Fauteuils, hat auch die beiden andern Anwesenden — außer Harrach ist nur der Obersthofmeister Fürst Salm beigezogen worden — zum Sitzen eingeladen und ist sichtlich voller höchst unkaiserlicher Neugierde, die er zu befriedigen hofft.

„Sie haben die Affäre mitgemacht, lieber Harrach?" beginnt er seine Fragen.

„Ich war der Kavallerie des rechten Flügels zugeteilt," erwidert der Graf. „So konnte ich den ersten Teil des Treffens beobachten und nahm an dessen zweitem selbst teil."

„Vorzüglich," bemerkt der Kaiser vergnügt. „Erzählen Sie!"

„Majestät," mahnt Salm, „darf ich daran erinnern, daß der schwedische Gesandte zur Audienz vorgemerkt ist?"

Ein Schatten fliegt über das Gesicht des Kaisers.

„Der soll warten," versetzt er etwas kurz. „Ist ohnedies nichts sonderlich Erquickliches, was ich mit ihm zu verhandeln habe." Die verfinsterte Miene wird wieder hell, abermals wendet er sich Harrach zu. „Erzählen Sie!" drängt er. „Von Anbeginn!"

„Wie Eure Majestät befehlen. Am siebenten Oktober um sieben Uhr früh marschierten wir in unsere Stellungen der französischen Armee gegenüber. Das Zentrum kommandierte der General Rehbinder, den rechten Flügel der Prinz von Sachsen-Gotha, den linken der Prinz von Württemberg und der Fürst von Anhalt-Dessau."

„Der Preuße?"

„Der Preuße. Er kam auch zuerst ins Feuer. Aber so weit sind wir noch nicht, denn zunächst kam die große Kanonade der Franzosen, die uns wenig Schaden zufügte und die wir nicht beantworteten. Endlich, gegen elf Uhr, waren die Truppen formiert, wir brannten unsere gesamte Artillerie dreimal ab und gingen vor. Die Salve war zugleich

das Zeichen für die belagerte Garnison, auszufallen und sich mit uns zu vereinigen."

„Die Turiner mögen keine schlechte Freude gehabt haben."

„Das können Eure Majestät wohl ermessen. Es war auch kein Dach, kein Turm, die nicht schwarz waren von Menschen. Ich denke, es blieben nur die Kranken in den Zimmern."

„Sie sollen von der Schlacht erzählen," mahnt der Kaiser.

„Wie Eure Majestät befehlen. Die Preußen, sagte ich, kamen zuerst ins Feuer. Das ist eine Truppe, an der Eure Majestät Ihre Freude hätten: von vorn, dann von der Seite wurden sie, je näher sie kamen, vom Geschütz- und vom Kleingewehrfeuer erfaßt. Aber trotz aller Verluste rückten sie langsam vor, schnurgerade ausgerichtet wie auf dem Exerzierplatz, im Gleichschritt, ohne Erregung, ohne unzeitiges Schießen —"

„Sie verdienen es," wirft der Kaiser warm ein, „daß sie der Prinz in seinem Bericht mit besonderer Auszeichnung nennt."

„Zweimal stürmten sie an, überwanden Graben und Wall, zweimal wurden sie zurückgeschlagen. Kein Wunder," setzt er rasch, wie entschuldigend hinzu, „da die Übermacht der Feinde sich auf sie vereinigte. Denn, das muß ich noch erwähnen, das ungleiche Gelände hatte die Mitte und den linken Flügel zurückgehalten, so daß zuerst sie allein mit dem Feinde handgemein waren."

„Wo befand sich der Prinz?"

„Ich bin eben im Begriff, von ihm zu sprechen. Der Prinz hatte kein Kommando übernommen, er hielt sich bereit einzugreifen, wo es not tat."

Der Kaiser zieht scharf die Luft ein.

„Das heißt," bemerkt er, „sich der Gefahr auszusetzen, wo sie am ärgsten war."

„Die ewige Sorge," stimmt Salm kopfschüttelnd zu.

„Hören nur Eure Majestät," nimmt Harrach seine Erzählung wieder auf. „Kaum hatte des Prinzen Hoheit das

Ungemach der Preußen bemerkt, als er sich an die Spitze einiger Eskadrons setzte, im Vorbeireiten den Prinzen von Württemberg die Bedrängten unterstützen hieß und, auf dem Kampfplatz angelangt, Seite an Seite mit dem Fürsten von Dessau die Preußen zum drittenmal gegen die Schanzen führte. Einer seiner Edelknaben fällt, ein Stallmeister wird an seiner Seite erschossen, sein Pferd bricht getroffen unter ihm zusammen —"

Der Kaiser schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„Was ich sagte!" ruft er. „Des Prinzen Waghalsigkeit wird uns noch unsern besten Mann kosten!"

„Sie machte sich aber auch belohnt, Eure Majestät," wendet Harrach ein. „Denn da der gemeine Soldat seine Feldherren an seiner Spitze sieht, die Gefahr mit ihm teilend, ja, sie auf ihre eigene Brust ziehend — da, sagte ich, ist er nicht mehr zu halten. In einem dritten Ansturm wurden die Schanzen erstiegen, die Feinde in die Flucht geschlagen, aller Widerstand gebrochen!"

„Sie werden warm, lieber Harrach," bemerkte der Kaiser lächelnd, „da Sie es erzählend wieder erleben. Kein Wunder! Spüre doch auch ich einige Hitze. Aber sprechen Sie weiter, ich bitte Sie!"

„Der Erfolg der Preußen ließ die Württemberger nicht ruhen. In einem neuen Ansturm nahmen auch sie die vor ihnen liegenden Schanzen, ja, verfolgten den fliehenden Feind so scharf, daß der erreichte Vorteil fast zunichte gemacht worden wäre, hätte nicht General Isselbach aus dem zweiten Treffen das Regiment Starhemberg vorgeführt und das Geschütz in den Schanzen wider die Franzosen verkehrt. Gleich darauf wurde das feindliche Zentrum von den Pfälzern überwältigt. Es hatte am stärksten Widerstand geleistet, da die feindlichen Feldherren ihren Standort dort genommen hatten. Aber der Prinz von Orleans mußte, zweimal verwundet, sich aus dem Gefecht zurückziehen, und der Marschall de Marsin fiel sterbend in unsere Hand."

„Ich hoffe, man hat ihn wohl gepflegt, wie es einem so tapfern Gegner zukommt."

„Es wurde nichts gespart. Unglücklicherweise fingen bei dem Hause, in das man ihn gebracht hatte, einige Pulverfässer Feuer, und er erstickte in dem Qualm."

„Das tut mir leid. Er hätte ein besseres Ende verdient."

„Eure Majestät, an jenem Tage fragte der Tod nicht nach Rang und Verdienst."

„Enden Sie. Es ist noch der rechte Flügel der Franzosen übrig."

„Mit dem war der härteste Kampf. In der Flanke durch das Kastell Lucento gedeckt, das uns einen wahren Feuerhagel entgegensandte, trotzte es allen Angriffen, und ihre Kavallerie ging vor, uns zurückzuschlagen. Da griff unsere Kavallerie ein und warf den Feind so nachdrücklich zurück, daß —"

„Wer kommandierte unsere Kavallerie?" unterbricht ihn der Kaiser.

„General von Kriechbaum hatte diese Ehre — und ich," erwidert Harrach. Setzt eilig fort, um allen Lobsprüchen auszuweichen: „Die feindliche Kavallerie, auf ihr Fußvolk geworfen, brachte dieses in Unordnung. Die Sachsen benützten den Augenblick und nahmen auch dort die Verschanzung. Ein letzter Versuch der Feinde, sich zu halten, wurde durch einen Flankenangriff vereitelt, und dem Feinde blieb nur die Flucht, die so kopflos war, daß die entmutigten Truppen nicht einmal in den vorbereiteten Rückzugsstellungen Fuß fassen konnten. Ein Teil floh über die Dora und wurde dort gefangen, ein anderer wurde von der ausfallenden Garnison abgeschnitten, der Großteil wandte sich nach Frankreich, auf der einzigen Straße, die der Prinz — mit Absicht — offen gelassen hatte. Die ganze Affäre hatte kaum zwei Stunden gedauert, vom ersten Angriff an gerechnet. die Kriegsbeute ist unermeßlich, wie Eure Majestät aus dem Bericht des Prinzen ersehen können."

„Und unsere Verluste?"

„An die fünfzehnhundert Mann. Leider befindet sich auch der tapfere Prinz von Bevern unter den Gefallenen."

Der Kaiser zuckt die Achseln.

„Wie sagten Sie selbst ganz richtig? Der Tod schert sich nicht um Rang und Verdienst. — Nun, lieber Harrach," bricht er ab, „Sie haben mir mit Ihrer Erzählung ein sonderliches Vergnügen bereitet und mich in die richtige Laune versetzt für das Gespräch, das ich nun führen muß. Ich danke Ihnen für beides und hoffe, Sie bald wiederzusehen." Er winkt dem sich Erhebenden freundlich zu, kehrt sich zum Fürsten Salm. „Und nun den schwedischen Gesandten," sagt er mit plötzlich veränderter, harter Stimme.

Evangelische Freiheit

Diesmal sitzt der Kaiser nicht in einem bequemen Sessel. Neben dem Schreibtisch stehend, auf dessen Platte er die geballte Linke stützt, indes die Rechte sich in die Weiche stemmt, erwartet er den schwedischen Gesandten, erwidert die Reverenz des Eintretenden mit einem kurzen Nicken.

Da der Gesandte sich aufrichtet, sieht man erst, wie groß er ist: er überragt den Kaiser um anderthalb Köpfe und scheint fast den ganzen freien Raum des Kabinetts auszufüllen. Wohl in Nachahmung seines königlichen Herrn ist er mit absichtsvoller Einfachheit gekleidet: ein bis zum Hals zugeknöpfter mattblauer Überrock bedeckt den gewaltigen Leib, die Beine stecken in schweren Schaftstiefeln, an der Seite, eng an die Hüfte geschnallt, hängt ihm ein breiter Pallasch. Das hellblonde Haar ist aus der Stirne gestrichen und im Nacken mit einem Bande zusammengehalten. Alles in allem sieht er weit eher aus wie ein Kriegsmann — und noch dazu wie einer, mit dem nicht gut Kirschen essen ist — denn wie ein Diplomat.

Aber Kriegsmann oder nicht — der Kaiser scheint keine Scheu vor ihm zu haben. Seine grauen Augen funkeln unverwandt in die stahlblauen des Schweden hinein, und da er spricht, geschieht es mit derselben harten Stimme, mit der er den Fürsten Salm den Gesandten holen hieß.

„Herr Gesandter," beginnt er ohne Umschweife, „ich bedauere, mich über Ihren Souverän beklagen zu müssen und habe allen Grund dazu. Soviel mir bekannt ist, herrscht zwischen dem Reich und der Krone Schweden seit nunmehr bald sechzig Jahren Frieden. Was also veranlaßte ihn, ohne ersichtliche Ursach' in Sachsen, also in ein deutsches Reichs-

land, einzufallen, dort seine Truppen zu ergänzen, Kontributionen einzuheben — kurz, zu hausen wie in Feindesland?"

Der nordische Gigant sieht den zierlichen Jüngling in scharlachrotem Staatsrock so verwundert an wie ein Märchenriese ein vorwitziges Menschlein. Dann beginnt er zu sprechen:

„Die Ursache, die meinen königlichen Herrn —"

Aber der Kaiser, der sich vom Herzen reden will, was darauf lastet, unterbricht ihn.

„Ich muß Ihnen auch sagen, daß ich diese Handlungsweise für eine besondere und von mir nicht verdiente Unfreundlichkeit gegen mich betrachte. Das Reich wie auch das Haus Österreich stehen in einem schweren Kampf. Spanien, Flandern, Italien, Ungarn sind der Schauplatz eines Ringens, das alle unsere Kräfte anspannt. Ist denn Ihr König ein Wegelagerer, der die Gelegenheit benützt, einem Biedermann, der sich gegen einen Räuber wehrt, gleichfalls in die Tasche zu greifen?"

Der Schwede errötet vor Unwillen über die heftigen Worte des Kaisers; bei seiner hellen Haut wird die Verfärbung besonders deutlich. Immerhin ist er bemüht, ruhig zu sprechen, da er zum zweitenmal anhebt:

„Es liegt meinem königlichen Herrn durchaus fern —"

Doch der Kaiser ist noch nicht fertig. Er unterbricht den Gesandten zum zweitenmal:

„Ich kümmere mich nicht um die Händel Ihres Königs, aber ich wünsche, daß er sich auch um die meinen nicht kümmere und mir nicht Schwierigkeiten bereite, wo solche nicht vonnöten. Sonst könnte ich mich erinnern, daß die Gnade Gottes mir einen Sieg geschenkt hat, der ein kampfgewohntes Heer unter dem ersten Feldherrn freimacht. — Ich weiß, was Sie sagen wollen," hemmt er einen Versuch des Gesandten, zu reden. „Aber die Geschichte wiederholt sich nicht und Prinz Eugen von Savoyen ist kein Wallenstein. — So," schließt er ruhiger, „nun können Sie sprechen."

Der Riese ist von dem Redeschwall so betäubt, daß er zunächst einmal überhaupt keine Worte findet. Er öffnet den Mund, schließt ihn wieder, reißt sich zusammen, preßt endlich hervor:

„Die Unternehmung meines königlichen Herrn ist nicht gegen Eure Majestät gerichtet."

„Sachsen ist ein Teil des Reichs," beharrt der Kaiser. „Und wer das Reich angreift, greift mich an."

„Mein königlicher Herr hat in Notwehr zu den Waffen gegriffen," verteidigt sich der Gesandte, der inzwischen seine Fassung wiedergewonnen hat. „Rußland hat mit Dänemark ein Bündnis geschlossen, dem der Kurfürst von Sachsen als König von Polen beitrat. Gegen dieses setzen wir uns zur Wehr."

„So soll Ihr König in Polen einfallen," wendet Joseph ein. „Aber Polen hat er seinem Freunde Leszynski übergeben, so hält er sich an Sachsen schadlos."

„Es ist nicht das allein," versetzt der Schwede hartnäckig. „Es geht auch um die Frage des evangelischen Glaubens."

Der Kaiser zieht die Brauen hoch.

„Was haben Polens Anschläge gegen Schweden mit dem evangelischen Glauben zu tun?"

„Es ist nicht das erstemal," erwidert der Gesandte betont, „daß sich Schweden der verfolgten Evangelischen annimmt."

Ein Schweigen tritt ein. Der Kaiser hat sich unwillkürlich höher aufgerichtet, die Hände auf den Rücken gelegt, mißt den Gesandten von oben bis unten. Der hat mit einemmal das Gefühl, zu weit gegangen zu sein, bemüht sich, seine allzu offenherzigen Worte zu mildern.

„Eure Majestät," sagt er etwas hastig, „dürfen meinen königlichen Herrn nicht mißverstehen. Es liegt ihm freilich völlig fern, in die Gerechtsame des Reichsregiments einzugreifen. Ihn bewegt nur die Sorge um das Heil seiner Glaubensbrüder."

„Die kann er ruhig mir überlassen," schneidet ihm Joseph

kurz das Wort ab. Nach dem ersten Anfall des Zornes, der ihn bei der Kühnheit des Schweden überraschte, hat er sich wieder gefaßt. „Ich mißverstehe," fährt er mit gesammelter Kälte fort, „weder Sie noch Ihren königlichen Herrn. Aber ich glaube, es Ihnen schon einmal gesagt zu haben: die Geschichte wiederholt sich nicht; die Zeiten Gustav Adolfs sind vorbei — für immer vorbei."

Sie könnten wiederkommen, will der Gesandte sagen. Aber angesichts dieser kaltglitzernden Augen hütet er sich, es auszusprechen. Dieser schlanke Jüngling in seinem scharlachroten goldbordierten Rock scheint ihm durchaus der Mann zu sein, den Kampf aufzunehmen, und ein solcher könnte dem von Feinden umgebenen Schweden verhängnisvoll werden. So lenkt er verbindlich ein.

„Es ist," sagt er, „meinem königlichen Herrn nicht darum zu tun. Er möchte nur um seiner eigenen Ruhe willen die Gewißheit haben, daß den Evangelischen ihre gewährleisteten Freiheiten nicht geschmälert werden."

Der Kaiser steht unbeweglich. Er atmet, da er das Zögern des andern bemerkt, heimlich auf, doch läßt er sich's nicht anmerken. Nur die Kälte ist aus seiner Stimme verschwunden, da er wieder spricht, hat einer gelösten Heiterkeit Platz gemacht.

„Ich habe," meint er überlegen, — „offenbar das Unglück, von den Papisten, — so nennen Sie's ja wohl? — für einen Protestanten, von den Protestanten für einen Papisten gehalten zu werden. Zu ebendieser Stunde, da Ihr König sich um das Heil meiner evangelischen Untertanen besorgt zeigt, stehe ich mit Seiner Heiligkeit in einem schweren Zwist."

„Der aber rein politischer Natur ist," wirft der Gesandte eifrig ein. „Wir sind wohl unterrichtet. Eure Majestät grollen dem Papste, weil er die französische Partei begünstigt."

„Ich kann mir denken, woher Sie so wohl unterrichtet

sind. Nicht zum erstenmal verhandelt das evangelische Schweden mit dem katholischen Frankreich. — Nun wohl," fährt er fort, heiter wie zuvor, „wenn Sie meinen Zwist mit Seiner Heiligkeit für ein Politicum halten — erscheint Ihnen als solches auch mein Vorgehen gegen die Jesuiten? Man macht sich nicht unnütz einen so mächtigen Orden zum Feinde, mein Lieber."

„Mein königlicher Herr hat Eurer Majestät Strenge gegen die Eiferer mit sonderlichem Vergnügen vermerkt."

„Ich bin Ihrem König für diese Anerkennung sehr verbunden," erwidert Joseph mit unmerklichem Spott. „Vielleicht weiß er auch davon, daß ich dem päpstlichen Nuntius, als er sich anmaßte, in die Rechtsprechung des Reiches einzugreifen, derb auf die Finger klopfte?"

„Nichts, was im Reiche vorgeht, ist meinem königlichen Herrn unbekannt."

„Tatsächlich?" Nun ist der Spott in des Kaisers Stimme unverhohlen. „Wie schade, daß er mir so feindlich gegenübersteht! Einen Mann wie ihn hätte ich gebraucht, daß er mich berate! Denn meines Erachtens ist es das hauptsächlichste Unglück der Herrscher, daß sie zu wenig von dem erfahren, was in ihrem Reich vorgeht."

Abermals jenes Erröten des Unmuts in des Schweden hellem Gesicht. Spitzig gibt er zurück:

„Mein königlicher Herr wird immer bereit sein, Eurer Majestät jede gewünschte Auskunft zu erteilen. Und als Fürst des Reiches," fügt er trotzig hinzu, „hat er auch das Recht dazu."

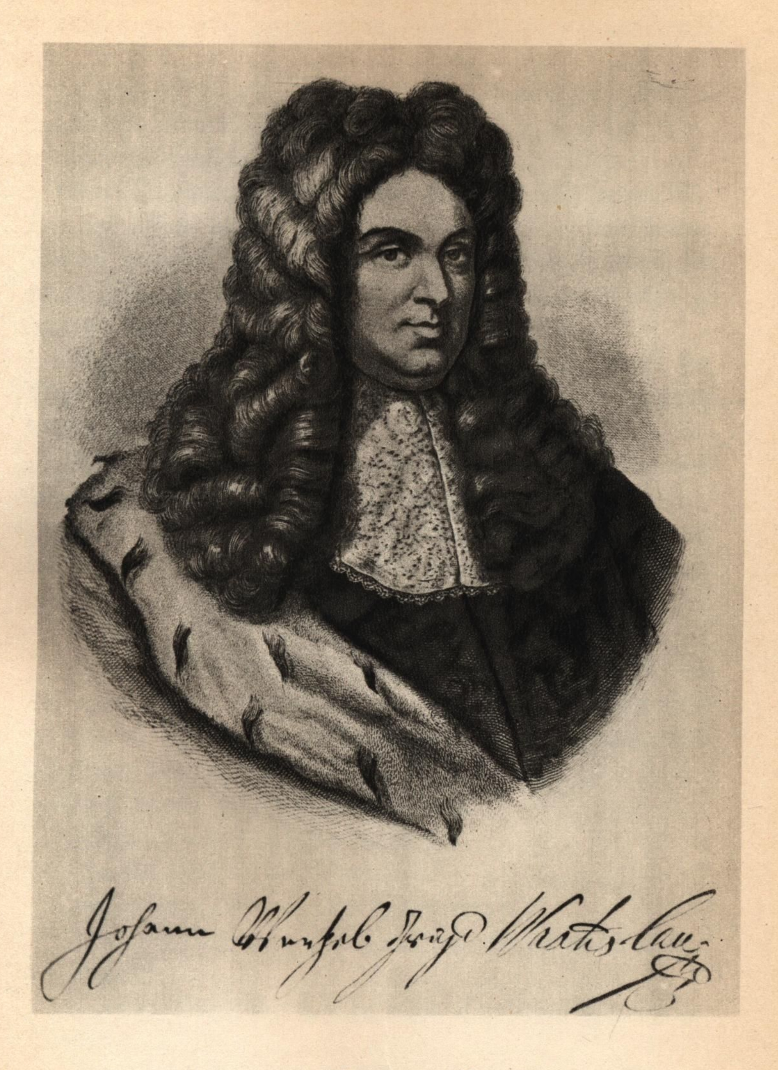
Der Kaiser lächelt.

„Auf dieses Recht soll Ihr König sich besser nicht berufen," bemerkt er obenhin. „Ich würde mich ungern daran erinnern, daß er von seinen Pflichten als Reichsfürst bisher so geringen Gebrauch gemacht hat: wie denn bisher die Krone Schweden auch nicht einen Mann zum Reichskrieg gegen Frankreich gestellt hat. — Ich bin gern bereit," fährt

er in verändertem Tone fort, „mit Ihrem König über das Heil der Evangelischen zu negotiieren. Aber ich möchte es im Guten tun: ein Krieg wäre mir ebenso unwillkommen wie Schweden schädlich."

„Schweden," antwortet der Gesandte, sichtlich erleichtert, daß Härte und Spott aus des Kaisers Tone verschwunden sind, „wird sich einem billigen Vergleich nicht verschließen. Es verlangt nichts als die Einhaltung der Glaubensartikel im Frieden zu Osnabrück."

„Ich sperre mich um so weniger dagegen, als ein Vergleich mir tausende fleißiger und treuer Untertanen erhält. Melden Sie also Ihrem König, daß ich unverzüglich einen Unterhändler zu ihm senden werde; melden Sie ihm auch, daß ich alle meine Landeskinder mit gleicher Liebe umfasse, welchen Glaubens sie auch sein mögen, und alles tun will, was zu ihrem Heile ist; melden Sie aber auch Ihrem König," — der Kaiser erhebt ein wenig die Stimme — „daß in Freundschaft alles billige von mir zu haben ist, daß aber ein Erfordern auf der Spitze eines Degens einem gleichen begegnen würde."



Graf Wratislaw



Spiel und Politik

„Saluti, Traun! Servitore!"

„Ah, Wratislaw! Gran' piacere!"

Graf Wratislaw schiebt seinen dicklichen Leib heran, läßt sich mit leisem Ächzen in den Fauteuil fallen. Die beiden Herren tauschen einen verbindlichen Händedruck; dann beginnt Wratislaw eifrig die Schöße seines Staatsrockes zu glätten, auf die er sich in der Eile gesetzt hat.

Über das Geländer der Loge hinunterspähend, streift der Graf Abensberg-Traun langsam, sorgfältig den Handschuh wieder über seine Rechte.

„Man sieht Sie ja jetzt gar nimmer mehr," setzt er mit leisem Vorwurf das Gespräch deutsch fort.

„Wir haben furchtbar viel zu tun," stöhnt Wratislaw. Sieht vorsichtig um sich, tuschelt hinter der vorgehaltenen Hand: „Es ist ein Friedensangebot eingelaufen."

„Von?"

„Vom allerchristlichsten Louis, von wem denn sonst?" Er befeuchtet sich die Lippen mit der Zungenspitze. Das sieht so aus, als lecke sich ein dicker Kater nach einer genußreichen Mahlzeit das Maul.

Graf Traun zieht die Brauen hoch.

„Ist es so weit?" flüstert er zurück.

„Ja. Er steckt in der Sackgasse."

„Und was werden wir tun? Annehmen?"

„Ich weiß nicht recht. Ich glaub', der Kaiser möcht' schon."

„Aber?"

„Aber die Engländer wollen nicht. Die haben ihre eigenen Pläne."

„Natürlich! Wie immer! Was möchten sie denn?"

„Zu Gibraltar, das sie nicht mehr herausgeben wollen, noch einen zweiten Hafen im Mittelmeer."

„Und dazu sollen wir ihnen verhelfen?"

„Ja, sie —" noch leiser wird Wratislaws Stimme — „tendieren auf Toulon."

„Aber das ist doch ein Wahnsinn," fährt Traun auf. „Toulon mit seinen starken Befestigungen!"

„Pscht, nicht so laut!" mahnt der Diplomat. „Ja," spricht er weiter, „Sie haben recht, es ist ein Wahnsinn. Der Prinz von Savoyen schreibt einen verzweifelten Brief nach dem andern."

„So schöne Erfolge aufs Spiel setzen! Wo wir die Franzosen endlich aus Mailand draußen haben!"

„Sagen Sie das den Engländern! Die werden nie genug kriegen."

„Warum marschieren wir nicht lieber nach Neapel? Gleich tabula rasa machen, damit's in einem geht?"

Graf Wratislaw zuckt die Achseln.

„Lieber Traun," erwidert er, „jetzt rächt sich die jahrhundertealte Mißwirtschaft. Wir sind aufs englische Gold angewiesen und müssen tanzen, wie sie pfeifen. Wenn nur" — er deutet mit einer raschen Bewegung hinunter, schließt bitter — „das Geld für Festivitäten da ist!"

„Gönnen Sie doch dem jungen Kaiser die Freude," begütigt der Landmarschall. „Er hat sich's ehrlich verdient."

Wratislaw antwortet nicht, und es wäre auch ganz nutzlos; denn eben schmettern unten, alles übertäubend, die Fanfaren los, und durch das geöffnete Tor an der Schmalseite der Reitbahn reitet der Festzug ein.

Voran ein kaiserlicher Bereiter zu Pferd, in tadelloser Haltung, all sein Können in der vollendeten Beherrschung des Pferdes zeigend. Der edle, schneeweiße Lipizzaner, obgleich nach spanischer Sitte ohne Bügel gesattelt und nur auf Kandare gezäumt, gehorcht seiner leisesten Bewegung, so daß ein Wille Mensch und Tier zu beseelen scheint.

Es folgen acht kostbar geschirrte Pferde, auch sie Lipizzaner Schimmel, jedes von zwei Reitknechten geführt, denen die

schwarze, goldbordierte und mit dem Reichsadler und dem Hauswappen bestickte Handdecke über die Schulter hängt; dann zwölf berittene Trompeter, ununterbrochen ihre Fanfaren blasend, von zwei Paukern begleitet, die kunstvolle Wirbel aus ihren Instrumenten hervorlocken; dann zehn kaiserliche Läufer in einer Reihe, und hinter ihnen zehn kaiserliche Lakaien. Dann kommt der Führer der ersten Turnier-Squadra, der Graf Guido Starhemberg, gefolgt von acht Kavalieren in roten Kleidern, mit Gold und zahllosen Perlen und Edelsteinen von unschätzbarem Wert bestickt, die Hüte geschmückt mit weißen und blauen Straußfedern. Im Vorbeireiten lächeln sie zu den Logen hinauf, nicken unmerklich, indes man sich ihre Namen zumurmelt: „Der Max Martinitz. — Der Poldl Lamberg. — Der Ferry Dietrichstein. — Der Karl Szerenyi."

Sechs kaiserliche Edelknaben schreiten hinter ihnen her, jeder eine Tartsche und eine vergoldete Lanze in den Händen. Sie bilden die unmittelbare Eskorte des Kaisers, der nun einreitet.

Selbst der griesgrämige Wratislaw muß sich eingestehen, daß der Kaiser eine wahrhaft herrscherliche Erscheinung ist, wie er da strahlend, lächelnd in die Reitbahn einzieht. Der Oberbereiter persönlich, der Signor Capitolo, der sonst so hoffärtig ist, daß er sogar hochadelige Kavaliere von oben herab behandelt, führt sein Pferd, den sechsjährigen Neapolitano, den Stolz des kaiserlichen Stalles. Vorsichtig setzt das herrliche Tier Huf vor Huf, sich seiner Schönheit ebenso bewußt wie der Ehre, die ihm zuteil wird. Da der Zug an der Hofloge vorbeikommt, grüßt der Kaiser mit anmutiger Bewegung zu seiner Mutter und seiner Gattin, sowie zu den Erzherzoginnen hinauf. Im selben Augenblick erheben sich alle Anwesenden und brechen in ein Beifallsklatschen und Beifallsrufen aus, das selbst die Fanfaren und Paukenwirbel übertönt und den Raum zu sprengen droht.

Traun blickt seinen Nachbar mit glänzenden Augen an. „Was sagen Sie dazu, Wratislaw? Ist das nicht schön?"

„Schönheit ist nicht alles," knurrt der Graf; aber die Mißgunst kommt ihm nicht vom Herzen.

Traun späht zur kaiserlichen Loge hinüber.

„Wer ist denn die Dame zwischen der Kaiserin-Mutter und der jungen Kaiserin?"

Wratislaws Augen folgen dem Blick des Landmarschalls.

„Das ist doch die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, die Verwandte der Kaiserin."

„Die Braut des spanischen Königs Karl?"

„Er ist noch nicht so sicher König, und sie ist noch nicht so sicher Braut."

„Jesus, Wratislaw, sind Sie aber heut' grantig! Schau'n Sie lieber zu, die zweite Squadra zieht ein."

Die zweite Abteilung des Zuges, geführt vom Grafen Herbeville, betritt die Reitbahn in ähnlicher Anordnung wie die erste. Nur sind der Trompeter um etliche weniger und nur von einem Pauker begleitet, und die Kavaliere sind, dem Beispiel ihres „Capo", des Prinzen Maximilian von Hannover folgend, in Blau und Gold gekleidet. Nichtsdestoweniger findet auch sie den ungeteilten Beifall der Zuschauer, wie sie sich der ersten gegenüber an der andern Längswand aufstellt.

Nun betreten die Planrichter die Lohe der Bahn; es sind ihrer vier: der Obersthofmeister, der Oberstkämmerer und der Obersthofmarschall, denen man den venezianischen Botschafter Delfino beigesellt hat.

„Eine besondere Aufmerksamkeit," bemerkt Traun, auf ihn deutend. „Der Dank für die Neutralität der Republik Venedig in der abgelaufenen italienischen Kampagne."

„Eine Neutralität," setzt Wratislaw hinzu, „die das klügste war, was die Republik machen konnte."

Sie schweigen wieder und spähen hinunter, denn die Wettkämpfe scheinen nun ihren Anfang zu nehmen. Unter erneuten Fanfaren wird in der Mitte längs der ganzen Reitbahn eine Gasse freigemacht, an deren Enden die beiden Capi, der Kaiser und der Prinz von Hannover einander gegenüber Auf-

stellung nehmen. Auf ein Zeichen des Obersthofmeisters Fürsten Salm reiten sie gegeneinander an, die vergoldete Tartsche vor dem Leib, die Lanze eingelegt. Sie treffen aufeinander, beiderseits gleitet der Lanzenstoß, elegant pariert, an der Tartsche ab, sie jagen aneinander vorbei, verhalten am Ende der Gasse, wenden, senken grüßend voreinander die Lanzen, kehren im Schritt auf ihren ursprünglichen Platz, jeder an den rechten Flügel seiner Squadra, zurück.

„Das war nur ein Scheinkampf," bemerkt Traun. „Die ernsthaften fangen jetzo an."

Den Grafen Wratislaw scheint der Fortgang des Turniers nicht sonderlich zu fesseln. Er lehnt sich bequemer zurück, faltet die Hände über dem Leib, blinzelt schläfrig vor sich hin.

Der Landmarschall sieht es, wirft noch einen Blick hinunter, wo eben das zweite Paar gegeneinander anreitet, kehrt sich dann seinem Nachbarn zu.

„Sie sind im Geiste nicht hier, Wratislaw," sagt er halb fragend.

Der Diplomat öffnet die müden Augen.

„Ich bin froh," erwidert er, „daß ich ein bissel ausruhen kann. Auch sind diese ritterlichen Spiele nicht sehr nach meinem Gusto. Ich bin mehr der musica zugewandt, wie weiland der Kaiser Leopold."

„Kaiser Josephus ist ihr nicht abhold," wendet Traun ein.

„Ja, aber er betreibt die edle Kunst als Liebhaberei, indes sie dem Hochseligen Lebenselement war. Ach," seufzt er, „wenn ich mich der Concerta und Operas erinnere, die Leopold komponierte! Des ‚Törichten Schäfers', der ‚Ergetzungsstunde der Sklavinnen von Samie'!" Er beginnt leise zu trällern:

»Chi non sà, che cos' è amore —«

Er bricht ab. „Vor dem fatalen Geblase," sagt er wütend, „kömmt einem die Aria ganz aus dem Sinn!"

Ein Beifallsklatschen unterbricht seine zornigen Betrachtungen. Traun blickt hinab.

„Der Zierotin von den Blauen," berichtet er, „hat dem Lamberg die Tartsche weggestochen."

„Meinshalben!" knurrt der dicke Graf.

Um ihn zu beschwichtigen oder wenigstens abzulenken, bringt Traun des Übellaunigen eigentlichstes Gebiet wieder ins Gespräch.

„Ist es wahr," fragt er leise, „daß der Prinz von Savoyen Generalgouverneur in Mailand werden soll?"

Das verdrossene Gesicht Wratislaws entspannt sich sogleich.

„Er wird mehr werden," gibt er eifrig zurück. Abermals sieht er mit dem ihm eigentümlichen verstohlenen Späherblick um sich. „Man hat bei uns besondere Sachen vor, und Prinz Eugen soll die wichtigste Figur im Spiel werden," flüstert er, haucht kaum vernehmlich nach. „Der Wallenstein unserer Zeit, nur ohne des Herzogs üble Ambitionen."

„Was — er wird —"

„Reichsfeldmarschall," ergänzt der Diplomat. „Maßen die Stelle durch das Absterben des Markgrafen von Baden erledigt ist."

Ein neuerliches Beifallsklatschen. Abermals hat der junge Graf Zierotin über einen Gegner den Vorteil davongetragen: mit gebrochener Lanze, sich mühsam im Sattel haltend, reitet der Graf Althan vom Anrennen ab.

„Dem gönn ich's," meint Traun zufrieden. „Hat immer nur Lazzi im Kopf."

„Der Savoyer?" fragt Wratislaw mit aufgerissenen Augen.

Traun sieht ihn erstaunt an, bricht dann in Lachen aus.

„Sie denken noch an den Prinzen," sagt er vergnügt, „und ich red' vom Althan."

„Ach," wehrt der Diplomat ärgerlich ab, „wer red't von dem Wurschtl!"

„Ja," kehrt Traun zum Gegenstand ihres vorigen Gesprächs zurück, „über die Erhöhung des Savoyers freu' ich

mich auch. Nun wird hoffentlich auch am Rhein der Krieg in Bewegung kommen."

„Der Prinz sollt' am besten überall sein," versetzt Wratislaw kopfschüttelnd. „Bei uns möchten ihn die einen in Neapel, die andern wünschen ihn an den Rhein, die Engländer möchten ihn vor Toulon haben, und König Karl begehrt ihn zu sich nach Spanien."

„In Spanien scheint es nicht allzu günstig zu stehen?"

Abermals jener verstohlene Blick Wratislaws, der ihm das Aussehen eines k. u. k. Verschwörers gibt.

„Sagen Sie, schlecht," wispert er, „so treffen Sie das Rechte. Wir werden das Land nicht halten können. Nicht nur Frankreich — auch das Volk selbst will's nicht — und letzten Endes auch nicht England, das keine große Kontinentalmacht duldet."

„Wäre das so ein Unglück?" fragt Traun. „Ich meine das Aufgeben Spaniens," setzt er rasch hinzu.

„Nein und ja. Nein, weil wir im Reich genug zu tun hätten, also daß eine Bekümmernis um Spanien überflüssig —"

„Und ja?"

„Weil der König Karl, wenn er wieder nach Wien zurückkehren müßte, eine Menge vornehmer Emigrierter aus Spanien mit sich brächte, die sich in unsere Angelegenheiten einmengen täten."

„Glauben Sie, daß Kaiser Joseph der Mann ist, sich dreinreden zu lassen?"

„Der Kaiser kann auch nicht alles im Aug' behalten. Zudem — er kann, Gott behüt', erkranken —"

„Der? Schauen Sie sich ihn doch an! Der wird hundert Jahr' alt."

Der Diplomat wiegt den Kopf, deutet auf sein von kleinen Narben übersätes Gesicht. Doch ehe er zu sprechen beginnen kann, ertönt zum drittenmal das Beifallsklatschen. Diesmal aber gilt es nicht einer besonderen Leistung, sondern dem Ab-

schluß des Rennens. Die Reiter der beiden Squadren sind in ihre Einteilung zurückgekehrt, klopfen ihre leicht erregten Pferde ab, tauschen leise Bemerkungen, in der Mitte der Reitbahn stehen die Planrichter beisammen, sprechen eifrig miteinander, vergleichen ihre Aufzeichnungen, Lakaien schleppen eine mannshohe Figur herbei, in der Gestalt eines Janitscharen, mit bunten Farben bemalt, stellen sie an der Schmalwand gegenüber der Hofloge auf.

Mit äußerstem Mißtrauen beobachtet Wratislaw die Vorkehrungen.

„Was soll das wieder werden?" knurrt er.

„Scheibenschießen," gibt Traun zurück. „Die Kavaliere reiten vorbei und brennen auf den Heiden ihre Pistolen ab."

Der dicke Graf erhebt sich mit einer Hast und Behendigkeit, die seine sonstige Schwerfälligkeit Lügen straft.

„Dann geh' ich," sagt er entschieden. „Ich hab' mein Lebtag das Schießen nicht hören können."

„Aber bleiben Sie doch noch," redet ihm der Landmarschall zu. „Ich möchte noch einiges von Ihnen erfahren."

„Nein, nein," wehrt der dicke Graf fast entsetzt ab. „Besuchen Sie mich doch in meinem Ministerio, da stehe ich Ihnen gern zu Diensten. Aber hier — nein!" wiederholt er nachdrücklich. „Addio, mio caro, addio!"

Er nimmt sich nicht einmal mehr Zeit, Traun die Hand zu reichen, stolpert eilfertig aus der Loge, schmerzlich zusammenzuckend, da unten schon die ersten Schüsse aufpeitschen.

Mit einer Mischung aus Bedauern und Genugtuung blickt der Landmarschall ihm nach: nun hat er keine Gelegenheit mehr, aus der unerschöpflichen Quelle die letzten Neuigkeiten zu erfahren; aber dafür kann er nun das Fest genießen, ohne von des Diplomaten übler Laune gestört zu werden.

Er findet schließlich, dieses sei das Wichtigere, neigt sich mit behaglichem Aufseufzen über den Logenrand, um nunmehr seine ungeteilte Aufmerksamkeit den Darbietungen zu widmen.

Das Korps Tige

Tag und Nacht sind sie marschiert, auf durchgelaufenen Sohlen, mit knurrendem Magen, so todmüde, daß sie im Gehen schlafen. Jeden Augenblick kann aus dem Irgendwo der Feind auftauchen, um sich auf sie zu stürzen, Rakoczys oder Oszkays gefürchtete Husaren, die wie vom Himmel gefallen erscheinen, dreinhauen und, ehe die überraschte Truppe sich von ihrem Schrecken erholt hat, wieder verschwunden sind.

Es ist ein Teil des Korps Tige, der sich hier seinen Weg durch fast verlorenes Land bahnt, achthundert Mann, die von den tausend, mit denen der General aus Hermannstadt auszog, noch übriggeblieben sind, und fünfhundert, die schon aufgegebene Garnison von Klausenburg, die er in einem kühnen Vorstoß vor der drohenden Vernichtung gerettet hat; zusammen dreizehnhundert, die nun auf dem Rückmarsch nach Hermannstadt, der treuesten unter den treuen Sachsenstädten, begriffen sind.

Fast unlösbar ist die Aufgabe, die General von Tige, der Stellvertreter des Marschalls Grafen Rabutin, zu erfüllen hat. Mit im ganzen dreitausend Mann soll er das feindselig geduckte Siebenbürgen niederhalten, das schon von Insurgentenhaufen wimmelt, dessen Städte ihre Neigung zu den Aufständischen kaum noch verhehlen, dessen Vorräte teils vernichtet, teils versteckt wurden, dessen Wege der zögernd weichende Winter fast unpassierbar gemacht hat. Es braucht der ganzen Tatkraft des jungen, wagemutigen Generals, nicht zu verzweifeln, seines völligen Vertrauens zu den Truppen und des ihren zu ihm: denn sie sind ganz auf sich angewiesen, von nirgendwo kann ihnen Rettung kommen; fallen sie, so tritt kein anderer an ihre Stelle, das Land geht

völlig verloren, gerät in Rakoczys Hand. Darum heißt es marschieren und immer wieder marschieren, um die verstreuten Kräfte zu sammeln und sich für eine Entscheidung bereit zu halten, die den Kaiserlichen vielleicht doch günstig ist.

Der Weg geht durch verwüstetes Land, an verbrannten Dörfern vorbei, an Äckern, auf denen heuer keine Saat ausgestreut wurde, oder durch Waldtäler, die zu rekognoszieren unmöglich ist, wo man sich auf den Schutz des Himmels und sein gutes Glück verlassen muß. Die Seitenhuten schlagen sich durch unwegsames, unsichtiges Dickicht, der Vortrab bleibt aus Furcht, abgeschnitten zu werden, so eng an der Hauptmacht kleben, daß er zwecklos ist, die Nachhut zottelt stumpf und gottergeben hinterdrein, unfähig, etwa nachdrängende Feinde abzuwehren.

Marschieren, marschieren, marschieren...

Von Zeit zu Zeit erhalten sie Nachrichten — von wallachischen Schafhirten, die mit ihren dezimierten, abgemagerten Herden auf den vorjährigen Weiden umherziehen, durch Kuriere, die sich in den abenteuerlichsten Verkleidungen, tausend Gefahren entschlüpft, zu ihnen durchschleichen: Lipotvar und Arad wurden von den Kaiserlichen entsetzt, eine starke Abteilung der Aufständischen von der Grenze zurückgeschlagen. Einmal gelangt sogar ein Brief Rabutins aus dem Lager vor Ofen an Tige: der Marschall schreibt, er wolle sich nach Wien begeben, um dort wegen der mangelhaften Berücksichtigung der Armee in Ungarn Klage zu führen, und hoffe, sich nach glücklich beendetem Vorhaben noch im Laufe des Sommers wieder mit Tige ‚conjungieren‘ zu können. Aber neben diesen erfreulichen kommen auch sehr unerfreuliche Botschaften: Rakoczy will sich zum Fürsten von Siebenbürgen erheben lassen, zu welchem Zwecke in der Stadt Vasarhely schon große Zurüstungen getroffen werden, die Armee der Malkontenten, wie sie sich nennen, wächst stündlich, nicht zuletzt durch Deserteure aus den kaiserlichen Truppen und sogar durch Offiziere, die ihren Abschied ver-

langen, um bei Rakoczy Dienste zu nehmen — und die Umgebung, namentlich das nicht weit entfernte Bihar-Gebirge, birgt feindliche Abteilungen in großer Zahl, die es sich zum Ziele gesetzt haben, das Korps Tige aufzuheben oder zu vernichten.

Diesem drohenden Verhängnis zu entgehen, marschiert die kleine Armee. Sie alle, vom General bis zum letzten Troßknecht, wissen: es ist ein Wettlauf mit dem Tode, und sie müssen den Rest ihrer Kraft hergeben, ihn zu gewinnen; gelingt es ihnen nicht, Hermannstadt zu erreichen, noch ehe einer der feindlichen Haufen sie einholte, so sind sie verloren.

Aber eines Abends ist auch die letzte Kraft erschöpft. Hohlwangige, hohläugige Offiziere, die mit Mühe die vorschriftsmäßige Stellung einzunehmen vermögen, berichten dem General, daß ihre Truppen außerstande seien, auch nur eine halbe Meile weiter zu marschieren. Das Korps wolle sich lieber bis auf den letzten Mann von den Aufrührern erschlagen lassen, als diese unmenschliche Hetzjagd, bei der es die Rolle des Wildes spielt, noch fortzusetzen.

General von Tige versteht nur zu gut die Berechtigung der Klagen: kann er sich doch kaum selber noch im Sattel seines abgetriebenen Pferdes halten, merkt an den hölzernen Beinen, dem unerträglich schmerzenden Rückgrat, daß auch seine Kraft zuende geht. So befiehlt er, haltzumachen und an Ort und Stelle die Nacht zu verbringen.

Es ist wieder eines jener engen Täler, nahe einem verbrannten Dorfe, zu einem Überfall wie geschaffen. Aber den ausgepumpten Soldaten ist nun alles gleichgültig. Wo einer eben steht, da wirft er sich hin, fällt sogleich in einen bleiernen Schlaf. Nicht einmal die Zelte sind gespannt, nicht einmal Wachen aufgeführt worden. Beschämt über die mangelhafte Disziplin der Truppe und dennoch bereit, sie zu entschuldigen, meldet es der Oberst des Infanterieregiments dem General.

Dessen Antwort ist, obgleich ganz seiner Art entsprechend, unerwartet genug:

„Lassen Sie die armen Teufel schlafen: ich werde selbst Wache stehen."

Der Oberst sieht ihn verblüfft an.

„Wie — Eure Exzellenz wollten im Ernst —"

„Warum nicht? Meine Soldaten haben oft genug für mich gewacht. Es ist nur billig, daß ich ihnen einmal mit gleichem vergelte. Man reiche mir Bandelier und Muskete."

Der Oberst verbeugt sich — tiefer als das Reglement es fordert.

„Dann bitte ich um die Ehre, Eurer Exzellenz Gesellschaft leisten zu dürfen."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden — und jedem, der sich etwa noch freiwillig meldet."

Sobald erst die Absicht des Generals bekannt geworden ist, drängen sich Offiziere und Unteroffiziere zum Wachen. So viele sind ihrer, daß ein regelmäßiger Postendienst mit Ablösung eingerichtet werden kann.

Er ist nicht überflüssig. In der Nacht tauchen in der Umgebung des Lagers verdächtige Gestalten auf, die vorsichtig heranzuschleichen trachten. Schüsse verjagen sie, Schüsse sind die Antwort, ein unregelmäßiges Geknatter, das aus dem Dunkel der umliegenden Wälder kommt und die Nacht hindurch anhält. Es beweist die Nähe einer größern feindlichen Masse.

„Unnütze Schießerei," beruhigt der General den Obersten, der um Befehle kommt. „Wir werden gar nicht antworten. Wenn die Kerle mir nur nicht meine Soldaten aufwecken!"

„Exzellenz können beruhigt sein," versichert der Oberst. „Horchen Sie nur!"

Beide lauschen. Es ist ganz still ringsum, so still, daß man fast glauben könnte, das Korps Tige sei schon die

Beute des Todes geworden, den ihm seine Feinde wünschen und bereiten wollen. Nur nähere und entferntere tiefe Atemzüge, durch das kräftige Schnarchen einzelner unterstrichen, bezeugen, daß in den Männern, die da überall bunt durcheinander liegen, noch Leben ist.

„Und morgen?" fragt der Oberst, schon im Gehen.

„Das wird der Morgen lehren," gibt Tige ruhig zurück. —

Der Morgen kommt, ein trüber, nebliger Spätwintermorgen. Fröstelnd und gähnend erwachen die Schläfer einer nach dem andern, richten sich auf, fast erstaunt darüber, sich noch lebend zu finden. Da erkennen sie, daß ihre Offiziere für sie gewacht haben.

Drüben, bei den versteckten Feinden, ist es ruhiger geworden. Nur hie und da fällt noch ein Schuß, trägt die feuchte Luft Geschwätz herüber, dazwischen auch höhnische Rufe, die den Soldaten gelten: „Schwaba! — Katzenfresser!", dazu das alte Rebellenlied:

„Schwaba, sollst noch Reu' empfinden,
Willst bei Ungarn Steuern schinden!..."

General von Tige, der so frisch aussieht, als habe er die ganze Nacht köstlich geschlafen, geht durch die Reihen seiner Soldaten.

„Kinder," sagt er, „wir wollen den Nebel benützen, das Dorf zu besetzen. Dort haben wir Deckung und können den Feind nach Gebühr empfangen, was?"

„Ja, Vater Tige," ruft es von allen Seiten. Der Schlaf und das Gefühl engster kameradschaftlicher Verbundenheit, wie es durch die Tat der Offiziere neu erweckt wurde, haben Wunder gewirkt. In guter Ordnung zieht sich das Korps die Viertelmeile zurück, verteilt sich längs des Dorfrandes, entschlossen dem Feinde entgegensehend.

Er läßt nicht auf sich warten. Kaum hat sich der Frühnebel gehoben, als es da und dort katzenhaft heranschleicht: Plänkler, die die Stellung des Korps erkunden sollen. Sie

kommen näher, erst zögernd, dann dreister, brennen probeweise ihre Flinten ab. Da keine Antwort erfolgt, machen sie kehrt, tauchen wieder in den Wäldern der umliegenden Hänge unter, aus denen sie gekommen sind.

Eine leise Bewegung geht durch die Reihen. Jeder weiß, daß der Angriff unmittelbar bevorsteht. Fester umspannen die Fäuste die Gewehre, jeder Blick ist gegen das Dickicht gerichtet, in dem sich der Feind versteckt hält.

„Wenn wir wenigstens wüßten, wie stark sie sind," brummt der Oberst.

„Stark genug," erwidert Tige kaltblütig, „um lohnende Ziele zu bieten. Da — sehen Sie!"

Aus den Wäldern quillt es plötzlich hervor, dichte Haufen, von allen Seiten auf das Dorf losstürmend. Die Arme schwingen Flinten, Säbel, Piken, mordlüsterne Augen funkeln, die Münder sind in wildem Gebrüll verzerrt. Abermals klingt das Rebellenlied auf:

„Schwaba, sollst noch Reu' empfinden,
Willst beim Ungarn Steuern schinden..."

„Wollen sehen," murmelt Tige für sich, „wer mehr Reue empfinden wird. — Achtung, Kinder!" ruft er laut. „Nun gilt's! Ruhig zielen und schießen! Setzt an! — Feuer!"

Die Salve hat eine furchtbare Wirkung. Die stürmenden Haufen prallen zurück, als hätte sie eine Riesenfaust zurückgestoßen. Die vordersten Reihen sind zusammengebrochen, Hunderte liegen unbeweglich, Hunderte schleppen sich ächzend, hinkend, auf allen Vieren kriechend zurück. Im Dorf kein Laut als das Rasseln der Ladestöcke, die in die Läufe gestoßen werden.

Doch bald hat der Feind die erste Überraschung überwunden. Die einzelnen Haufen sammeln sich wieder, stürmen neuerlich vor. Deutlich sieht man die Anführer vor den Reihen, hört ihr heiseres:

„Elöre! — Vorwärts!"

Tige steht aufrecht, späht mit scharfen Augen nach dem dicksten Haufen. Seine Ruhe überträgt sich auf seine Truppen. Nicht einer, der den Schuß vorzeitig löste; geduldig und vertrauensvoll warten sie auf das Kommando.

Achtzig Schritt mögen die Angreifer noch entfernt sein — siebzig — fünfzig — — dreißig — zwanzig — fünfzehn — —

Da wieder:

„Setzt an! Feuer!"

Die zweite Salve richtet womöglich noch größere Verheerungen an als die erste. Ganze Abteilungen geraten in Verwirrung, fluten trotz der wütenden Schreie ihrer Anführer zurück. Erst in geraumer Entfernung gelingt es diesen, die Flüchtenden zum Stehen zu bringen. Das Vorfeld ist übersät mit Toten und jammernden, schreienden, winselnden Schwerverwundeten.

Der General kehrt sich zum Obersten, der neben ihm steht.

„Von nun ab Schützenfeuer," befiehlt er. „Kein Mann soll früher schießen, als auf dreißig Schritt."

„Sollte mich wundern," meint der Oberst, „wenn sie nicht einen Kolonnenangriff versuchen sollten."

„Dazu wollt' ich sie ja bringen," lächelt Tige kühl. „Und wie mir scheint, ist es mir auch gelungen."

In der Tat haben die Feinde ihre Taktik geändert: da der umfassende Angriff zusammenbrach, versuchen sie in einem wuchtigen Stoß die Stellung des Korps zu nehmen. Tief gestaffelt, in drei Kolonnen rücken sie zum Angriff vor.

Wie es der General befohlen hat, warten die Soldaten auch diesmal. Erst da die Feinde so nahe sind, daß man das Weiße in ihren Augen sieht, bricht das Feuer los, unaufhörlich den Stürmenden entgegenpeitschend und sich zu rasender Schnelligkeit steigernd. Trotz des kalten Morgens sind aller Gesichter schweißnaß. Jeder arbeitet, so schnell er kann, beißt die Patrone auf, schüttet das Pulver in den Lauf, stößt die Kugel nach, legt an, zielt, schießt, ladet wieder.

Die Kolonnen sind tapfer, stürmen todesverachtend ins Feuer hinein; aber es mangelt ihnen die militärische Zucht: einzelne bleiben stehen, um auch ihrerseits ihre Schüsse anzubringen, andere suchen in mächtigen Sätzen das Dorf zu erreichen. So gerät alles bald in Unordnung, die durch das ständig prasselnde Schnellfeuer aus dem Dorfe noch gesteigert wird. Erst stockt die eine Kolonne, dann die zweite, die dritte lockert sich — beginnt sich aufzulösen —

Das ist der Augenblick, auf den General von Tige gewartet hat. Er weist mit dem Degen gegen den Feind, ruft so laut, daß seine Stimme den Lärm übertönt:

„Drauf los, Kinder! Auf sie!"

Die Trommeln beginnen zu rasseln, die Abteilungen, rasch gesammelt, setzen sich in Marsch, der sich im freien Felde in Sturmschritt verwandelt. Schon haben sie die trennende Strecke zurückgelegt, kaum belästigt vom schwachen, unregelmäßigen Abwehrfeuer, schon haben sie die Angreifer erreicht, ein kurzes Handgemenge, dann ist die Gewalt der Feinde gebrochen: sie fliehen, was die Beine nur hergeben können, werfen die Waffen weg, haben nur den einen Gedanken, sich in Sicherheit zu bringen. Die Verfolger haben kaum mehr zu tun, als sie zu Dutzenden abzutun oder abzufangen. Der Sieg ist erfochten, noch ehe der Kampf so richtig begann.

Von Gefangenen erfährt Tige, daß die Angreifer unter Anführung des Rebellengenerals Bekry an die fünftausend Mann stark waren. Über tausend bedecken das Feld, das Korps Tige, das nicht mehr als hundertfünfzig Mann verloren hat, kann seinen Weg fortsetzen.

Es vollendet ihn, ohne nochmals belästigt zu werden: am Abend des nächsten Tages rückt es vollzählig in Hermannstadt ein.

Der Legat Seiner Heiligkeit

Dem päpstlichen Legaten ist es im Hauptquartier des savoyischen Prinzen gar nicht wohl. Nicht, daß man es an Achtung ihm gegenüber fehlen ließe; im Gegenteil: man erweist sie ihm bis zur Übertreibung, behandelt ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, die ebenso seiner kirchlichen Würde wie seinem Charakter als Diplomat gilt; aber hinter allem spürt der feinfühlige Römer einen versteckten, unfaßbaren Spott, eine heimliche Überlegenheit, gegen die er wehrlos ist. Das macht ihn unsicher und läßt ihm die schwere Aufgabe, die ihm auferlegt wurde, fast unerfüllbar erscheinen.

Er ist vom Papst an den Prinzen gesandt worden, um über die Verletzung päpstlichen Gebietes durch die Truppen des Kaisers Klage zu führen und die Abstellung der ärgsten Übelstände zu erwirken. Nach der Niederwerfung von ganz Oberitalien hat der Savoyer aus eigener Machtvollkommenheit, ohne erst lange die Erlaubnis aus Wien einzufordern, ein Expeditionskorps unter dem Marschall Daun, dem Verteidiger von Turin, ausgeschickt, um Neapel zu unterwerfen. Daun ist vorgerückt, und seine Truppen, deren Vorhut wieder der unermüdliche, mittlerweile zum Generalmajor avancierte La Battée kommandiert, haben ihren Weg über die zum Kirchenstaat gehörenden Länder genommen, ja, zum Teil sogar in ihnen Quartiere bezogen. Darob große Entrüstung im Vatikan, ein erregtes Breve wird an den Kaiser gesandt, und da dies nutzlos bleibt, beschließt man die Absendung eines Legaten an den kaiserlichen Generalissimus selbst, an den Prinzen Eugenius von Savoyen, den neuernannten kaiserlichen Generalgouverneur in Mailand.

Auf seiner Reise ins Hauptquartier hält sich der Legat in Bologna und Ferrara auf, um bei den dortigen Bischöfen

Nachrichten über Unzukömmlichkeiten einzusammeln, die etwa den deutschen Truppen zur Last fallen. Aber so sehr die geistlichen Herren allesamt sich abmühen, es ist nichts Belastendes festzustellen. Die Soldaten halten strenge Manneszucht, betragen sich anständig, zahlen bar und sind wegen ihres heitern, offenen Wesens bei aller Bevölkerung beliebt. Ein himmelhoher Unterschied gegen die Franzosen, bei denen die hohen Offiziere von Liebenswürdigkeit überflossen, der gemeine Mann aber sich benahm wie in erobertem Feindesland. Fast atmet der Legat auf, da die Kirchenfürsten ihm mit persönlichen Beschwerden kommen: von beiden wurde — man denke! — die Lieferung von Holz und Heu, von beiden wurden Geldzuschüsse zur Soldauszahlung an die Soldaten verlangt.

So sind die Gedanken des Abbé Riviera recht zwiespältig, als er in der Kutsche, die ihm vom Generalgouverneur zur Verfügung gestellt wurde, vom erzbischöflichen Palast in den Palazzo Marino fährt, wo das Gouvernement seinen Sitz hat. Der Prinz hat die elfte Stunde fürs Gehör bestimmt, und Riviera weiß genug von ihm, um sich äußerste Pünktlichkeit angelegen sein zu lassen; verspätet er sich auch nur um eine Minute, so kann er gewiß sein, an diesem Tage kein Gehör mehr zu finden, wer weiß wie lange warten zu müssen, bis es dem Generalissimus beliebt, ihm eine neue Stunde namhaft zu machen.

Wenige Minuten vor elf Uhr betritt er den Warteraum, und Schlag elf öffnet sich die Tür, und die lautschallende Stimme des Adjutanten ruft:

„Der Herr Abbé Riviera zu Seiner Hoheit!"

Eilig, ohne alle eigentlich gebotene Würde tritt der Legat ein, steht dem Prinzen gegenüber, verneigt sich. Der Prinz erwidert den Gruß mit kurzer, soldatischer Höflichkeit, weist mit rascher Geste auf einen neben ihm stehenden Herrn:

„Ich darf Sie dem Grafen von Trautmannsdorff vorstellen, dem kaiserlichen Gesandten in der Schweiz. Ich bat ihn, bei unserer Unterredung anwesend zu sein, damit keine

Mißverständnisse entstehen mögen und die Wahrheit durch einen unanfechtbaren Zeugen erhärtet werde. Wir haben nichts zu verbergen."

Der Abbé hat Kopf und Schultern zu einer zweiten Verneigung gebeugt, richtet sich nun, wie auf ein Stichwort, auf, sagt lebhaft:

„Noch auch wir. Seine Heiligkeit wahrt nur sein gutes Recht."

„Ihr Auftrag?" gibt der Savoyer dürr zurück.

Riviera zieht die Augenbrauen hoch. Diesem sehr sichern großen Herrn gegenüber, der überdies, wie es scheint, nicht leicht zu behandeln ist, wird es nicht einfach sein, so zu sprechen, wie man es ihm in Rom auftrug. Dennoch will er sein Möglichstes versuchen.

„Eure Hoheit," beginnt er in einem Tone, der geschickt aus schuldiger Ehrfurcht und unschuldiger Gekränktheit gemischt ist, „wollen gütigst aus meinen Händen ein Verzeichnis der in den päpstlichen Provinzen stehenden Truppen entgegennehmen." Er streckt dem Prinzen eine Liste hin.

Der nimmt sie, wirft einen flüchtigen Blick darauf, fragt mit absichtsvoller Verwunderung:

„Wozu? Ich werde durch Marschall Daun ohnehin fortlaufend unterrichtet."

Daß der Prinz das Vorgehen seines Untergebenen so offen deckt, zerstört dem Legaten das Konzept. Unsicher, fast stammelnd setzt er fort:

„So mehr wird den Heiligen Vater die Verletzung seiner Neutralität schmerzen. Seine Heiligkeit ist sich nicht bewußt, Eurer Hoheit und Ihrem erhabenen Souverän Veranlassung zu diesem unerfreulichen Schritt gegeben zu haben."

„Seine Heiligkeit," unterbricht ihn Prinz Eugen schroff, fast barsch, „trägt nur die Folgen seiner Parteinahme für die Franzosen. Sein Betragen bei dem Vorfalle von Figarola ist noch nicht vergessen." Er kehrt sich dem Grafen Trautmannsdorff zu. „Das war vor drei Jahren," erklärt er. „Wir rückten

in das Gebiet von Ferrara ein, und der Papst rief die Franzosen gegen uns zuhilfe; doch kam ein Vertrag zustande, daß keiner den andern auf dem Gebiet des Kirchenstaates angreifen solle, und der Papst legte Truppen zwischen beide Parteien. Plötzlich jedoch verließen diese Truppen ihren Standort, und die Franzosen überfielen unsere ahnungslosen Detachements und warfen sie zurück." Er wendet sich wieder zu Riviera. „Was haben Sie dazu zu sagen, mein Herr? Alte Sünden rächen sich eben, wie?"

„Der Heilige Vater," erwidert Riviera mit demutsvoller Festigkeit, „ist sich keiner solchen Sünde bewußt. Der Vorfall von Figarola entsprang einem Mißverständnis und berührte Seine Heiligkeit ebenso schmerzlich wie Eure Hoheit."

„Ich kann mir's denken," wirft der Prinz spöttisch dazwischen. „Da Seine Heiligkeit dem Kaiser doch so überaus freundlich gesinnt ist!"

„Wie der Heilige Vater Seiner Majestät gesinnt ist," versetzt der Abbé, „hat er bewiesen, als er der Liga der italienischen Fürsten, die alle Fremden von Italien abhalten sollte, nicht beitrat. Dadurch hat er den kaiserlichen Truppen den Weg nach Italien überhaupt erst eröffnet."

„Aber ebenso den Franzosen," wendet Prinz Eugen ein, „zumal er den Prinzen Philipp von Bourbon als rechtmäßigen Erben der Krone Spanien und somit auch Neapels anerkannte."

Die Mäßigung im Tone des Prinzen bleibt dem Legaten nicht verborgen. Als erfahrener Diplomat ein vorzüglicher Seelenkenner, erkennt er, daß der Savoyer auch bei einem Gegner den Mut achtet, und beschließt, dabei zu verharren.

„Es kann," entgegnet er, „Eurer Hoheit unmöglich entgangen sein, daß Seine Heiligkeit es vermied, den Prinzen Philipp mit Neapel zu belehnen. Wies er doch sogar das Anerbieten der bourbonischen Minister ab, ihm die beiden Landschaften der Abruzzen zu überlassen, wenn er den Prinzen als König von Neapel bestätigte. Ist das," fährt er mit leicht

gesteigerter Stimme fort, „Parteinahme für die Franzosen? Hat der Kaiser Grund, sich feindlich gegen den Heiligen Vater zu stellen? — Und wenn er es dennoch tut, will er seine Feindschaft gegen den Papst auch auf dessen unschuldige Untertanen ausdehnen?"

„Der Krieg hat manche Härte," versetzt der Savoyer achselzuckend, „die niemand mehr beklagt als jener, der sie verüben muß."

„Krieg!" ruft der Abbé mit geschicktem Pathos. „Von solchem war bisher noch nicht die Rede. Wenn der Kaiser mit dem päpstlichen Stuhl Krieg führen will, so soll er ihn nach der unter Fürsten hergebrachten Gewohnheit erklären! Auf diesen Fall wird Seine Heiligkeit nicht unterlassen, obgleich gegen die Empfindung seines Herzens, die gehörigen Vorbereitungen zu treffen, um sich seiner vom Himmel erhaltenen Waffen zu bedienen."

Riviera hat kaum die letzten Worte gesprochen, als er sie bereut. Das war ungeschickt! Er sieht das schon aufgehellte Gesicht des Prinzen sich neuerlich verfinstern, sieht den kalten, hochfahrenden Blick, mit dem der schweigsame Graf von Trautmannsdorff ihn mustert. Er will den unklugen Ausdruck mildern, doch ehe er noch zu sprechen beginnen kann, nimmt der Savoyer das Wort.

„Wenn der Heilige Vater," sagt er entschieden, „an die himmlischen Waffen appelliert, so zwingt er uns, — und auch dies sehr wider die Empfindung unserer Herzen — uns desto eifriger der irdischen zu bedienen." Der kalte Ton verweht, zornige Empörung schlägt durch seine Stimme. „Herr Abbé oder Herr Gesandter oder wie ich Sie nennen soll," ruft er, „ich darf von Ihnen und Ihrem Souverän dieselbe Klarheit fordern, die er und Sie von uns verlangen! Entweder ist er unser geistlicher Oberhirt; dann können wir nicht umhin, uns des Wortes unseres Herrn und Erlösers zu erinnern, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; oder er ist ein weltlicher Fürst: dann verteidige er sich, wie es einem

solchen zukommt, und rufe nicht Mächte zuhilfe, die mit dieser seiner Eigenschaft nichts zu tun haben!"

Der Legat hat den Sturm mit niedergeschlagenen Augen, mit ineinandergelegten Händen über sich hinwegbrausen lassen. Nun, da der Prinz verstummt, spricht er mit demütiger Stimme:

„Wenn ich das Unglück hatte, den Unwillen Eurer Hoheit zu erregen, so bitte ich, es mich entgelten zu lassen, nicht aber den Heiligen Vater, dessen Sinnen und Trachten nur auf Frieden und Liebe gerichtet ist." Er verharrt in seiner unterwürfigen Stellung, wartet der nächsten scharfen Worte, die wie ein Pfeilregen auf ihn niederprasseln werden.

Ein Lachen macht ihn aufblicken. Der Prinz hat eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andere auf die Brust gelegt, gibt sich einer ungehemmten Heiterkeit hin, für die Riviera nicht den Grund zu finden vermag.

„Eure Hoheit —" stößt er verwundert hervor.

„Euch Herren ist nicht beizukommen," ruft Prinz Eugen, immer noch lachend. „Erst bringt ihr uns in Harnisch, und wenn wir dann losfahren, entwaffnet ihr uns durch eure alles besiegende Sanftmut. — Nun wohl," fährt er ruhiger fort, „wir wollen aufhören einander zu bedrohen und lieber verhandeln. — Was also verlangt Seine Heiligkeit von mir?"

„Seine Heiligkeit bittet Eure Hoheit, einen modus vivendi zu treffen, der Ihren Wünschen gerecht wird, ohne die Gefühle des Heiligen Vaters zu kränken."

„Mit andern Worten," übersetzt der Prinz stets gleich fröhlich, „ich soll meine Truppen aus Ferrara und Bologna entfernen." Der Legat nickt; Prinz Eugen setzt fort: „Nun wohl, ich bin bereit dazu. Eine gütliche Übereinkunft vorausgesetzt, werde ich nicht zögern, dem Feldmarschall Daun Befehl zu erteilen, das päpstliche Gebiet unverzüglich zu verlassen."

„Seine Heiligkeit wird Eurer Hoheit als getreuestem Sohn der Kirche für diesen Gehorsam den apostolischen Segen

erteilen," versichert der Abbé eifrig, froh des so leicht errungenen Erfolges.

„Ich werde ihn mit gebührender Ehrfurcht entgegennehmen," antwortet Prinz Eugen unbewegter Miene. „Doch muß ich eine Bitte anfügen, deren Erfüllung mir Seine Heiligkeit gewiß nicht verweigern wird."

„Eine Bitte?" Das Gesicht des Abbés wird lang.

„Keine unerfüllbare," wiederholt der Savoyer aufgeräumt, „seien Sie überzeugt davon. Ich will bloß die Verpflegung meiner Soldaten sicherstellen. Versetzen Sie sich doch in deren Lage: gezwungen, Hals über Kopf ihre Quartiere zu räumen, sind sie der Notdurft nicht minder wie den Unbilden der Witterung ausgesetzt. Diese kann Seine Heiligkeit nicht lindern, es sei denn durch Gebete zum Allmächtigen, denen wir uns anschließen wollen; aber jener kann er steuern."

„Eure Hoheit —" stottert der Legat — „die Staaten des Heiligen Stuhles sind verarmt — von allem Nötigen entblößt —"

„Nicht so sehr, hoffe ich," fällt der Prinz liebenswürdig ein, „daß sie nicht gegen Bezahlung eine mäßige Menge Korn für die Menschen, Heu und Hafer für die Pferde und Stroh für beide liefern könnten."

„Ich werde mich beeilen, es Seiner Heiligkeit zu melden," erwidert der Legat zögernd, „und die Antwort —"

„— wird hoffentlich nicht auf sich warten lassen," ergänzt der Savoyer. „Bedenken Sie: je früher sie eintrifft, desto eher werden die päpstlichen Staaten von den Unbilden des Krieges befreit."

„Und wer bürgt dafür, daß diese Räumung in voller Ordnung vor sich geht und dem Lande nicht neue Leiden verursacht?"

„Mein Wort," antwortet der Prinz einfach.

„Das genügt mir, Eure Hoheit." Mit tiefer Verbeugung verläßt der Legat das Zimmer.

„Lieber Prinz," nimmt der Graf Trautmannsdorff, als

sich die Tür hinter Riviera geschlossen hat, das Wort — es ist das erste, das er spricht. — „waren Sie nicht zu nachgiebig?"

„Lieber Graf," entgegnet der Prinz heiter, „ich hätte keine bessere Gelegenheit finden können, meine Truppen durch das päpstliche Gebiet hindurchzuführen. Denn natürlich geht der Angriff gegen Neapel weiter."

„Eure Majestät sollten sich nicht so aufregen."

Der Kaiser schlägt die Mappe — es ist dieselbe, deren Grün er einst so bewunderte, — noch einmal auf den Tisch, dann scheint die Gewalt des Ausbruchs gebrochen. Er lehnt sich zurück, erwidert, noch ganz außer Atem:

„Das sage ich Ihnen, Salm! Das Reich brennt an allen Ecken und Enden, daß man nicht weiß, wo man zu löschen anfangen soll, der Papst zieht ein schiefes Gesicht, das fremde Königlein von Schweden wagt es, sich in unsere Angelegenheiten dreinzumengen, unser aller Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, die Westgrenze zu verteidigen, die Südgrenze zu sichern, das Krebsgeschwür im Osten endlich einmal auszubrennen — und dieser gottvermaledeite Reichstag in Augsburg weiß nichts Besseres zu tun, als Rechtsverwahrungen an mich abzusenden, untersteht sich, mich, den Kaiser zu verweisen, pocht auf papierene Rechte, die in dem allgemeinen Brand nur zu leicht mit zu Asche werden könnten! Und Sie sagen, ich soll mich nicht aufregen!"

„Es wird nichts besser dadurch."

„Nein, aber eine solche Motion reinigt das Geblüt und schafft alles unnütze Zaudern zum Teufel."

„Vorschnell gefaßte Beschlüsse waren noch nie von Nutzen, Eure Majestät."

„Man kann sie revidieren und modifizieren, wenn man ruhigeren Sinnes geworden; aber fassen muß man sie in der ersten Hitze, sonst sind sie dem Teufel zu schlecht."

„Und wozu, wenn ich fragen darf —" der Obersthofmeister lächelt unmerklich — „haben Eure Majestät sich entschlossen?"

„Dreinzufahren und Ordnung zu schaffen im Reich. Lassen Sie mich den elenden Krieg nur erst vom Halse haben, so

sollen Sie sehen, wie ich die verstaubten Perücken ausklopfen werde!"

„Damit freilich hat es noch gute Weile."

„Weil König Ludwig Herr ist in seinem Haus und ich nicht. Sehen Sie, wie er seine Generale auswechselt, wenn sie nichts taugen, indes ich auf den Tod des einen warten muß, um einen andern an seine Stelle setzen zu können. Und auch dann darf ich nicht den erwählen, den ich möchte, sondern muß mich an die Anciennität halten. An dieser Anciennität wird noch das Reich zugrunde gehen!"

„Und an der Religionsspaltung!"

„Ja! Zieht der eine hüh, so zieht der andere hott, nicht weil er glaubt, daß es das einzig richtige sei, sondern um ja kein Titelchen seiner Privilegia aufgeben zu müssen. Gerad' in der Frage des Reichsfeldmarschalls sehen wir es am besten. Alle Welt weiß, daß der Prinz von Savoyen ein militärisches Ingenium ist, dessengleichen seit Väterszeiten nicht dagewesen. Aber weil er zufällig katholisch ist — ich würd' ihn nicht weniger schätzen, wenn er lutherisch oder calvinisch oder weiß Gott was wäre — müssen die protestantischen Stände ihren eigenen Marschall haben."

„Zum Glück gehört der Markgraf von Bayreuth zu den patriotischen Reichsfürsten."

„Sie sagen selbst ‚zum Glück'," bemerkt der Kaiser verdrießlich. „Ebensogut könnte er einer der Selbstsüchtlinge sein, die das Reich gerne zugrunde gehen ließen, wenn sie dabei etliche Fetzen Landes ergatterten. — Ja, Salm, der Markgraf ist ein wackerer Mann; ich kenne ihn; aber er ist alt und schwach und des Kriegsdienstes nicht mehr gewohnt. Wie soll er da gegen die Franzosen was ausrichten und den Krieg so führen, daß nicht die Reichsländer die Kosten bezahlen?"

Fürst Salm antwortet nicht. Der Kaiser setzt verbissen fort:

„Obgleich ich den Ländern, wenn es auf sie allein ankäme, den Braten herzlich gern vergönnte. Sie sind um nichts besser als die Fürsten: keiner denkt ans Ganze, jeder sucht kurzsichtig

seinen eigenen Vorteil. Das Geheimnis von Ludwigs Friedensantrag ist durchgesickert; aber weit entfernt davon, es als das zu erkennen, was es ist, als einen Versuch mich hinzuhalten, haben einzelne Kreise es ernst genommen und — überhaupt keine Mannschaften ins Feld geschickt, um sich die Kosten des Hin- und Rückmarsches zu ersparen. Dergestalt sind unsere Linien kaum erst besetzt, indes der Feind sein Heer über den Winter beisammenhielt und überdies noch ansehnlich vermehrte."

„Er wird es brauchen, wenn der Vorstoß wider Toulon gelingt."

„Sie sagen das wie einen Trost, an den Sie selbst nicht glauben, lieber Salm. Ich glaube auch nicht daran. Die Berichte des Prinzen sind zu eindeutig. Um meinen hochzuverehrenden Verbündeten gefällig zu sein, muß ich meinen besten General und meine besten Truppen an eine Sache setzen, die ich von vornherein verloren gebe. Das nennt man Politik!"

Salm schweigt. Es ist ein beredtes Schweigen, das die Meinung des jungen Kaisers bestätigt. Der starrt auf ein Ornament des Mappenumschlages, spricht dann weiter:

„Nun werden es bald zwei Jahre, daß ich Kaiser bin. Jeder ehrliche Richter wird zugeben, daß ich mein Amt nicht leicht genommen habe. Selbst wo ich schweigend zu dulden schien, blieb ich nicht untätig: ich suchte die Natur der Dinge zu erforschen, um eingreifen zu können, wenn es an der Zeit wäre. Kommen Sie näher, Salm. Ich will Ihnen das Ergebnis meines Forschens anvertrauen. Noch näher: es ist ein Geheimnis." Er zieht den Obersthofmeister am Rockaufschlag zu sich nieder, sagt plötzlich laut: „Das Reich ist tot!"

Salm fährt zurück, starrt den Kaiser erschrocken an. Der winkt ihn wieder zu sich, fährt fort, nun in raunendem Tone, daß der Fürst sich anstrengen muß, das kaum hörbare Flüstern zu verstehen:

„Tot ... Es hat den Bissen nicht vertragen, den ihm meine wahnsinnige Ur-Ur-Ur-Urgroßmutter einbrachte: Spanien. Es ist wider die Natur, daß in einem Reiche die Sonne nicht untergeht. Daran ist es gestorben ..." Seine Stimme verlischt in einem Hauch.

Der Fürst steht unbeweglich in niedergebeugter Haltung, zu der ihn die zerrende Hand des Kaisers zwingt, lauscht immer noch der verklungenen Stimme nach. Sein Gehirn durchfährt der Gedanke, ob die wahnsinnige Ahne in ihrem Enkel nicht zu neuem Leben erwacht sei.

Als hätte Joseph diesen Gedanken erraten, läßt er den Fürsten jählings los, wirft den Kopf zurück, schnippt mit den Fingern.

„Sie irren, Salm," sagt er im natürlichsten Tone der Welt. „Ich bin so vernünftig wie irgendeiner, wenngleich einem solche Erkenntnis wohl den Verstand nehmen könnte. Und wenn ich das Reich tot nenne," setzt er fort, „so meine ich nicht, daß es sich heute oder morgen auflösen müsse, ob seine Fürsten gleich alles Ersinnliche tun, dieses Ziel zu erreichen. Aber es fehlt ihm der — der Odem Gottes, der es aus seiner Starre aufjagte und wirken ließe. Als Kind sah ich einmal einen Wagen umstürzen; er lag schon lange auf der Seite, da drehte sich ein Rad in der Luft immer noch. An dieses Rad muß ich denken, so oft ich über das Reich nachsinne."

„Gestatten mir Eure Majestät eine Frage?"

„Sprechen Sie, Salm!"

„Seit wann sind Sie zu dieser Erkenntnis gelangt?"

„Wie —? Ach, Sie meinen, das, was ich eben geäußert habe, sei der Ausfluß schlechter Laune angesichts der Schwierigkeiten, die sich vor mir auftürmen? Nein, Sie, gerade Sie als mein einstiger Erzieher sollten mich besser kennen. Und sollten auch wissen, daß ich diese Schwierigkeiten besser meistere als zu Beginn meiner Regierung. Das Uhrwerk läuft, Salm. Aber wenn ich den Pendel loslasse, ihn nicht

selber schwinge, von rechts nach links und von links nach rechts, unaufhörlich, dann bleibt alles stehen. Ich weiß es, seit das Wissen um Frankreichs zunehmende Schwäche das Reich nicht zur größten Kraftanstrengung, sondern zu mattherziger Trägheit führte, seit Religionsstreitigkeiten ihren Hilfeschrei über die Grenzen nicht minder sandten als die Gier nach Vorteilen, die unsere Fürsten beherrscht, seit allüberall im Reiche die leere, erstarrte Form wichtiger wurde als der Inhalt, das einige, starke Reich."

„Wenn Eure Majestät so denken, — und ich kann nicht leugnen, daß Ihre Beobachtungen nicht zu entkräften sind — warum nehmen Sie die Mühe auf sich? Warum werden Sie nicht müde, den Pendel des verdorbenen Uhrwerkes zu schwingen, warum verwenden Sie alle Kraft darauf, einem Leichnam Scheinleben einzuhauchen?"

„Wie sollte ich von mir nicht fordern müssen, was ich vom letzten meiner Soldaten verlange? Eine Schildwache, die eigenmächtig den ihr anvertrauten Posten verläßt, wird nach Fug und Recht als Deserteur füsiliert." Er blickt den Fürsten mit blitzenden Augen an. „Der Kaiser Josephus ist kein Deserteur, Salm!"

„So wollen Eure Majestät die unfruchtbare Last tragen, bis —"

„Nein, Salm, so ist es wieder nicht. Sonst gäbe es genug Wege, ein rasches Ende zu bereiten, das immer noch einem langsamen Verwesen vorzuziehen wäre. Es muß etwas geben, das neu belebt, was tot ist, das neuen Inhalt schafft, da der alte verloren ging. Dafür bin ich tätig."

„Was sollte das sein?" fragt der Fürst mit müder Skepsis.

„Wüßte ich, was, so wäre mir leichter ums Herz. Aber es wird sein, das ist meine feste Hoffnung. Und ich fühle mich jung und kräftig genug, seinem Keim, wenn er da ist, zum Durchbruch zu verhelfen. — Inzwischen," kehrt er zum Ausgangspunkt ihres Gesprächs zurück, jener Beschwerde des Reichstages, die seinen Zornanfall ausgelöst hatte,

„wollen wir für den Tag wirken und die Prügel, die Unvernunft und Engstirnigkeit uns zwischen die Beine werfen, aufklauben, um den Störenfrieden den Rücken damit zu gerben." Er schlägt die Mappe auf, mustert das Dokument, das seinen Unwillen erregt hatte. „Die Herren," sagt er mit ruhiger Sammlung, „äußern Bedenklichkeiten über meine Anweisung, an der Wurzel des Übels, im Kammergericht Ordnung zu schaffen. Hören Sie einmal, Salm." Er liest laut: „Der Reichstag behauptet mit Seiner Majestät, es sei billig, die Kammer zum schuldigen Gehorsam gegen das oberste Haupt und das Reich anzuweisen: man muß ihr jedoch den ungehinderten Lauf in Beförderung der Gerechtigkeit lassen." Er lacht spöttisch. „Hören Sie? Seit Jahr und Tag verliert sich die Kammer in unfruchtbaren Zänkereien ihrer Mitglieder; wenn ich aber von ihr verlange, sie solle endlich wieder arbeiten, beschwert sich der Reichstag, ich hindere sie an der Beförderung der Gerechtigkeit! Die Herren sollen erfahren, was Gerechtigkeit ist! Ich gebe dem Reichstag sechs Monate Zeit, die Untersuchung zu führen. Sollte er bis dahin zu keinem Schluß gekommen sein, so werde ich aus eigener Machtvollkommenheit verfahren."

Beinahe hätte sich der Kurfürst von Hannover verschluckt; er kann gerade noch den Mundvoll Schokolade in die Tasse zurücksprudeln, die er dann eilig niedersetzt.

„Sagte der Savoyer?"

„Wie ich Kurfürstlichen Gnaden berichte," beteuert schmunzelnd der kaiserliche Abgesandte, der dicke Graf Wratislaw. „Auf die Vorstellung des päpstlichen Hofes erklärte der Prinz, über die Marschrichtung sei nichts vereinbart worden, und hieß den Grafen Daun weitermarschieren."

Der Kurfürst muß so lachen, daß er sich im Sessel zurückwirft und sich mit den Händen auf die Schenkel schlägt.

„Fuchs und Löwe in einem! Ich sagte es ja stets!"

„Noch mehr," fährt der Graf in seinem Bericht fort. „Als der Fürst von Atri den Unsern in den Abruzzen die Straße verlegte, bog Daun ab und marschierte geradenwegs gegen Rom."

Der Kurfürst unterbricht sein Lachen, rollt kugelige Augen.

„Nein!"

„Gegen Rom," wiederholt bekräftigend der Gesandte. „Und hielt in seinem Marsche erst inne, als er zu Tivoli eintraf, wo er sein Lager aufschlug."

„Was sagte denn da der Papst dazu?"

„Zuvörderst nichts. Desto mehr aber seine Kardinäle. Daß Dauns Aktion zu bekämpfen sei, darüber waren sich die meisten einig. Aber indes die einen an die irdischen Waffen appellierten, suchten die andern ihr Heil in den geistigen und forderten allen Ernstes, der Heilige Vater möge den Kaiser und seine Feldherren in den Bann tun."

„Wie ich den Kaiser kenne, hätte ihn das nicht sehr geniert,"

bemerkt der Kurfürst, der sein Frühstück wieder aufgenommen hat, mit vollen Backen.

„Das dachten sich auch die wenigen Besonnenen und schließlich auch der Heilige Vater, zumal er fürchten mußte, seine Residenz an unsere Truppen zu verlieren."

„Nahm denn Ihr Marschall eine drohende Haltung ein?"

„Im Gegenteil, er erwies sich so artig, daß nach dem ersten Schrecken eine wahre Völkerwanderung aus Rom ins deutsche Lager einsetzte. Erst kamen einzelne besonders Neugierige, dann, als sie ohne abgerissene Köpfe heimkehrten, wahre Massen. Sie wurden aufs beste aufgenommen und bewirtet und schieden entzückt, um anderntags wiederzukehren. Die Männer fanden Gelegenheit, mit den Generalen und Obersten vernünftige Gespräche zu führen, die Damen ließen sich von den jungen Leutnants den Hof machen, und die Kinder waren von den Soldaten, deren Waffen sie anfassen, auf deren Pferden sie reiten durften, überhaupt nicht mehr wegzubringen."

„Also kam alles zu einem guten Ende?"

„Zum allerbesten. Der Papst willigte sogar ein, den Grafen Daun und seine Offiziere in einem besondern Gehör zu empfangen. Aus Achtung vor dem Souverän des Kirchenstaates, der zugleich ihr höchster geistlicher war, ließen sie sich von einer Schwadron ausgesuchter Kürassiere begleiten."

„Aus Achtung," lacht der Kurfürst augenzwinkernd.

„Das zusammenlaufende Volk zumindest verstand es so und jubelte seinen neuen Freunden zu. Nur der französische Kardinal La Tremouille verrammelte sich aus überflüssiger Angst vor einem Überfall in seinem Palast."

„Von den Franzosen," unterbricht ihn der Kurfürst mit gerunzelter Stirn, „schweigen Sie besser still. Wir werden heute von ihnen noch mehr hören, als uns lieb ist. Erzählen Sie lieber von der Audienz. Was machte der Papst für ein Gesicht, da das Kriegsvolk zum Audienzsaal hereinpolterte?"

„Ein möglichst süßes, Kurfürstliche Gnaden. Ihr Ansuchen

um den Durchzug durch die Campagna, der Form halber noch nachträglich gestellt, wurde gütig bewilligt, nur ihr zweites, um den Durchmarsch durch Rom selbst, abgeschlagen."

„Der Papst fürchtete wohl, der Durchmarsch könnte auf dem Petersplatz zuende sein."

„Jedenfalls sparte er nicht Zeit noch Kosten und ließ bei Monte Rotondo eilig eine Brücke schlagen, einzig und allein, damit das Heer davon Gebrauch mache."

„Da zog denn Daun ab?"

„Unverzüglich, zumal es ihm nur darum ging, die Befehle des Prinzen auszuführen."

Der Kurfürst hat sein Frühstück beendet, schiebt die Tasse zurück, wischt sich mit dem Mundtuch Lippen und Hände, befiehlt dem aufwartenden Diener kurz:

„Vorfahren! — Und weiter?" kehrt er sich wieder zum Grafen Wratislaw. „Sind Sie mit Ihrer Erzählung bald zuende? Wir haben noch einen Henkersdienst vor uns. Ich möchte ihn eilig erledigt wissen."

„Ich bin gleich fertig," versichert der Graf. „Den Schluß erzähle ich Ihnen auf der Fahrt zum Markgrafen." Er erhebt sich, folgt dem voranschreitenden Kurfürsten.

Erst da sie nebeneinander in der Karosse sitzen, fährt er in seinem Bericht fort:

„Es ist wirklich nicht mehr viel zu erzählen, Kurfürstliche Gnaden. Der Marsch gegen Neapel war ein einziger Triumphzug. Nachdem Capua gefallen war — es kostete nicht viel Mühe, die Festung war so verfallen, daß keine einzige Kanone ohne Lebensgefahr für die Bedienung abgefeuert werden konnte — nach diesem, sage ich, gab es nur eitel Jubel und Gloria. In den Kirchen ward das Tedeum angestimmt, die Landleute säumten die Straße und beschenkten unsere Soldaten mit Blumen und Erfrischungen, vor Neapel selbst wurden die Unsern von einem feierlichen Zug empfangen, dessen Anführer, Reichswappen und Bilder des Kaisers Joseph und des Königs Karl in Händen, dem Grafen Daun die Stadt in aller Form

übergaben. Ich glaube, die einzige Gelegenheit für unsere Soldaten, von ihren Musketen Gebrauch zu machen, war die Salve, die sie anläßlich des Hochamts in der Januariuskirche zu Neapel in die Luft feuerten."

„Und die Besatzung?"

„War zu schwach, um Widerstand zu leisten. Binnen wenigen Tagen fielen die drei Kastelle der Stadt, dann die Stadt Pescara, wohin sich der Prinz von Atri geworfen hatte, und schließlich auch das starke Gaëta, der letzte Zufluchtsort des spanischen Vizekönigs, der einzige Platz, der sich ernsthaft zur Wehr setzte."

Der Kurfürst hat aufmerksam zugehört, sagt nun seufzend: „Ihr Daun ist ein glücklicher Mann. Wollte Gott, vom Rhein wären nur halb so gute Nachrichten gekommen, es würde uns eine Stunde ersparen, die ich lieber schon hinter mir hätte. Der Kaiser war wohl sehr aufgebracht über die Niederlage der rheinischen Armee?"

„Keiner hat ihn noch so gesehen. Er raste vor Zorn und wollte alle Schuldigen, ohne Ansehen der Person, vor's Kriegsgericht stellen lassen."

„Da hätte er viel zu tun gehabt! Der Markgraf war nicht der einzig Schuldige."

„Nein," versetzt Graf Wratislaw trocken. „Auch der Kurfürst von Sachsen, der sich für seine sechstausend Reiter Brotgeld zahlen lassen wollte, die Kreise, die es versäumten, ihre Truppen zu schicken, die Länder, die sich weigerten, pflichtgemäße Zahlungen zu leisten —"

„Hören Sie auf, mein Bester," unterbricht ihn der Kurfürst. „Sie werden mit der Aufzählung bis morgen früh nicht fertig. Zudem sind wir angelangt." Er steigt steifbeinig aus der Karosse, die vor einem Bürgerhause angehalten hat, und betritt dieses, gefolgt vom kaiserlichen Gesandten.

Der Markgraf von Bayreuth, dem sie wenige Minuten später gegenüberstehen, ist ein Bild des Jammers. Sein militärischer Mißerfolg hat ihn gebrochen. Mit zitternden

Händen, Tränen in den Augen, empfängt er seine Besucher, bittet sie mit der Demut äußerster Selbsterniedrigung, Platz zu nehmen.

Der Kurfürst zeigt einige Verlegenheit: er sieht im Markgrafen den Standesgenossen, den kränken zu müssen ihn selbst schmerzt; hingegen hat Graf Wratislaw alle Behaglichkeit verloren, tritt, ganz kaiserlicher Gesandter, mit einer eisigen Höflichkeit auf, die mehr verletzt, als schroffe Härte es vermöchte.

Er ist es auch, der das Wort nimmt, da der Kurfürst vergeblich nach einem Beginn sucht. Er öffnet das zierliche Portefeuille, das er auf den Knien hält, ordnet die Papiere, die er ihm entnommen hat, beginnt frostig, unpersönlich:

„Erlaucht, unser Besuch gilt der Bereinigung der unglücklichen Affären, deren Opfer im heurigen Sommer die Rheinarmee wurde. Ich darf wohl nicht verhehlen, daß die schweren Schläge, die das von Ihnen kommandierte Heer erlitten hat, um so schwerer wiegen, als deren Grund offensichtlich in einer mangelhaften Vorsorge zu suchen ist."

„Die Niederlage meiner Truppen —" setzt der Markgraf mit einer Stimme an, die ihm kaum gehorcht.

„Sie hielten die Stollenhofener Linien", unterbricht ihn Wratislaw, „die für uneinnehmbar galten. Sie hatten genügend Zeit, sich auf einen etwaigen Angriff des Feindes vorzubereiten; Sie wurden sogar auf Ihr Verlangen durch kaiserliche Truppen verstärkt; dennoch gelang es dem Marschall Villars, Sie fast ohne Kampf so weit zurückzudrängen, daß Sie erst in wesentlich ungünstigerem Terrain sich setzen konnten, es gelang ihm, tief in deutsches Land einzudringen, es zu brandschatzen und auszuplündern und einen Schaden zu verursachen, der in Jahrzehnten nicht wieder gutzumachen. Wollen Erlaucht uns erklären, wie dies möglich war, wie trotz allen Bemühungen des Reichs, trotz Ihrer Kenntnis von Villars Absichten dieser völlige Zusammenbruch erfolgen konnte."

Der Markgraf hat die Rede des Grafen gesenkten Hauptes über sich ergehen lassen; bei den letzten Worten aber hebt er den Kopf, fragt zänkisch:

„Habe ich mich zu rechtfertigen?"

„Seine Majestät," erwidert Wratislaw, „wählte aus sonderlicher Gnade diese milde Form, um einen Reichsfürsten nicht einer härteren aussetzen zu müssen."

Der Kurfürst, den der ganze Vorgang unendlich peinlich berührt, ist froh, daß Wratislaw die Leitung der Verhandlungen an sich genommen hat. So begnügt er sich mit einem stummen Nicken, entschlossen, auch weiterhin den Mund nicht aufzumachen.

„So lassen Sie mich Ihnen sagen," setzt der Markgraf in seinem vorigen zänkischen Tone fort, „daß meine Schuld an diesem Zusammenbruch, wie Sie es zu nennen belieben, im Wesentlichen darin besteht, daß ich Kaiser und Reich zu sehr vertraute. Die Linien waren einst sehr stark; heute sind sie in großen Teilen verfallen, und für die Ausbesserung war kein Geld vorhanden; meine Vorbereitungen waren durch denselben Mangel gehemmt, um nicht zu sagen, von Anbeginn vernichtet; ich schrieb Brief über Brief, bat, forderte, drohte — umsonst: zu Beginn der Kampagne lagen in den Linien achttausend Mann, und meine Truppen beschränkten sich auf die schwachen Kontingente der nächstgelegenen vier Kreise."

„Und die kaiserliche Hilfe?"

„Belief sich auf ganze drei Regimenter," greint der Markgraf. „Und Villars hatte über sechzig Bataillone, über hundert Schwadronen und zahlreiches Geschütz bei sich."

„Dennoch," beharrt Wratislaw, „hätten Sie ihn zumindest aufhalten, ihm schwere Kämpfe liefern können. Aber wie durch sicheres Zeugnis festgestellt, kostete den Marschall die Ersteigung der Linien nicht einen Mann. Nicht einen einzigen Mann," wiederholt er, jedes Wort betonend.

Der Markgraf senkt wieder den Kopf.

„Ich ließ mich täuschen," murmelt er, in seine Niedergeschlagenheit zurückfallend. „Villars gab zu Straßburg Bälle und Feste und ließ verlauten, er wolle erst ins Feld ziehen, wenn die Pferde Gras auf den Wiesen fänden."

„Erlaucht," bemerkt Wratislaw kalt, „als im Vorjahre General von Reventlau das Opfer einer ähnlichen Täuschung durch Vendome wurde, waren Sie einer der lautesten Rufer nach dem Kriegsgericht. — Doch weiter!" stößt er unbarmherzig nach. „Als der Rhein durch Villars bei Kehl, durch Vieuxpont und Lee —" er zieht seine Papiere zurate — „bei der Dalhuuder Insel überschritten, die Linien bei Seltingen, Neuenburg, Offenburg erstiegen und durchbrochen waren — stellten Sie sich wenigstens da zum Kampfe? Nein! Sie zogen sich eilig nach —" wieder liest er in seinen Papieren — „Ettlingen, dann nach Pforzheim zurück —"

„Ich hatte Sorge, abgeschnitten zu werden," mault der Markgraf in erneutem Greisentrotz.

„Eine Erkundigung um die Stärke des Feindes hätte Ihnen diese Sorge genommen; Sie waren durch zwei weitere kaiserliche Regimenter unter dem General Heister verstärkt; der Herzog von Württemberg und der Erbprinz von Durlach wollten die Franzosen erwarten und sich mit ihnen schlagen; aber Sie befahlen den weitern Rückzug nach Vaihingen, Schorndorf, Gmünd —"

„Da schon die Linien verloren waren, wollte ich dem Kaiser die Armee retten."

„Welche Armee meinen Sie? Doch nicht den unbrauchbaren, jeder soldatischen Ordnung baren, wirren Haufen, der sich endlich zu Ellwangen zusammenfand?"

„Dieser wirre Haufen," wendet der Markgraf aufgebracht ein, „zwang die Franzosen wieder zum Rückzug."

„Ja, nachdem ein kaiserlicher Befehl Sie zum Vormarsch gezwungen und Männer wie Heister und Thüngen wieder Zucht und Ordnung in Ihre Truppen gebracht hatten. Gerade dieser Vormarsch beweist, wie leicht es Ihnen

gewesen wäre, die erlittenen Schläge zu vermeiden und das unglückliche Schwaben und Württemberg vor Mord und Brand und Plünderung zu schützen."

„Es war nicht so arg," stammelt der Markgraf wider besseres Wissen.

Der kaiserliche Gesandte sucht in seinen Papieren, zieht eine Liste hervor, hält sie dem Markgrafen wie eine feindliche Fahne entgegen.

„Nicht so arg?" ruft er. „Hören Sie einige Daten!" Er beginnt abzulesen: „Durlach zahlt eine Kontribution von zweihundertausend Livres, Baden-Baden dreihunderttausend; das kleine Blaubeuren zwölftausend Gulden, das Kloster Ehingen neunzigtausend; das Kloster Wiblingen wurde, weil es nicht zahlen konnte, eingeäschert. Bis Gmünd kam der Marschall, seine äußersten Abteilungen bis Ulm. Nicht so arg, sagen Sie? Ganz Schwaben und Württemberg sind verwüstet, alle Städte und Dörfer ruiniert und zum Teil verbrannt, das Land ist eine einzige offene Wunde! Und was das Ärgste ist: das Vertrauen in die Kraft des Reiches ist verschwunden, die kaiserliche Armee ein Kinderspott, das Schwert zerbrochen, das den Erbfeind abhalten sollte. Das ist Ihr Werk, Erlaucht!"

Der Markgraf ist unter den hageldicht niederprasselnden Vorwürfen in sich zusammengesunken. Seine tränenerfüllten Augen stieren zu Boden, die Brust hebt und senkt sich mühsam unter qualvollem Stöhnen.

Der Kurfürst von Hannover wird angesichts dieses Jammers von Mitleid erfaßt, sucht nach einem tröstenden Wort. Doch ehe er es gefunden hat, spricht der kaiserliche Gesandte unbarmherzig weiter:

„Aus sonderlicher Gnade, sagte ich, sieht Seine Majestät von schwerer Ahndung ab. Es ist der Wille meines gnädigsten Herrn, daß Euer Erlaucht ungekränkt bleiben. Er beschränkt sich auf den Auftrag an Sie, unverzüglich das Kommando über die Reichstruppen Seiner Durchlaucht,

dem hier anwesenden Kurfürsten von Hannover zu übergeben."

Weit entfernt davon, die Gnade des Kaisers dankbar anzuerkennen, weckt das Ansinnen die Erbitterung des Markgrafen. Er fährt auf, die eben noch nassen Augen funkeln böse, die Hände öffnen und schließen sich, als wollten sie einem Feind an die Gurgel fahren.

„Das ist ungerecht!" kreischt er. „Erst ließ man mich in der Patsche sitzen, und nun möchte man mich zum Sündenbock machen! Ich —"

„Widrigenfalls," fährt Wratislaw unbewegt fort, „ist wider den Markgrafen von Bayreuth nach den Reichsgesetzen zu verfahren."

Das ist der Todesstoß. Der Markgraf fällt wieder in sich zusammen, birgt das Gesicht in den Händen. Stille. Dann sieht er auf, richtet die erloschenen Augen auf den kaiserlichen Gesandten, sagt tonlos:

„Seiner Majestät Wille ist mir Befehl."

Dem Kriegsrat ist nur Admiral Shovel, der Kommandant der alliierten Flotte, beigezogen worden. Über ausdrückliches Verlangen des Prinzen Eugen wurde die Teilnahme für alle übrigen Generale gesperrt. Zu oft, meint der Prinz, sei durch unzeitiges Reden dem Feind vorzeitig Nachricht und dadurch Gelegenheit gegeben worden, wirksame Gegenmaßnahmen zu treffen.

Nur ungern hat Herzog Viktor Amadeus der Forderung seines Vetters nachgegeben. Er hatte wiederholt Gelegenheit sich zu überzeugen, daß der Prinz sich dort, wo er Fehler auszustellen hat, kein Blatt vor den Mund nimmt und ohne Ansehen der Person loswettert, und ihm bangt davor, einen dieser Stürme über sich niedergehen lassen zu sollen.

Doch des Prinzen Gesicht zeigt weder einen Ausdruck der Empörung noch selbst einen der Mißbilligung. Es ist eher etwas darin wie die müde Befriedigung eines Mannes, der seine schlimmen Erwartungen vollauf erfüllt sieht und nicht ohne leise Schadenfreude die Folgen des unüberlegten Handelns der andern betrachtet. Er ist auch, ganz entgegen seiner sonstigen Art, gar nicht bemüht, das Gespräch in Gang zu bringen, sitzt gelassen da, bequem, fast träge in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, und spielt mit den Fransen seiner Feldbinde.

Admiral Shovel ist es schließlich, der die Beratung eröffnet.

„Meine Herren," sagt er in seiner kurzen, abgehackten Weise, „Sie haben meine Anwesenheit gewünscht, um mir über den Fortgang der Operationen Mitteilungen zu machen. Ich bitte Sie, es zu tun, denn ich muß zu meinen Schiffen zurück."

Prinz Eugen wirft einen schläfrigen Blick zu ihm hinüber.

„Seiner Hoheit, dem Herzog," bemerkt er mit schleppender

Stimme, „wird es gewiß ein Vergnügen sein, Ihren Wunsch zu erfüllen. — Auch ich," setzt er etwas boshaft hinzu, „bin gespannt, Seiner Hoheit Meinung zu vernehmen."

Herzog Viktor Amadeus macht eine verlegene Bewegung.

„Lieber Vetter," läßt er sich stockend vernehmen, „ich wollte Ihnen als kaiserlichem Generalissimus nicht vorgreifen —"

„Nein, nein," wehrt der Prinz mit ironischer Bescheidenheit ab, „Sie sind der Führer des Zuges, es ist an Ihnen, uns unsere Richtlinien zu erteilen."

Immer noch windet sich der Herzog.

„Sie sind so gut Führer wie ich, lieber Vetter."

Etwas wie ein Aufblitzen geht durch die verschleierten Augen Prinz Eugens.

„Diese Ehre muß ich ablehnen," gibt er mit kühler Festigkeit zurück. „Ich wollte durch die Dauphiné vorrücken, um mich im Herzen Frankreichs mit Marlborough zu vereinigen. Der Plan, vor Toulon zu marschieren, war der Ihre und der —" er verbeugt sich mit spöttischer Höflichkeit gegen den Admiral — „unserer Alliierten. Ich habe mit ihm nichts zu schaffen."

„Der Besitz von Toulon ist wichtig," wirft Shovel kurz, fast barsch ein.

„Ja, für die Engländer," erwidert der Prinz trocken.

Der Admiral wird rot vor unterdrücktem Zorn, schweigt aber. Der Prinz wendet sich wieder zum Herzog, fährt mit seinem versteckten Spotte fort:

„Nun, lieber Vetter, ich habe, Ihrem Wunsche gehorchend, die Truppen vor Toulon geführt. Was soll nun geschehen?"

„Sie haben mehr getan," bemerkt der Herzog in schmeichlerischem Tone, „Ihrer Umsicht allein ist es zu danken, daß die Forts St. Louis und St. Margaretha erobert, daß der so überaus wichtige Mont de Ste. Cathérine erstürmt wurde —"

„Ach, mein Bester," widerspricht der Prinz kopfschüttelnd, „was nützt uns das, da es uns nicht gelungen ist, Toulon weder zu Lande noch zur See abzuschließen?"

„Die Flotte hat ihr Möglichstes getan," verteidigt sich der Admiral ärgerlich. „Unser erstes Bombardement hat verschiedene Schiffe versenkt."

„Die so geschickt aufgestellt waren," gibt der Prinz zurück, „daß es den Franzosen gelungen ist, die Hafeneinfahrt zu sperren. Wahrhaftig, meinen Glückwunsch zu diesem Erfolg, Herr Admiral!"

Abermals weiß Shovel nichts zu erwidern. Als erfahrener Seemann muß er zugeben, daß der Prinz recht hat. Der Herzog beeilt sich, ihm zuhilfe zu kommen. Da er sieht, daß Prinz Eugen durch Schmeichelei nicht zu gewinnen ist, gibt er sich keine Mühe mehr, seinen Mißmut zu verbergen, stößt wütend hervor:

„Wir hätten eben das glücklich begonnene Werk mit Eifer fortsetzen müssen, dann war Toulon vielleicht schon unser."

„Was nennen Sie ein glücklich begonnenes Werk?" forscht der unabweisliche Spötter. „Den mißlungenen Versuch, Toulon zu überrumpeln? Dann hätten wir schneller sein müssen. Eine tägliche Marschleistung von drei Stunden, wie sie Ihre Truppen, lieber Vetter, auszeichnet, ist nicht geeignet, dem Feinde zuvorzukommen. Ihr vor allem haben wir es zu danken, wenn die Franzosen so viele Truppen in und um Toulon versammeln konnten, daß wir heute einer Übermacht gegenüberstehen."

„Und Ihrer Diversion gegen Neapel," versetzt der Herzog giftig, „durch die ein Teil Ihrer Armee dem Zuge gegen Toulon fernbleibt."

„Ganze fünftausend Mann," bemerkt der Prinz gleichmütig. „Sie hätten das Kraut auch nicht fett gemacht, wie die Wiener zu sagen pflegen." Der spöttelnde Ton verschwindet aus seiner Stimme, er faßt den Herzog scharf ins Auge. „Machen wir uns die Lage klar," sagt er kalt, hart. „Wir stehen mit etwa dreißigtausend Mann vor Toulon. Eine Belagerung ist zu gewagt, denn der Feind hat etwa sechzig Bataillone in der Stadt stehen; seine Vorräte reichen auf

Jahre aus; von allen Seiten marschiert Sukkurs heran: Medavi aus Italien, Truppen von Villars aus der Rheingegend, von Berwick aus Spanien; eine Forcierung der Stadt durch die Flotte ist unmöglich, da versenkte Schiffe die Hafeneinfahrt sperren. Was ist da zu unternehmen?"

„Man muß den Feind zum Schlagen zwingen," erwidert der Herzog mit erzwungenem Nachdruck, der seine innere Unsicherheit verbergen soll.

„Unter den Kanonen der Stadt?" fragt der Prinz mit unverhohlener Ironie. „Mit dreißigtausend gegen vierzigtausend? Und im Rücken bedroht von den anmarschierenden Hilfskorps?"

„Und unsere Reiterei?" gibt der Herzog zu bedenken.

„Wenn Sie unsere Reiterei in diesem Gelände zu ihrer vollen Wirkung kommen lassen können, sind Sie ein General, vor dem ich mich in Ehrfurcht neige."

„Ich werde die Stadt bombardieren," schlägt Shovel vor.

„Sie werden damit nur unsern Namen verhaßt und verächtlich machen, ohne dem Feinde irgendeinen Schaden zuzufügen." Er will weitersprechen, als plötzlich von draußen schwere Kanonenschläge aufdröhnen, gefolgt von fernem heftigen Musketenfeuer. Sogleich darauf stürzt ein Offizier ins Zelt, schreit blaß vor Erregung:

„Meldung vom Prinzen von Gotha: Der Feind greift in drei Kolonnen den Mont de Ste. Cathérine an. Der Prinz bittet um Unterstützung."

Prinz Eugen hört den Schluß der Meldung nicht mehr: noch ehe der Offizier zuende gesprochen hat, ist er hinausgeeilt.

Es ist deutlich zu sehen: die Hänge des Berges sind bedeckt mit feindlichen Sturmkolonnen, die sich mit rasender Schnelligkeit hinaufarbeiten. Die Kanonen in den Werken feuern aus allen Schlünden, aber das vermag die Angreifer nicht aufzuhalten, die, jeden Strauch, jede Bodenfalte benützend, aufwärtsklimmen.

Der Offizier, der die Meldung brachte, eilt am Prinzen vorbei, gleich darauf treten der Herzog von Savoyen und der Admiral Shovel aus dem Zelt. Der Admiral sieht mit der verständnislosen Aufmerksamkeit des Seemannes, dem Landmanöver fremd sind, dem eindrucksvollen militärischen Schauspiele zu, der Herzog starrt verstört und hilfesuchend den Prinzen an, als könne von diesem allein noch Rat und Beistand kommen.

„Was haben Sie veranlaßt? fragt der Prinz.

„Ich habe der Besatzung auf dem Mont de Ste. Cathérine vier Bataillons zuhilfe geschickt," erwidert der Herzog zähneklappernd.

„Wie stark ist die Besatzung?"

Der Herzog antwortet nicht, sieht fragend um sich. An seiner statt läßt sich einer der hohen Offiziere vernehmen, die zu der Gruppe der drei Oberbefehlshaber getreten sind.

„Etwa tausend Mann," sagt er.

„Lassen Sie Alarm blasen," befiehlt der Prinz, wendet sich wieder zum Herzog. „Die Besatzung ist verloren," schließt er kurz.

„Ver — loren — —?" stottert der Herzog.

„Verloren," bekräftigt Prinz Eugen, ohne den Blick von dem Unglücksberg abzuwenden. „Der Prinz von Gotha täte am besten daran, den Platz zu räumen."

Die Kolonnen haben, wie um seine Worte zu bekräftigen, trotz des verzweifelten Feuerns aus den Verschanzungen die Höhe des Berges erklommen, zwei von ihnen dringen sogleich in die Stellung ein, nur die dritte, am rechten Flügel, wo der Abhang sanft herabfällt, begegnet heftigen Widerstand. Prinz Eugen hat es sogleich erspäht.

„Wer steht dort?" fragt er.

„Preußische Truppen," erwidert derselbe General, der die vorige Frage des Marschalls beantwortete. Dieser heftet den Blick auf ihn.

„Konnte mir's denken," sagt er kurz. „Prinz von Hessen,

Sie werden gewiß bereit sein, den Tapfern zuhilfe zu kommen. Nehmen Sie zwei Dragonerregimenter und fallen Sie den Angreifern in den Rücken." Er wirft einen raschen Seitenblick auf den Herzog von Savoyen, der seine Fassung immer noch nicht erlangt hat. „So verwendet man Kavallerie," setzt er spöttisch hinzu.

Der Herzog antwortet nicht, sieht schlotternd, stieren Auges nach den von ihm abgesandten vier Bataillonen, die, zu spät gekommen, in der Masse der Feinde verschwinden, im Nu in Unordnung geraten, wieder auftauchen und, weit entfernt davon, irgendeine Hilfe bringen zu können, alle Hände voll zu tun haben, um sich der feindlichen Übermacht zu erwehren.

„Es steht schlecht, nicht wahr?" fragt der Admiral sachlich.

„Elend," erwidert Prinz Eugen ebenso. „Die Verschanzungen auf dem Berge sind fortab für uns wertlos. Da, sehen Sie!" Von der Höhe des Berges erklingen Sprengschläge, Balken und Erde fliegen durch die Luft. Der Prinz fährt fort, so gelassen, als betrachte er eine Schlacht, die ihn gar nichts angeht: „Sie sprengen die Werke. Alles, was wir tun können, ist, zu verhindern, daß die Feinde sich auf dem Berge festsetzen. — Aber," setzt er hinzu, wie sich selbst verbessernd, „auch das ist überflüssig."

„Warum?" fragt Shovel.

Der Prinz antwortet nicht, schreitet wieder dem Zelte zu. An dessen Eingang kehrt er sich um, ruft über die Schulter zurück:

„Kommen Sie, meine Herren?"

Sie gehorchen wie gescholtene Schuljungen. Der Prinz deutet auf die zwei Stühle, die die beiden vorher eingenommen hatten, läßt sich selbst in den seinen nieder, horcht dem Kampflärm nach, der sich abzuschwächen scheint, wendet sich endlich an den Admiral.

„Warum, fragen Sie?" sagt er verhalten. „Weil uns nichts anderes übrigbleibt, als die Belagerung aufzuheben."

„Prinz!" fährt der Admiral auf, „Vetter!" stöhnt der Herzog.

Prinz Eugen sieht mit seinen kalten Augen von einem zum andern.

„Wissen Sie einen bessern Rat? — Aber," unterbricht er sich, auf den eintretenden Prinzen von Hessen deutend, „wir wollen den Bericht abwarten." Er erhebt sich, erwidert höflich den Gruß des Ankömmlings: „Was haben Sie uns zu melden, lieber Prinz?"

„Der Feind," beginnt der Gefragte seinen Bericht, „griff mit etwa zehntausend Mann in drei Kolonnen an."

„Ja," nickt Prinz Eugen, „das haben wir gesehen. Weiter, bitte."

„Zwei der Kolonnen drangen sogleich in die Verschanzungen ein, machten die Besatzung trotz verzweifelten Widerstandes nieder, zerstörten die Werke und vernagelten die Kanonen. Dann zogen sie sich wieder in die Stadt zurück."

„Und die Attacke, die ich Ihnen befahl?"

„Sie konnte wenigstens die dritte Kolonne zurückwerfen."

„Welche Regimenter führten Sie?"

„Zwei von den Dragonerregimentern."

„Nun, lieber Prinz, ich bin Ihnen und Ihren Truppen, sowie den braven preußischen Bataillonen zu besonderem Dank verpflichtet. — Unsere Verluste?"

„Ich hatte nur geringe Verluste: aber —" er zögert.

„Nun?" Prinz Eugen nagt die Lippen.

„Was in den Verschanzungen war, ist fast alles gefallen. Auch der Prinz von Gotha," setzte er gedämpft hinzu.

Mit theatralischer Bewegung legt Herzog Viktor Amadeus die Hand vor die Augen. Prinz Eugen bleibt unbeweglich.

„Ich danke Ihnen, Prinz," sagt er. „Lassen Sie schleunigst für die Verwundeten sorgen." Er nickt dem sich Verbeugenden zu, wartet, bis dieser das Zelt verlassen hat. Dann kehrt er sich den übrigen zu. Seine Augen brennen in einem düstern Feuer. „Wünschen Sie noch weitere nutzlose Opfer?" fragt er schneidend. Und da keine Antwort erfolgt: „Nein? So gehe ich, die nötigen Anordnungen für den Aufbruch zu treffen."

„Ach, meine liebe Batthyany, da sind Sie endlich! Kommen Sie nur, kommen Sie! Ich freue mich aufrichtig, Sie bei mir zu sehen!"

In ihrer lebhaften, unzeremoniellen Art winkt die Kaiserin dem Gast mit beiden Händen, nickt mit dem Kopfe, daß die Löckchen ihrer hohen Frisur zu tanzen beginnen, lächelt.

Die Gräfin erhebt sich langsam aus dem tiefen Hofknix.

„Eure Majestät haben befohlen —"

„Ja, sonst wären Sie noch nicht hier. Im Ernst, es ist nicht schön von Ihnen, Freunde so zu vernachlässigen. Wenn Sie wüßten, wie ich mich nach einem gemütlichen Schwatz sehnte —"

„Ich fürchtete, Eurer Majestät lästig zu fallen."

„Oh, die Gräfin Batthyany ist sich dessen wohl bewußt, daß sie überall willkommen ist. Sie hatten andere distractions, gestehen Sie es nur, meine Liebe!" Sie sinkt in einen Sessel, winkt der Gräfin, desgleichen zu tun.

„Ich wüßte nicht, welche," versetzt die Gräfin heiter. „Es ist Eurer Majestät bekannt, daß ich recht zurückgezogen lebe —"

„— und daß," fällt die Kaiserin gleichfalls heiter ein, „Sie sich damit begnügen, des größten Mannes unserer Zeit Egeria zu sein." Sie übergeht das leichte Erröten der Gräfin, fährt eifrig fort: „In der Tat, wie stellen Sie es an, daß der Prinz Ihnen eine so unverbrüchliche Freundschaft entgegenbringt?"

„Das, Eure Majestät, frag' ich ihn und mich immer wieder. Ich bin keines Vorzugs bewußt, es sei denn des einzigen, eine gute Zuhörerin zu sein."

Wieder nickt Kaiserin Wilhelmina Amalia in ihrer lebhaften Art.

„Da haben Sie wohl recht, das ist bei Männern fast das

Wichtigste. Sie danken es uns, wenn wir sie reden lassen. So freier," setzt sie mit einem listigen Seitenblick hinzu, „lassen sie uns in unserm bescheidenen Wirkungskreis handeln." Ihre Gedanken springen. „Wissen Sie, daß sich der Prinz zu gleicher Stunde unter einem Dach mit uns befindet?"

„Er sagte mir's gestern, daß er für heute um elf Uhr bei Seiner Majestät zum Gehör gemeldet ist."

„Sie sind täglich mit dem Prinzen beisammen?"

„Wenn er in Wien ist, fast täglich."

Ein kleines Schweigen. Dann fragt die Kaiserin unvermutet, geradezu:

„Warum haben Sie ihn eigentlich nicht geheiratet?"

Die Gräfin sieht die indiskrete Fragerin groß an. Auch sie zögert eine Sekunde lang, dann antwortet sie ebenso geradezu, mit jener fast brutalen Offenheit, wie sie Frauen manchmal in vertrautem Gespräch untereinander haben:

„Weil er mich nicht darum gebeten hat."

„So wurde Ihre Ehe mit dem Grafen par dépit geschlossen?"

„Sie war der Wunsch meines Vaters. Mein Gatte und ich waren vom ersten Augenblick an nichts als Freunde. Er gab mir nie Veranlassung, ihn für etwas anderes zu halten."

„Ihr Herz aber blieb frei?"

„Mein Herz," entgegnet die Gräfin mit fast triumphalem Stolz, „gehört Eugen von Savoyen."

„Glücklicher Prinz," seufzt die Kaiserin. „Aber ich begreife Sie," setzt sie rasch hinzu.

Die Gräfin blickt sie fragend an. Wilhelmina Amalia versteckt ihre leichte Verlegenheit unter leisem Lachen, spricht dann rasch weiter, wie jemand, der sich eine Sache, die ihn beschäftigt, von der Seele reden will:

„Mißverstehen Sie mich nicht, Batthyany. Ich habe weder Grund noch Absicht, mich zu beklagen. Der Kaiser ist ein Juwel von einem Menschen, und ich bin schlicht genug, ihm von Herzen zugetan zu sein. Dennoch —" Sie verstummt.

„Dennoch, Eure Majestät?“ wagt die Gräfin zu fragen.

„Dennoch,“ nimmt die Kaiserin ihre Rede wieder auf, „überkommt es mich jedesmal, daß es mir die Brust beengt, wenn ich zwei Menschen sehe wie Sie und ihn. Menschen — ich sollte Sie beide eigentlich gar nicht so nennen: Menschen sind wir. Sie aber und der Prinz — manchmal scheint es mir, als stammten Sie von einem Geschlecht von Riesen ab.“

„Majestät —“

„Nein, lassen Sie mich reden,“ wehrt sie lebhaft ab. „Und lassen Sie mich Ihnen schöne Worte geben,“ fährt sie lächelnd fort. „Es ist so selten, daß eine Kaiserin Gelegenheit dazu hat. — Sie wissen, daß ich ein halber Bücherwurm bin. Nun denn: unser Bibliothekar zu Lüneburg erzählte mir einst von einer alten teutschen Sage, so man jüngst wieder aufgefunden, und die unter den Gelehrten einiges Aufsehen erregt. Da ist eine Riesin, die schläft in einer Flammenburg — muß so lange schlafen, bis einer kommt und sie weckt. Und wahrhaftig durchschreitet ein Held die Flammen und scheucht sie aus ihrem Schlummer auf, und die beiden müßten eigentlich ein Paar werden, maßen sie von Anbeginn der Zeiten für einander bestimmt sind.“ Sie blickt die Gräfin an. „Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen,“ sagt sie entschuldigend. „Ich erzähle wohl recht unbeholfen, wie?“

„Ich verstehe Eure Majestät sehr wohl,“ entgegnet die Gräfin unbewegten Gesichts. „Wie geht es weiter?“

„Schlecht,“ flüstert die Kaiserin, geheimnisvoll wie ein Kind, das ein Märchen nacherzählt. „Sie bekommen einander nicht. Sie heiratet einen König, er eine Königstochter, und über alle kommt unsägliches Unglück, da die Riesin ihre verschmähte Liebe rächt.“

Einige Augenblicke lang ist es ganz still. Eine Uhr beginnt zu schnurren, daß es klingt, als wolle sie sich räuspern, schlägt. Die Gräfin sieht auf.

„Eure Majestät können beruhigt sein,“ sagt sie lächelnd, aber mit seltsam dunkler Stimme. „Der Riese wird gar nicht

erfahren, daß er geliebt wird." Sie beeilt sich abzulenken, um jeder Bemerkung zuvorzukommen. „Das sind alles Fabeln," fährt sie herb fort. „Wir alle tragen die Riesenhaftigkeit in unserer Brust. Es ist an uns, sie zu entwickeln."

Die Kaiserin lacht, sehr amüsiert und ein wenig ungläubig.

„Zählen Sie alle dazu?"

Die Gräfin versteht, antwortet mit Festigkeit:

„An Eugens Hand kann es jeder werden."

„Und ich?" fährt es der Kaiserin heraus. Sie verbessert sich sogleich: „Und wir Frauen? Sollen wir immer beiseitestehen, indes die Männer ihre großen Pläne schmieden, ihre großen Taten vollführen? Sie sind so klug, liebe Batthyany," sagt sie vertraulich. „Wie könnte ich mir Verdienste erwerben? Raten Sie mir!"

„Eure Majestät sind so glücklich, sich das größte Verdienst von uns allen — Männern und Frauen — erwerben zu können: Sie sollen dem Reich den Erben schenken, der das Werk seines Vaters fortsetzt und, so Gott will, vollendet."

Das eben noch gelöste, begierig fragende Gesicht der Kaiserin wird mit einem Schlage starr, verschlossen. Die Lider schlagen ein paarmal, die Wangen wechseln die Farbe. Dann sagt die Kaiserin halblaut, tonlos:

„Schade."

„Ich verstehe Eure Majestät nicht."

„Nein. Sie können mich nicht verstehen." Immer noch ist in ihrer Haltung jene Starrheit, die bei den Worten der Gräfin von ihr Besitz ergriff. Sie scheint mit sich zu ringen, doch stets bemüht, es nicht merken zu lassen, entschließt sich endlich zur Offenheit: „Sie erinnern sich noch an die Geburt meiner jüngsten Tochter Amalia?" fragt sie.

„Wie denn nicht? Wir bangten damals alle um Eurer Majestät Leben."

„Eben," nickt die Kaiserin. Schweigt abermals, holt tief Atem. Dann: „Die Ärzte erklärten dem Kaiser, daß eine neue Schwangerschaft für mich den sichern Tod bedeute."

Gräfin Batthyany wirft den Kopf zurück.

„Und die Kaiserin —" sie kann es nicht hindern, daß leise Schärfe in ihre Stimme kommt — „wäre vor diesem Opfer zurückgeschreckt?"

Die Kaiserin erwidert den Blick der Gräfin mit ruhigem Stolz.

„Die Kaiserin," entwortet sie gehalten, „schreckt vor keinem Opfer zurück. Aber," fügt sie mit der frühern tonlosen Stimme hinzu, „man hat es ohne ihr Wissen verhindert, daß sie noch je ein Kind bekommen könne."

Abermals Stille, die die Gräfin nicht zu unterbrechen wagt. Leid, denkt sie, wohin man blickt. Jede Frau trägt ihren heimlichen Kummer und tut ihr Bestes, sich damit abzufinden. Ahnen denn die Männer, die im vollen Glanze stehen. etwas von diesem stillen, selbstverleugnenden Heldentum?

Wiederum räuspert sich die Uhr und schlägt. Wie vorher die Gräfin, weckt sie nun die Kaiserin aus ihrem Grübeln. Wie eine Bestätigung von Lori Batthyanys Gedanken über das stille Heldentum der Frau erscheint ein in seiner Tapferkeit rührendes Lächeln auf dem Gesicht, das sich klar und beherrscht der Gräfin entgegenhebt.

„Liebe Batthyany," sagt Wilhelmina Amalia ruhig, „finden Sie es nicht an der Zeit, daß unser Schwatz so fröhlich werde, wie wir beide es planten?"

Diesmal ist der Empfang, der dem Prinzen Eugen in der Wiener Hofburg zuteil wird, nicht so kalt wie das letztemal: kaum wurde der Savoyer gemeldet, kaum ist er in das Arbeitszimmer des Kaisers getreten, so eilt dieser auf ihn zu, schließt ihn in seine Arme, sagt erstickt:

„Ich weiß, daß Sie an dem Mißerfolg nicht schuld sind."

Der Prinz duldet die Umarmung, ohne sie zu erwidern, antwortet:

„Ich komme auch nicht als Besiegter zu Ihnen zurück, Sire."

„Ich weiß, ich weiß," wehrt der Kaiser lebhaft ab. „Die Einnahme von Susa hat die Ehre unserer Waffen wiederhergestellt."

„Und den Schlüssel von Piemont in unsere Hand gegeben. Nun hat König Ludwig keine Festung diesseits der Alpen mehr. Unsere Eroberungen in Italien sind gesichert."

„Sie sind der richtige Feldherr," stellt Joseph voll Anerkennung fest. „Ihr Weitblick sichert, noch ehe an einen Angriff gedacht wurde." Seine Gedanken springen. „Welches waren Ihrer Meinung nach die Gründe des Fehlschlages vor Toulon?"

„Eure Majestät," antwortet der Prinz zurückhaltend, „ich liebe es nicht, nachträgliche Beschuldigungen auszusprechen. Den Hauptschaden brachte die Politik."

„Sie meinen, daß wir gezwungen waren, dem Wunsche unserer Alliierten nachzugeben und vor Toulon zu ziehen?"

„Statt in die Dauphiné, ja. Eine gemeinsame Operation mit Marlborough hätte ganz andere Wirkungen gehabt."

„Nun, lieber Eugen," lacht der Kaiser verschmitzt, „vielleicht werden Sie Gelegenheit haben, gemeinsam mit Marlborough zu operieren."

Prinz Eugen hebt aufmerksam den Kopf.

„Wie meinen Eure Majestät das?"

„Davon später. Erst erzählen Sie mir, was Ihr Vetter von Savoyen für ein Gesicht machte, als er von Toulon hinwegmußte."

„Der Herzog fügte sich mit Anstand ins Unvermeidliche. Aber —" des Prinzen Züge verfinstern sich — „der Admiral Shovel ließ sich trotz meiner Widerrede nicht abhalten, die Stadt sinnlos zu bombardieren."

„Wie? Ich dachte, die Engländer führten den Krieg auf großzügige Art."

„Die Engländer sind großzügig, solang es ihnen wohl ergeht; beim geringsten Nachteil aber kommt ihr übles Temperament zum Vorschein."

Eine Pause tritt ein. Der Kaiser ist, den Savoyer an der Hand führend, zu einem der großen Sofas getreten, zieht ihn an seine Seite. Gedankenvoll sagt er vor sich hin:

„So ist denn wieder ein Jahr dieses harten Krieges vergangen. Das wievielte war es?"

„Das siebente."

„Es war kein gutes Jahr. Zwar brachte es uns dank Ihrer Tatkraft Neapel ein, aber am Rhein und in Frankreich waren wir nicht glücklich. Auch die Berichte aus Spanien lauten wenig verheißungsvoll."

„Ich weiß," nickt Eugen. „Der Herzog von Orleans sammelte Lorbeeren ein bei Valencia und Saragossa."

Der Kaiser wendet den Kopf nach dem Prinzen, sieht diesen mit einem guten Blick an.

„Er hatte es nötig, da er in Italien alle Lorbeeren Ihnen überlassen mußte." Er drückt dankbar des Prinzen Hand, die er immer noch in der seinen hält. „Immerhin —" Er bricht ab.

„Immerhin, wollen Sie sagen, Sire, bedeutet auch das eine herbe Enttäuschung? Sie sehen zu schwarz. Der spanische Krieg wird in Frankreich, am Rhein und in Flandern geführt, und hier ging nichts Entscheidendes verloren."

„Ihr Trost tut gut," meint Joseph. „Aber ich wollte etwas anderes sagen: Immerhin verlängern die französischen Erfolge den Krieg, dessen Ende schon so nahe schien."

„Der Krieg ist Ihnen verhaßt, Sire? Mir auch."

„Wem nicht? Ich habe zuviel vor, als daß ich mich durch dieses alles zerstörende Unheil aufhalten lassen wollte."

„Warum machen Sie dann nicht Frieden? — Ich weiß," setzt er rasch hinzu, dem Kaiser, der antworten wollte, ins Wort fallend, „Sie haben diesen Krieg ererbt und müssen ihn zu einem annehmbaren Ende führen. Aber ist dieses Ende nicht da? Die Flügelstellungen, Flandern und Italien, sind fest in unserer Hand; das Zentrum, so schwach es sich in diesem Sommer erwies, ist doch stark genug, nicht durchbrochen werden zu können. Warum also diesen Kampf um ein Land, das Ihren Reichen doch zu entfernt liegt, um ohne unaufhörliche Opfer gehalten werden zu können? Warum den Kampf um Spanien? Was bedeutet Ihnen Spanien?"

„Spanien bedeutet mir nichts, und ich denke nie daran, es meinem Reiche einzugliedern. Ich will nichts als meinem Bruder Karl dort eine Krone erwerben."

„Warum, Sire? frage ich abermals. Sind Ihre Lande nicht groß genug, daß Ihr Bruder nicht auch als Erzherzog hier behaglich leben könnte?"

Der Kaiser antwortet nicht, schweigt vor sich hin. Erst nach langem Zögern, da der Savoyer eben eine neue Frage tun wollte, um ihn zum Sprechen zu ermuntern, stößt er hervor:

„Es gibt kein Land, das fern genug liegt, damit mein Bruder Karl darin lebe."

„Sire!" Es ist ein rascher Ausruf; aber es klingt mehr verwundert als erschreckt.

Joseph wendet Eugen sein Gesicht zu, in dem es arbeitet.

„Geben Sie mir nicht recht?" Und ohne die Antwort abzuwarten, spricht er weiter, nun, da der Damm des Schweigens gebrochen ist, unaufhaltsam, als ergieße sich lange ge-

staute Flut von seinen Lippen. „Sie leben lange genug unter uns, um die Verhältnisse in unserm Hause zu kennen. Sie wissen, wie sehr Karl unserem Vater, dem verstorbenen Kaiser, gleicht. Die Ähnlichkeit geht bis zu lächerlichen Einzelheiten, bis zu seiner Vorliebe für die starre Etikette, hinter der er sein scheues, schüchternes Wesen verbergen kann, bis zu seiner Musiknarrheit. Ist Ihnen bekannt, daß er sich aus dem ganzen Nachlaß nichts anderes erbat als die Musikinstrumente des Hochseligen?" Er verstummt, schluckt krampfhaft, fährt gesammelter fort: „Ich liebte meinen Vater, so wie auch Sie ihn liebten, wie jeder, der Gelegenheit hatte, dieses gütige, liebevolle Herz kennen zu lernen; aber diese Liebe machte mich nicht blind gegen die Fehler, die ohne, die gegen seinen Willen geschahen, gegen den vor allem, daß sie überhaupt geschehen konnten."

„Seine Majestät Ihr hochseliger Vater," murmelt der Savoyer, „wußte von alledem nichts."

„Das meine ich eben!" fährt der junge Kaiser heftig auf. „Daß es einem Klüngel von Nutznießern, von Schranzen und hohen Klerikern gelingen konnte, ihn von der Außenwelt so völlig abzusperren! Er wußte von ihr so wenig wie sie von ihm. Kein Laut drang durch die festgeschlossenen Türen; drinnen erklangen die melancholischen Wohllaute seiner Phantasien auf dem Cembalo, draußen das weniger harmonische Wehgeschrei der Unterdrückten und Gepeinigten. Und jene, die ihm helfen sollten, das Reich zu regieren, nahmen ihm die Last so gänzlich ab, daß überhaupt nur sie in seinem Namen regierten!" Er verstummt erschöpft, wischt sich mit zitternder Hand den Schweiß von der Stirne.

Auch Prinz Eugen schweigt. Was soll er dem erregten jungen Mann an seiner Seite antworten? Er hat ja mit jedem Worte recht, die scheue, weltabgekehrte Art des verstorbenen Kaisers war ja wirklich ein Schaden für das Reich. Aber eben darum —

Die Stimme Josephs, die sich wieder erhebt, unterbricht

seine Gedanken. Sie ist gesammelt, fast gelassen, wie es stets die Art des Kaisers zu Beginn einer längern Rede ist, bis ihn sein stets wachsendes Temperament mit sich fortreißt.

„Ich war noch fast ein Knabe," sagt Joseph, „als ich das erkannte, und ich war vom ersten Tage meiner Regierung an bemüht, diese Mauer niederzureißen. Ich habe mit den Scharen von Nichtstuern aufgeräumt, die ihre Tätigkeit vollendet zu haben glaubten, wenn sie den Staatsrock mit dem Kämmererschlüssel am Hintern angelegt hatten; aus meinen Vorzimmern sind die Pfründenbettler und Almosenjäger verschwunden; mein Beichtvater hört die Vergehen des sündigen Menschen, aber er wagt es mit keinem Wort, mir in die Staatsgeschäfte dreinzureden: ich habe Unruhen gestillt, durch Härte, wo es nötig war, der ich aber stets die Milde folgen ließ; ich habe den hochgemuten Herren des Reichstages wieder in Erinnerung gebracht, daß sie um des Reiches willen da sind; ich habe mit Ihrer Hilfe, die ich stets dankbar anerkennen werde, aus einem Haufen verrotteter Landstreicher wieder eine Armee geschaffen, vor der der mächtige Ludwig zittert; ich habe begonnen, die nicht minder verrotteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen; kurz, was in den zwei Jahren meiner Regierung menschenmöglich war, habe ich getan, nicht um des Tages willen, sondern hinblickend auf eine fernere Zeit, der ich mich verpflichtet fühle."

„Das alles ist richtig," nickt der Savoyer, „und Sie werden den Ausdruck meiner Bewunderung für Ihre nimmermüde Tätigkeit nicht für ein bloßes höfisches, nichtssagendes Kompliment ansehen. Aber, wenn Eure Majestät mir die Frage gestatten, was hat das mit Seiner kaiserlichen Hoheit, Ihrem Bruder zu tun?"

„Das hat es mit ihm zu tun," fährt der Kaiser wieder auf, „daß ich mein Werk durch ihn nicht gefährdet sehen will! Ich habe keinen Sohn; ohne Spanien ist Karl mein Nachfolger. Wenn ich heute die Augen schließe, sinkt alles dahin, was ich plante — träumte —"

Er bricht ab, seine Augen starren mit einem fast verzweifelten Ausdruck ins Leere.

„Ich sehe," beharrt Eugen, „— Sie verzeihen den Einwurf, Sire — nicht den Unterschied, den die Eroberung Spaniens machte: Ihr Bruder Karl bleibt Ihr Nachfolger, auch als König von Spanien — oder Kaiser der Quellen des Nils."

„Nein." Der Kaiser lächelt plötzlich vergnügt, fast schlau. „Davor habe ich mich zu schützen gewußt. Vor drei Jahren, ein Jahr vor dem Ableben unseres Vaters, schlossen wir einen Vertrag über die Erbfolge, darin ich auf Spanien, er auf Österreich verzichtet. Erst wenn eine der beiden Linien, auch, merken Sie wohl, im Weibesstamm ausstirbt, tritt das Erbfolgerecht der andern in Kraft."

„Und da Sie Töchter haben —" fällt der Prinz halb fragend ein.

„— so erübrigt sich nur," ergänzt Joseph, „ihnen die richtigen Männer zu finden. Das soll meine vordringlichste Sorge sein, sowie sie erst mannbar werden." Er wird wieder ernst. „Begreifen Sie nun meinen Kampf um Spanien? Wenn es mir nicht gelingt, Karl dieses Reich zu erobern, so wird jenes Paktum hinfällig, da ich meinen Teil nicht erfüllte."

„Sie sprachen von Ihren Plänen und Gedanken," wechselt Prinz Eugen das Gespräch. „Darf man wissen —"

„Es ist noch nicht die Zeit," unterbricht der Kaiser lebhaft, „davon zu sprechen. Für jetzt nur so viel, daß es nicht so bleiben kann, wie es jetzt steht. Schaffen Sie mir nur den Frieden, den ich brauche, dann wollen wir weiterreden — und handeln."

„Den Frieden schaffen," wiederholt der Prinz. „Ich müßte Eure Majestät schlecht kennen, wenn Sie nicht auch hier Ihre besondern Pläne hätten: Ihre Andeutungen über meine Zusammenarbeit mit Marlborough —"

„Gewiß habe ich meine Pläne," unterbricht ihn der Kaiser abermals, „und von diesen kann ich, muß ich zu Ihnen

sprechen." Er richtet sich aus seiner lässigen Haltung auf, blitzt den Savoyer mit seinen grauen Augen an. „Das nächste Jahr muß den Krieg entscheiden, Eugen."

„Muß, Sire? Wir werden unser Möglichstes tun. Aber der Erfolg steht bei Gott."

„Dessen Weisheit ich auch meine gerechte Sache anvertraue. — Hören Sie meinen Plan," fährt er eifrig fort. „Mein Bruder Karl wollte Sie in Spanien haben. Das schlug ich ab und schickte Guido Starhemberg an Ihrer statt. Was sagen Sie dazu?"

„Graf Starhemberg ist einer Ihrer besten Generale, Sire. Aber Ihr durchlauchtigster Herr Bruder wird gekränkt sein, daß Sie seinen Wunsch nicht erfüllten."

Joseph wischt den Einwand mit einer raschen Handbewegung fort.

„Ich brauche Sie am Rhein wichtiger. Der Kurfürst von Hannover, der Nachfolger des Markgrafen von Bayreuth, scheint mir auch kein großes Lumen zu sein. Ich will ihm in Gottesnamen seinen Feldmarschalltitel lassen, aber das Kommando übernehmen Sie. — Seien Sie nicht mißvergnügt," fügt er rasch hinzu. „Ihre Idee eines doppelten Stoßes nach Frankreich wird dennoch ausgeführt. Nur nicht durch die Dauphiné, sondern vom Rhein."

„Mit der Reichsarmee?"

„Sie sagen das geringschätzig," bemerkt der Kaiser, „und Sie haben recht. Aber Sie müssen eben daraus ein ebensolches Kriegswerkzeug machen wie aus Ihren italienischen Truppen."

„Dazu brauche ich mindestens zwei Jahre."

„Nichts, nichts," wehrt Joseph ab. „Nächstes Jahr muß die Entscheidung fallen!"

Kriegsrat in Versailles

In Erinnerung an vergangene Tage ist König Ludwig bemüht, dem großen Kriegsrat, den er in Versailles abhält, den Glanz und Pomp alter Größe zu verleihen. Garden säumen den leise verblassenden Prunk der Spiegelgalerie, Huissiers und Kammerherren begleiten den Weg des Königs, und als der Zeremonienmeister dreimal mit dem Stabe aufklopft und sein „Sa Majesté, Messieurs!" ruft, klingt es, als spreche er eine Zauberformel aus, die einen mächtigen Bann beschwören soll.

Aber sie bleibt ohne Wirkung. Die Marschälle, die um den tuchverhängten Tisch sitzen, erheben sich mit mürrischen, widerwilligen Mienen, reiben sich die frostroten Hände, ziehen die Mäntel enger an sich: denn es ist Winter und die Heizung funktioniert nicht. Selbst die jungen Prinzen, der Herzog von Burgund — Enkel des Königs — und der Ritter vom heiligen Georg, wie sich der englische Kronprätendent Jakob nennt, die mit dem besten Willen, Eifer und Begeisterung zu zeigen, nach Versailles gekommen waren, wagen angesichts so finsterer Mienen, wie sie Vendome, Villars und der Kurfürst von Bayern sehen lassen, nicht, ihr jugendliches Feuer zu zeigen. Schweigend und verschüchtert stehen sie etwas abseits und warten, bis sie den Rücken zur vorgeschriebenen großen Reverenz beugen können.

Am wenigsten pomphaft aber ist der eintretende König selbst. Ludwig ließ sich ein glänzendes Hofkleid bereitlegen, um noch einmal, am Abend seines Lebens, wie die Sonne zu strahlen, die er sich zum Sinnbild erwählt hatte; als aber die Kammerherren es ihm angelegt hatten, empfand auch er die Kälte unangenehm, die das ganze weitläufige Schloß durchzieht. Er ließ sich wieder entkleiden und wählte ein einfaches,

aber warmes Hauskleid von dunklem Tuch, über das er zu aller Sicherheit noch einen leichten Pelz anlegte. Die gichtischen Füße stecken in dicken, höchst unköniglichen Filzschuhen, die Hände birgt er in einem kleinen Muff, dessen ihm um den Hals hängende Schnur das blaue Band des Heiligengeistordens verdrückt. Nur die Staatsperücke hat er beibehalten, denn sie wärmt seinen kahlen Schädel ebensogut wie die behagliche Nachtmütze. Aber das faltige Gesicht, das darunter hervorsieht, kann trotz allem Bemühen, den gewohnt hoheitsvollen Ausdruck anzunehmen, die Sorgen nicht verhehlen, die ihre Zeichen unverlöschbar dareingruben.

Der König betritt den riesigen Raum, in dessen weiten Ausmaßen sich das kleine Häuflein der Würdenträger verliert, erwidert mit kurzem Nicken die ehrfurchtsvollen Grüße, begibt sich schlürfenden Schrittes an die Stirnseite des Tisches, läßt sich in dem prunkvollen, etwas erhöhten Sessel, der dort für ihn bereitsteht, nieder. Auf ein kleines Zeichen seiner Rechten nehmen auch die übrigen Teilnehmer des Kriegsrates ihre Plätze wieder ein.

„Meine Herren," beginnt Ludwig nach einer eindrucksvollen Pause, „es ist mir ein Vergnügen, Ihnen zu den Erfolgen des abgelaufenen Jahres Meine vollste Zufriedenheit auszudrücken." Er spricht so großartig, daß jedes ‚ich' und ‚mein' auch in der Rede mit großen Anfangsbuchstaben anklingen. „Insbesondere die Herzoge von Orleans, Villars und Vendome haben Meine hochgespannten Erwartungen und Mein in sie gesetztes Vertrauen vollauf erfüllt und dem unverwelklichen Ruhmeskranz Frankreichs neue Blätter eingefügt. Ich danke Ihnen, meine Herren."

Die drei Belobten verbeugen sich, der Herzog von Orleans geschmeichelt, Villars mit dem glatten Lächeln des Hofmannes, Vendome düster und abweisend wie gewöhnlich. Der König setzt fort:

„Der Krieg hat, sage ich, namhafte Erfolge gezeitigt: das fast schon verlorene Spanien ist in unserer Hand, in

Flandern halten wir günstige Stellungen, während jene der kaiserlichen Armee am Rhein überrannt wurden. Nur in Italien hat sich das Unglück der letzten Jahre endgültig ausgewirkt, aber die Tapferkeit der französischen Truppen vermochte wenigstens den einfallenden Feind vor Toulon von der heiligen Heimaterde zurückzuschlagen. Wir haben damit die Ausgangspositionen für einen entscheidenden Schlag gewonnen, und es ist Mein Wille, daß dieser Schlag geführt werde. Im kommenden Jahre, meine Herren, muß die Entscheidung dieses Krieges fallen!"

Sein Auge geht rundum, aber die Zustimmung, die er zu finden erwartete, bleibt aus. Nur die Blicke der jungen Prinzen leuchten ihm entgegen, die alten, kriegserfahrenen Generale schauen schweigend vor sich hin. So besser, denkt er. Wenigstens wird ihm sein Entschluß erleichtert, die Änderungen in den Kommandoverhältnissen anzukündigen, die er in tagelangen Konferenzen mit Madame de Maintenon und dem Kriegsminister Chamillart bestimmt hat. Rasch, ohne Übergang geht er auf diesen Hauptpunkt des Kriegsrates über.

„Nach reiflicher Überlegung," beginnt er, „habe ich die Marschallstellen bei den einzelnen Armeen festgesetzt." Er nimmt einen Bogen Papier auf, der vor ihm liegt, beginnt, ihn weit vor sich haltend, mit seinen schwachsichtig gewordenen Augen abzulesen: „Spanien — der Herzog von Orleans." Er läßt das Blatt sinken, neigt verbindlich das Haupt gegen den Prinzen. „Sie haben sich, lieber Philipp, jenseits der Pyrenäen so wohl bewährt, daß es ein Unrecht wäre, Ihnen das Kommando abzunehmen." Der Prinz verbeugt sich, der König liest weiter: „Rheinarmee — der Herzog von Bayern." Er bemerkt das überraschte Aufblicken Villars, setzt eilig hinzu: „Ich habe den Herzog ausgewählt, weil er das Reich besser kennt als jeder andere unter meinen Marschällen. Zudem bin ich ihm eine Genugtuung schuldig für den nicht von ihm verursachten Fehlschlag bei Ramillies."

Der Herzog verbeugt sich mit saurem Lächeln. Villars fällt rasch ein:

„Wenn Eure Majestät gestatten —"

„Für Sie, lieber Villars," unterbricht ihn der König, „habe ich eine Sonderaufgabe, nicht weniger wichtig als jene, die Sie so glänzend lösten: Sie sollen die Dauphiné schützen."

„Die Dauphiné, Sire?" ruft Villars. „Gegen wen?"

„Gegen meinen gefährlichsten Gegner, den Prinzen von Savoyen." Er läßt Villars nicht Zeit zu einer weitern Erörterung, fährt rasch fort: „Es bleibt noch die flandrische Armee, die den Hauptschlag führen soll. Ich habe sie dem Herzog von Burgund unterstellt."

Eine starke Bewegung, fast ein jäher Ruck geht durch die Versammlung der Marschälle. Aller Blicke sehen bald Vendome an, der abwechselnd rot und blaß wird, bald den König, der die glühenden Augen des so ungerecht behandelten Feldherrn vermeidet und hastig fortsetzt:

„Die Anwesenheit eines königlichen Prinzen, des künftigen Königs von Frankreich, wird die Truppen zweifellos zu den höchsten Anstrengungen begeistern. Ich verspreche mir viel von Ihnen, lieber Prinz —" er wendet sich an den Enkel persönlich — „und bin überzeugt, daß Sie mich nicht enttäuschen werden. Ich gebe Ihnen den besten Teil meiner Armee — und einen meiner besten Heerführer." Nun erst wagt er Vendome anzusehen, der an seinen Lippen kaut, kaum noch seine Fassung zu bewahren vermag. „Sie, lieber Vendome, werden den Prinzen beraten, Ihre große Erfahrung, Ihr Genie wird ihn, dessen bin ich gewiß, den Pfad des Ruhmes führen — und des Sieges." Er war bemüht, mit besonderer Wärme zu sprechen: aber das krampfhaft verzerrte Gesicht Vendomes hat sich nicht entspannt, der Herzog bringt es nicht einmal über sich, durch eine noch so leise Verneigung den Dank für die huldvollen Worte auszudrücken. So endet der König nach einem letzten raschen Blick auf die Liste in dem trockenen,

grämlichen Ton, der der eigentliche seiner Stimme ist: „Der Herzog von Berry und der Ritter vom heiligen Georg schließen sich der flandrischen Armee an. — Sie mein Lieber," setzt er abschließend hinzu, den Blick auf den Letzgenannten geheftet, „haben in diesem Feldzug Gelegenheit, sich die englische Krone zu holen, die ein widriges Schicksal Ihnen bisher vorenthielt. Sie ist im Lager von Marlborough zu finden."

„Sire," erwidert der Kronprätendent, „es soll nicht an mir liegen, wenn er sie dort behält."

„Gut, gut, mein Lieber," gibt der König halb mürrisch, halb freundlich zurück, „hoffentlich entsprechen Ihre Taten solchen Worten." Er legt die Liste auf den Tisch zurück, vergräbt die Hände sogleich in den Muff. „Zweifellos haben Sie, meine Herren, nun die Kommandoverhältnisse geordnet sind, einige Anmerkungen zu den geplanten Operationen zu machen. Sprechen Sie also. Ich bin bereit, Sie zu hören."

Wie er es erwartet hatte, ist Vendome der erste, der aufsteht, nein, aufspringt. Immer noch ist sein Antlitz verzerrt, und seine knarrende, auf den Schlachtfeldern Italiens und Flanderns ausgeschrieene Stimme ist heiserer als gewöhnlich, da er anhebt:

„Sire, wenn ich diese glänzende Versammlung der besten Namen Frankreichs überblicke, so vermisse ich einen Mann darunter, an den ich mich gerade in dieser Stunde besonders erinnert fühle: den Herrn de Catinat."

„Und warum fühlen Sie sich so besonders an ihn erinnert, mein Herr?" fragt Ludwig verhalten zurück.

„Weil ich gleich ihm das Unglück hatte, Eurer Majestät zu mißfallen. Ihn setzten Eure Majestät ab und verurteilten ihn zu einer Ruhe, deren er nicht bedürftig war, mich stellen Sie unter das Kommando eines Herrn, der trotz aller Hochschätzung, die ich ihm entgegenbringe, noch keine Gelegenheit hatte, seine Fähigkeiten zu beweisen."

„Eben darum soll er es nun, begleitet von Ihrem Rate."

„Sire, ich wiederhole, ich schätze Seine Hoheit außerordentlich. Wenn ich es dennoch wage, Eure Majestät um Enthebung von dem mir zugedachten Posten zu bitten, so geschieht dies, weil ich sehr gut weiß, wie derartige Kommandierungen verlaufen. Eine Armee kann nur führen, wer unumschränkte Gewalt über sie hat. Ein Berater befindet sich in einer unglücklichen Stellung: er wird manchmal gehört, selten befolgt; die Vorteile, die er zu erreichen wußte, kommen einem andern zugute, die Fehler, die er nicht verhindern konnte, fallen auf sein Haupt. Sire, ich bin ein alter Soldat und habe in den Feldlagern von Eurer Majestät Armeen die gebotene Höflichkeit verlernt. Darum wiederhole ich ganz einfach, vielleicht tölpelhaft meine Bitte: erweisen Sie die mir in Aussicht gestellte Ehre einem andern, Fähigern — Geschicktern und entlassen Sie mich aus einem Dienste, dessen Last ich kaum noch zu ertragen imstande bin."

„Sie wollen gehen, Vendome?" Immer noch ist Ludwigs Stimme verschleiert.

„Ja, Eure Majestät," erwidert Vendome geradezu. „Ich will es." Er spricht in eine Totenstille hinein, in der kaum ein Atemzug zu hören ist.

Der König, der vor sich hinstarrte, hebt den Kopf. Seine zornigen Greisenaugen sehen den Marschall voll unverhohlener Drohung an.

„Ich aber will," erwidert er schneidend, „daß Sie den Posten übernehmen, für den ich Sie bestimmt habe. Es täte mir leid, mein Herr, wenn Sie nicht weiter reisten als bis zur Porte St. Antoine."

Das war deutlich: an der Porte St. Antoine liegt die Bastille. Zum zweitenmal in dieser Sitzung geht ein jäher Ruck durch die Anwesenden, gefolgt von einem geisterleisen Wispern.

Vendome, grün im Gesicht, verbeugt sich fast taumelnd.

„Ich füge mich dem Befehl Eurer Majestät," würgt er hervor.



Ludwig XIV.



„Und ich hoffe, mein Herr," gibt Ludwig höchst ungnädig zurück, „daß Sie Ihre Pflicht tun werden." Er blickt von einem zum andern. „Sonst noch jemand?" fragt er.

Villars erhebt sich, geschmeidiger als Vendome, mehr Hofmann, vielleicht auch gewitzigt durch das Mißgeschick des Vorredners.

„Sire," sagt er, „ich danke Eurer Majestät für das mir geschenkte Vertrauen, das ich zu rechtfertigen hoffe. Ich wage nur die Vermutung, daß ich auf dem mir zugedachten Posten Eurer Majestät nicht allzuviel Dienste erweisen kann."

„Und warum meinen Sie das?"

„Eure Majestät haben selbst betont, daß die Fehlschläge in Italien Auswirkungen früherer Unglücksfälle waren. Die Lage hat sich keineswegs verändert. Die Fronten sind, wenn ich einen weidmännischen Ausdruck gebrauchen darf, verkämpft; wir können nicht nach Italien, der Feind kann nicht nach Frankreich hinein. Darum bezweifle ich, daß der Befehlshaber einer dort stehenden Armee viel zu tun haben wird."

Der König überlegt einige Augenblicke lang, dann sagt er honigsüß:

„Sie mögen recht haben, mein Bester, und ich danke Ihnen für Ihre Anregung; wir können also diese Armee möglichst klein halten und die überschüssigen Truppen als Verstärkung nach Flandern schicken." Er beachtet gar nicht das verblüffte Gesicht Villars, spricht gesteigert weiter: „Flandern, meine Herren! Flandern ist die Hauptsache! Wir müssen Marlborough von den Truppen des Kaisers trennen, um so jede gemeinsame Operation zu vereiteln. Gelingt uns dies, so werden wir keine übermäßige Mühe haben, mit der Reichsarmee fertig zu werden — trotz dem Prinzen von Savoyen." Er erhebt sich. „Sie haben Ihre Weisungen, meine Herren," schließt er. „Handeln Sie danach, dann ist der Sieg unser. Ihr König und Frankreich sehen auf Sie!" Er neigt majestätisch den Kopf und schlürft zur Türe hinaus, in demselben Todesschweigen, das den größten Teil des Kriegsrates erfüllte.

„Oszkay möchte dich sprechen.“ Bercsenyi nimmt sich gar keine Mühe, die Formen zu beachten, wirft den Kalpak auf den Tisch, pflanzt sich breitbeinig, die Hände in die Hüften gestützt, vor Rakoczy auf.

Rakoczy hebt flüchtig den Kopf, blickt gleich wieder auf den Brief nieder, den ihm sein Schreiber vorgelegt hat.

„Was will er von mir?“ fragt er kurz.

„Es ist wegen des Landtags zu Preßburg,“ erwidert Bercsenyi. „Die Einladung hat alle Köpfe verwirrt.“

„Warum?“ fragt der Fürst, ohne aufzublicken. „Wir lehnen die Einladung selbstverständlich ab. Du siehst,“ — er deutet auf das vor ihm liegende Blatt — „die Antwort ist fertig. Es fehlt nur noch meine Unterschrift.“

„Sag' ihm das und jag' ihn zum Teufel,“ knurrt Bercsenyi.

Nun erst blickt Rakoczy endgültig auf, lehnt sich zurück.

„Wie?“ meint er erstaunt. „Das will doch nicht bedeuten —“

„— daß die Schar der Unzufriedenen mit jedem Tage wächst,“ wettert Bercsenyi los. „Sie haben den Krieg satt und möchten lieber heute als morgen mit dem Kaiser in Wien Frieden machen.“

„Steht es so?“ sagt Rakoczy vor sich hin. „Und unser Kampf? Und die Opfer, die wir brachten?“ Er überlegt noch einige Augenblicke lang, dann entscheidet er: „Laß ihn ein.“

Oszkay ist der Typus des Magyaren: mittelgroß, mit breiten Schultern, kurzen, vom Reiten leicht gekrümmten Beinen. In seinem verwitterten Gesicht, das ein dünn ausgezogener Schnurrbart in zwei ungleiche Teile zerlegt, paaren sich List und Verwegenheit. Und dieser Abkömmling ritterlicher Nomaden sollte des Kampfes müde sein?

Rakoczy hat seine Musterung des vor ihm Stehenden beendet, fragt ruhig:

„Nun, Bruder, was willst du von mir?"

Oszkay preßt die Fellmütze zwischen den Fingern, schaukelt sich unbehaglich auf den krummen Beinen, sieht wie hilfesuchend nach Bercsenyi hinüber, der ihm jedoch einen finstern Blick zurückgibt, sagt endlich mühsam:

„Der König hat uns nach Preßburg eingeladen, heißt es. — Zum Landtag," setzt er erklärend hinzu.

„Welcher König?" gibt Rakoczy stirnrunzelnd zurück. „Wenn du den Habsburger meinst — du weißt, die Nation hat ihm abgeschworen und ihn der Krone Ungarns verlustig erklärt."

Oszkay wirft die Achseln, sieht abermals ziellos um sich.

„Ich weiß," murmelt er. „Aber wir sollten dennoch jemanden hinschicken."

„Wozu?"

„Um zu hören, was sie uns anbieten."

„Wir haben nichts zu hören," betont Rakoczy ungeduldig, aber immer noch ruhig. „Sie gehen uns, und wir gehen sie nichts an."

„Wir können doch nicht endlos weiterkämpfen."

„Endlos? Nein. Nur so lange, bis wir unsere Freiheit errungen haben." Oszkay schweigt. Rakoczy setzt hinzu: „Oder bist du nicht dieser Meinung?"

Oszkay hat seine verlegenen Bewegungen aufgegeben, starrt verstockt vor sich auf den Boden. Stößt endlich hervor:

„Das Land hält es nicht aus."

„Das Land leidet, was ein Land im Krieg leiden muß."

„Kein Land kann ewig leiden. Ungarn ist eine einzige Brandstätte."

„Es gibt keinen andern Weg, dem Feinde den Krieg unmöglich zu machen. Ich habe auch meine Güter nicht geschont, wo es galt die Fackel anzulegen."

„Ja," beharrt Oszkay. „Aber du hast satt zu essen und ein Dach über dem Kopfe. Tausenden, vielen Tausenden geht es nicht so gut."

Rakoczy beginnt seine Geduld zu verlieren.

„Soll um des Leibes Notdurft willen die Freiheit der Nation verloren gehen?" ruft er.

„Fürst —" Oszkay zuckt die Achseln — „wo ist die Freiheit, die du uns versprochen hast? In Siebenbürgen, zu dessen Fürsten wir dich erwählten, steht noch immer der Rabutin, und die Hauptarmee soll, heißt es, wiederum dem Heister unterstellt werden."

„Und du folgerst daraus?" fragt Rakoczy mit versteckter Drohung.

„Daß wir versuchen sollten, unsere Freiheit durch Verhandeln zu retten, da es uns mit den Waffen nicht gelang." Er zögert eine Sekunde lang, setzt dann trotzig hinzu: „Daß wir nach Preßburg gehen sollen."

„Denken viele so wie du?" Die Stimme des Fürsten bebt, kaum vermag er seinen Grimm noch zu verhehlen.

„Die meisten," antwortet Oszkay trocken.

„Und ihr fragt noch," bricht Rakoczy los, „warum wir die Freiheit nicht errungen haben? Weil ihr den Mut verloren habt, mattherzig seid, an euer heiliges Ich denkt und sonst an nichts! Habt ihr nicht geschworen, Leib und Leben daranzusetzen, daß Ungarn frei wird? Aber freilich, es ist leichter, sich an tönenden Worten zu berauschen als die Tat dahinter zu setzen! Opfer sind unbeliebt, denn sie sind lautlos! Aber ich werde dafür sorgen, daß sie dennoch gebracht werden! Wenn die Sache der Freiheit keinen andern Verteidiger hat — bei mir ist sie in guten Händen! Tut ihr eure Pflicht nicht freiwillig wie Männer, so werde ich euch dazu zwingen wie Knechte! Geh' und sag' das deinen Freunden. Und sag' ihnen auch, daß der nächste, der zu mir zu sprechen wagt wie soeben du, den Kopf verliert!"

Er ist während seiner Rede aufgesprungen, steht mit geballten Fäusten dicht vor Oszkay, den er um einen halben Kopf überragt. Seine Augen funkeln auf den Reiterführer nieder, in einer Glut, als müßten Funken aus ihnen sprühen.

Aber Oszkay hält den Blick des Fürsten aus. Sein Auge begegnet dem Rakoczys, sein erdfahles Gesicht verzieht sich um keine Linie. Unbeweglich stehen sie Brust an Brust einander gegenüber: dann macht Oszkay wortlos, grußlos kehrt, stampft zur Tür hinaus.

Schweratmend steht Rakoczy, sieht dem Davoneilenden nach. Erst als die Türe wieder zugefallen ist, kehrt er sich Bercsenyi zu.

„Warum weiß ich das alles nicht?" stößt er unbeherrscht hervor.

„Weil Fürsten nie wissen," erwidert Bercsenyi philosophisch. „Sie erfahren nur, was sich nicht verheimlichen läßt."

Rakoczy hörte nicht zu. Er ist wieder an den Tisch getreten, starrt auf das Blatt nieder, in dem er beim Eintritt Bercsenyis las.

„Ich schreibe," sagt er mit einer Stimme, der er mit großer Anstrengung Festigkeit zu geben trachtet, „an den Palatin, ich kenne keinen König von Ungarn, und daher sei der vom Kaiser nach Preßburg ausgeschriebene Landtag ein ungültiges Verfahren und die dort Versammelten Feinde der Nation. Ich wundere mich daher, schreibe ich, über das Unterfangen des Palatins und über die Kühnheit der Einladung meiner Person und verbiete allen Komitaten, sich in Preßburg einzufinden." Er sieht auf. „Was sagst du dazu?"

„Gut," billigt Bercsenyi.

„Als du kamst, überlegte ich, ob ich nicht weniger schroff, weniger unnachgiebig antworten solle. Der meuterische Geist aber, der aus dem Gehaben Oszkays erkennbar ist, lehrt mich, daß ich recht getan habe, so zu schreiben." Er nimmt die Feder in die Hand. „Erinnerst du dich, Miklos," sagt er mit schwachem Lächeln, „wie uns bei den Jesuiten der Pater Se-

raphin von Cortez erzählte, und wie der die Schiffe hinter sich verbrannte? Nun verbrenne ich die meinen, und wer bei mir ist, muß mit, wohin immer ich gehe." Er unterschreibt in raschem Zug, streut Sand über das Papier, läutet, übergibt das Schreiben dem eintretenden Heiducken. „Zurück in die Kanzlei," befiehlt er. „Ist sogleich zu expedieren."

„Mein lieber Prinz," beginnt Marlborough das Gespräch, „vor allem lassen Sie sich zu den Siegen beglückwünschen, die Sie seit unserem letzten Zusammentreffen erfochten haben. Wahrhaftig, Sie machen es Ihrem aufrichtigen Bewunderer nicht leicht, Ihnen nachzueifern."

„Mein lieber Herzog," gibt Eugen lächelnd zurück, „gestehen Sie, daß Sie mit Erfolg bestrebt sind, mich zu überholen. Ich war nicht immer so glücklich in meinem Vorhaben wie Sie."

„Wo Ihr Genie sich nicht frei entfalten konnte, war es durch Umstände gehemmt, deren Sie nicht Herr sein konnten. Bei mir haben Sie dergleichen nicht zu fürchten, und bei unserm alten Freund Ouverkerk ebensowenig."

„Gewiß nicht," versichert der holländische Marschall schwer schnaufend.

„Lieber Marschall," wendet sich der Savoyer an ihn, „die Eroberungslust des Herzogs, die auch vor mir nicht haltmacht, hinderte mich, Sie eher zu begrüßen. Ich hole es mit Freuden nach. Wie ist Ihr Befinden? Sie waren krank, wie ich hörte?"

„Ich danke Eurer Hoheit, es geht wieder einigermaßen. Freilich ist eine so alte Schaluppe wie ich nicht mehr so seetüchtig, wie zu wünschen wäre."

„Das ist nicht so wichtig," wirft Marlborough lachend ein. „Wenn nur die Flagge am Maste weht, wie?"

„Sie ist angenagelt, Herr Herzog," erwidert Ouverkerk mit einem stolzen Blick.

„Dann wollen wir fröhlich in See stechen."

„Es ist höchste Zeit dazu," beendet Prinz Eugen das tändelnde Gespräch. „Ich schätze zwei Marschälle von Frank-

reich besonders, Villars und Vendome, und mit einem von beiden haben wir es zu tun."

Der Herzog von Marlborough wird sogleich ernst.

„Mehr zu tun, als uns lieb ist," sagt er. „Vendome ist heute schon so stark, daß ich es nicht wagen darf, ihn mit meinen kaum sechzigtausend Mann anzugreifen. Damit fällt unser ursprünglicher Plan ins Wasser."

„Von dem ich unter den obwaltenden Umständen ohnehin nicht begeistert war," ergänzt der Prinz. „Der Kurfürst von Hannover ist ein zu stolzer Herr, als daß er sich von meiner Wenigkeit in seine Gedanken hätte dreinreden lassen. Darum bin ich vom Rhein nach Flandern gern herübergewechselt."

„Sie hätten doch die polnische Krone annehmen sollen," bemerkt Marlborough lächelnd. „Dann wären Sie im Rang ebenso hoch über ihm gewesen, wie Sie es durch Ihren Geist schon sind."

„Ist es wirklich wahr," fragt Duverkerk, „daß man Ihnen die Königskrone von Polen anbot?"

„Ach," tut Prinz Eugen die Frage etwas ärgerlich ab, „das war nur ein plötzlicher Einfall des Zaren Peter. Weder der Kaiser noch ich haben es je ernst genommen. — Aber," unterbricht er sich selbst, „wir wollen von den Dingen sprechen, die uns beschäftigen. Oder warten wir noch auf jemanden?"

„In einer Stunde sollen wir uns beim Geheimen Rat der niederländischen Generalstaaten einfinden," erwidert Marlborough. „Bis dahin bleiben wir unter uns."

„Im Vertrauen gesagt, Eure Hoheit," mengt sich der Marschall Duverkerk ins Gespräch, „die Generalstaaten sind auf den Kaiser nicht allzugut zu sprechen. Ich sage es Ihnen als Ihr Freund, damit Sie sich rechtzeitig vorsehen können. Man wirft dem Kaiser vor, er eigne sich Mailand, Neapel und Bayern an, da diese Länder doch mit unserm Gelde erobert worden seien."

„Und mit unserm Blute," setzt der Prinz mit leiser Schärfe hinzu. „Jedenfalls, lieber Marschall, danke ich Ihnen für

die Warnung: sie ist wirklich ein Freundschaftsdienst." Mit der ihm eigenen ruhigen Hartnäckigkeit lenkt er das Gespräch wieder zum Hauptgegenstande zurück. „Da wir aber nur eine Stunde unter uns bleiben, wollen wir die Zeit benützen. Ich bitte, meine Herren!" Er weist auf zwei Stühle zu seiner Rechten und zu seiner Linken und nimmt selbst im dritten Platz.

Die beiden andern gehorchen mit einer Selbstverständlichkeit, die mehr als alles andere beweist, wie durchaus sie in ihm den obersten Anführer erblicken. Der Prinz wartet, bis Duverkerk und Marlborough es sich bequem gemacht haben, dann beginnt er:

„Die Vorkehrungen unserer Gegner, die Stärke ihrer Armee, die Bewegungen, die sie unternommen haben, lassen uns erkennen, daß Frankreich den Hauptschlag in Flandern zu führen gedenkt. Damit ist, wie Sie, lieber Herzog, ganz richtig bemerkten, unser ursprünglicher Plan eines doppelten Stoßes vom Rhein und von der Schelde her erledigt. Wir müssen vielmehr den Angriff des Feindes frontal auffangen und, wenn uns dies gelungen ist, mit aller Kraft nachstoßen. Ich habe daher einen neuen Kriegsplan ausgearbeitet, den ich Ihrer wohlwollenden Begutachtung vorlege."

Die klare, jedes wichtige Moment betonende Stimme, die Stimme des geborenen Feldherrn, straft die Bescheidenheit der Worte Lügen. Alle drei wissen: was der Prinz von Savoyen sagt, ist ein Befehl, zu dem die andern Ergänzungen und Verbesserungen hinzufügen können, der aber in seinen Grundzügen unverrückbar feststeht. Der Prinz fährt fort:

„Was ich Ihnen jetzt mitteilen werde, meine Herren, ist eine Sache, die unter uns dreien zu bleiben hat. Wir können dem Geheimen Rat das Wichtigste in seinen Grundzügen bekanntgeben, sonst aber darf kein Mensch davon erfahren. Zu zahlreich sind die Kanäle, durch die den Franzosen die feinsten Absichten bekannt wurden, als daß wir diesmal ein Gleiches wagen dürften."

Ouverkerk und Marlborough nicken mit verschlossenen Gesichtern, sehen den Prinzen erwartungsvoll an. Der setzt seine Erläuterungen fort:

„Ich sagte, der Angriff der französischen Flandernarmee sei frontal zu parieren. Zu diesem Zwecke müssen zunächst die andern französischen Armeen gebunden werden. In der Dauphiné wird dies durch ein Vorrücken des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen erreicht, am Rhein durch Bewegungen des Markgrafen, der sich den Anschein geben wird, als wolle er den Strom überschreiten." Einen Augenblick lang schweigt er, denkt, wie erfolgreich dieser Vorstoß in Wirklichkeit sein könnte, wenn die Reichsarmee nicht unter der Saumseligkeit der Fürsten litte und einen wirklichen Befehlshaber an der Spitze hätte. Aber das darf er den beiden nicht sagen. So spricht er weiter:

„Indessen löse ich den Großteil meiner Truppen von der Mosel und marschiere nordwärts. In Anbetracht der Wichtigkeit der Aufgabe hat der Kaiser die Verstärkung der Truppen in Flandern um zehntausend Mann genehmigt." Er genießt die Genugtuung seiner Zuhörer, setzt rasch fort: „Sie, meine Herren, rücken mir, unbekümmert um die Vorkehrungen des Feindes, südwärts entgegen. Damit diktieren wir Vendome das Gesetz des Handelns und lassen ihm nur zwei Möglichkeiten offen: entweder den Versuch einer Umfassung Ihres rechten Flügels zu unternehmen —"

„Das gefährdet die westflandrischen Städte," wendet Marlborough ein, „Gent und Brügge vor allem."

„Ich rechne mit Ihrem Verlust," entgegnet Prinz Eugen kaltblütig. „Es kommt nur darauf an, daß es Vendome nicht gelingt, Sie zu umfassen. — Oder," setzt er den begonnenen Satz fort, „er stößt gegen Ihren linken Flügel vor und versucht, erst Sie, und wenn ihm dies gelungen ist, mich mit seiner Übermacht zu erdrücken."

„Ich muß also einer Entscheidung ausweichen," bemerkt Marlborough.

Der Prinz sieht ihn mit seinem tiefen Blick an.

„Ob man eine Entscheidung suchen oder ihr ausweichen soll, sieht man erst auf dem Schlachtfeld," sagt er ruhig.

Marlborough wird ein wenig rot, überwindet seine Verlegenheit in einem weltmännischen Lächeln.

„Kurz und gut, Sie verbieten mir nicht mich zu schlagen, wohl aber, mich schlagen zu lassen."

„Sie würden es auch sonst nicht leiden," erwidert der Savoyer, ihm sein Lächeln zurückgebend. — „Welche von beiden Möglichkeiten," fährt er sachlich fort, „Vendome ergreifen wird, weiß ich nicht. Das hängt von den Meldungen ab, die er erhält. Seien Sie also gegen französische Spione nicht zu streng."

„Warum?" fragt Duverkerk.

„Was würden Sie an seiner Stelle tun?" fragt der Prinz zurück.

Der holländische Marschall überlegt, antwortet dann:

„Ich würde nach Westen marschieren."

„Ihre Gründe?"

„Es ist sehr gefährlich, mit Marlborough anzubinden; aber es ist geradezu verhängnisvoll, in die Zange zwischen Marlborough und dem Prinzen von Savoyen zu geraten."

„Und dem Marschall Duverkerk," ergänzt der Savoyer verbindlich.

„Ach —," wehrt der Marschall ab. „Ich bin ein alter Soldat, der ein Korps zu führen versteht, nicht mehr. Ihrer beider kann ich mich keinem vergleichen."

„Hoffentlich denkt Vendome ebenso hoch von unseren Fähigkeiten wie Sie," lacht der Herzog.

„Er wird es wohl," sagt der Prinz mit ruhigem Selbstgefühl. „Ich würde an seiner Stelle auch nicht anders handeln. Geeignete Meldungen, die ihm eben seine Spione liefern müssen, werden seinen Entschluß zu einem endgültigen machen."

„Ich begreife Sie nicht, lieber Herzog." Der königliche Prinz legt gemächlich ein Bein über das andere, sieht Vendome mißbilligend an. „Wir sind in einer glänzenden strategischen Position. Gent, Brügge, Plassendaal sind überrannt, Oudenaarde ist zerniert und muß sich heute oder morgen ergeben. Es ist uns gelungen, Marlborough in die Defensive zu drängen, und wir bedrohen seine Verbindungen. Was haben wir zu fürchten?"

„Alles," erwidert der Marschall kurz, „Marlborough operiert sehr geschickt. Bedrohen wir seine Verbindungen, so bedroht er unsere Flanke. Wir haben nur ein einziges Mittel: über die Schelde zu gehen und seinen rechten Flügel an der Dendre zu fassen."

„Die Schelde, diese vortreffliche Schutzwehr sollten wir ohne Not aufgeben? Uns in ein Abenteuer stürzen, bei dem, wenn es schlecht ausgeht, wir den Fluß im Rücken haben?"

„Monseigneur, eben rühmten Sie sich, Marlborough in die Defensive gedrängt zu haben; nun begeben Sie sich Ihres Vorteils und wollen sich gleichfalls defensiv verhalten. Wir müssen an die Dendre vor. Jetzt sind wir Marlborough noch voraus. Marschiert er die Dendre hinauf, um höher oben überzusetzen, so können wir ihm zuvorkommen. Versucht er tiefer unten über den Fluß zu gehen, so vermögen wir seine Abteilungen vereinzelt zu schlagen. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren, denn sie ist gegen uns."

„Wir haben Zeit in Überfluß," widerspricht der Marschall von Puysegur. „Gent und Brügge sind fest genug, unsere Linien zu decken. Wir können getrost warten, bis der tolle Marlborough anrennt. Er wird sich an unserm Widerstand den Schädel einschlagen."

„Sie kennen den Herzog schlecht, wenn Sie ihm ein solches Manöver zutrauen. Er wird Sie an einem Punkte fassen, wo Sie es am wenigsten erwarten."

„Wo?"

„Zum Beispiel bei Oudenaarde. Es ist ein Unsinn, sich bei diesem Platze zu verliegen. Zwingen wir Marlborough sich zurückzuziehen, so fällt die Festung ohnehin in unsere Hand. Wir müssen schlagen, sage Ich Ihnen, schlagen!"

„Und das Land verwüsten," empört sich der Herzog von Burgund, „das wir für Frankreich erobern wollen?"

„Sie werden nie Gelegenheit haben, es zu erobern, wenn Sie meinen Rat mißachten."

„Der König hat mir nicht seine besten Truppen anvertraut, damit ich sie ohne Not opfere."

„Der König hat Sie zum Generalissimus seiner besten Armee ernannt, damit Sie mit ihr Siege erringen. Wenn Sie nichts tun als in einer Position, die ich für viel schwächer halte als Sie, den Feind erwarten, so werden Sie mehr verlieren als Sie ahnen."

Ein Offizier tritt ein, die Mappe mit den Depeschen unterm Arm. Er steht unschlüssig, wem er sie überreichen soll. Mit entschiedener Bewegung greift Vendome danach, versenkt sich in das Studium der Berichte.

„Nun?" fragt der Prinz von Burgund spöttisch. „Werden Sie die Güte haben, lieber Herzog, uns den Inhalt der Depeschen mitzuteilen?"

Vendome blickt auf, sieht den Königsenkel an. Seine finstern Augen glühen.

„Sie sind schlimmer, als ich erwartete. Marlborough ist bereits über die Dendre gegangen und marschiert auf die Schelde zu."

„Das ist doch unmöglich!" fährt der Prinz erschrocken auf.

Vendome zuckt die Achseln.

„Ich weiß auch nicht, wie das zugegangen ist. Seine Truppen müssen Tag und Nacht marschiert sein. Diese Schnellig-

keit sieht ihm sonst nicht ähnlich. Es muß eine unbekannte Kraft wirksam sein, die ihn antreibt. Vielleicht — aber nein," unterbricht er sich selbst, „daran ist doch wohl nicht zu denken." Er wendet sich dem Offizier zu, der noch immer wartend steht. „Befehl an Marschall Biron. Die Kavallerie geht nach Gent, der Vortrab, dessen Befehl er übernimmt, überschreitet die Schelde bei Gaveren und rückt in Eilmärschen gegen Oudenaarde. Die Höhen bei dieser Stadt sind zu besetzen. Gehen Sie."

Seine Handbewegung fegt den Boten zum Zelt hinaus. Kaum aber ist dieser verschwunden, als die Empörung der übrigen gegen Vendome sich Bahn bricht.

„Das ist unerhört!" ruft Puysegur.

„Wer kommandiert hier eigentlich?" sekundiert ihm Matignon. „Sie oder Monseigneur?"

„Ich finde auch," fügt der Herzog von Burgund hinzu, in einem Tone, dessen angenommene Festigkeit vergebens innere Unsicherheit zu überdecken sucht, „daß Sie mich hätten fragen müssen, ehe Sie so entscheidende Befehle erteilten."

„Und die kostbare Zeit verschwenden?" fährt Vendome auf. „Gebe Gott, daß wir trotz aller Eile nicht zu spät kommen!"

„Zu spät, wozu?"

„Marlborough zu schlagen, solange er noch allein ist!"

„Sie sprechen in Rätseln, Herzog."

„Ich habe selten Vorahnungen, Monseigneur; wenn ich aber welche habe, so täuschen sie mich nie."

„Und diese Ihre Vorahnung?" Es soll spöttisch klingen, aber die Erregung Vendomes hat den Prinzen angesteckt.

„Ist die, daß der Prinz von Savoyen sich mit Marlborough vereinigt hat."

Ein Augenblick lähmenden Schweigens. Dann Puysegurs zornig höhnische Stimme:

„Sie sehen Gespenster, lieber Herzog."

„Gott gebe es," hackt Vendome frostig zurück. „Aber diese

Bewegung ist ganz nach der Art des Savoyers. Marlborough, so fähig er ist, hätte sie nie gewagt."

„Der Prinz von Savoyen steht an der Mosel und wartet auf die Reichskontingente, die, wie unsere verläßlichsten Berichte melden, überaus langsam eintreffen."

„So hat er sie beflügelt oder sonst eines seiner Zauberkunststücke mit ihnen gemacht, in denen er Meister ist. Der Prinz an der Mosel? Der Prinz ist immer dort, wo man ihn am wenigsten vermutet."

„Genug des Streites," unterbricht der Herzog von Burgund herrisch die Auseinandersetzung. „Durch Ihr vorschnelles Eingreifen, Herzog, haben Sie es uns unmöglich gemacht, unsern wohlerwogenen Plan, uns hinter Gent und Brügge zu ziehen, auszuführen. Wir müssen nun überlegen, was wir weiter beginnen."

„Was ist da zu überlegen?" ruft Vendome außer sich. „Wir müssen mit der Armee vorrücken und den Gegner stellen, wo wir ihn finden!"

„Dazu genügen die Truppen Birons. Sie sprachen ja selbst davon, daß nur einzelne Abteilungen Marlboroughs über die Dendre können."

„Weil ich ein Narr war! Weil ich nicht wußte, daß der Prinz von Savoyen schon zu Marlborough gestoßen ist." Seine zitternde Hand rauft den grauen Knebelbart. „Oh Gott!" stöhnt er. „So viel Zeit verloren! So viel Zeit!"

„Der Prinz ist nicht bei Marlborough!" schreit der Herzog von Burgund außer sich. Die halsstarrige Schwarzseherei Vendomes hat ihn aller anerzogenen Fassung beraubt.

„Der Prinz —" erwidert Vendome ebenso heftig, hält inne: abermals hat der Offizier von zuvor das Zelt betreten, einen einzelnen Brief in der Hand.

„Dringender Spionenbericht," meldet er.

„Geben Sie her." Vendome reißt ihm das Schreiben aus der Hand, bricht es auf, überfliegt den Inhalt mit einem Blick, läßt es sinken. „Der Prinz," nimmt er seinen vorigen

Satz wieder auf, „ist mit zwei Reiterregimentern seiner anmarschierenden Armee vorausgeeilt und im Lager des Marlborough eingetroffen."

Keiner findet Worte. Der Herzog von Burgund streckt die Hand nach dem Schreiben aus, Vendome reicht es ihm.

„Wollen Sie sich immer noch nicht schlagen, Monseigneur?" fragt er.

Der königliche Prinz sieht von dem Briefe auf, in dem er las.

„Nein, nein, nein!" ruft er in kindischem Trotze. „Jetzt weniger denn je! Rufen Sie Biron zurück! Wir gehen unter die Kanonen von Gent!"

„Und lassen uns vom Savoyer zur Schlacht zwingen, wo es ihm paßt? Nein, Monseigneur, jetzt nehme ich die Sache in die Hand! Sie können mich nachher vor das Kriegsgericht stellen lassen, aber jetzt kommandiere ich! Ich warne Sie, Monseigneur, Sie kennen den Prinzen nicht, aber ich kenne ihn, und Sie werden die Wahrheit meiner Behauptung bald erfahren: wenn Sie den Prinzen eine Abneigung gegen die Schlacht merken lassen, so wird er kommen und Sie zwingen, schlagen zu müssen!"



Herzog von Marlborough



„Er muß schlagen.“ Prinz Eugen stemmt den Finger auf die Karte. „Hier muß er schlagen.“

Der Herzog von Marlborough, der die eingelaufenen Depeschen und Meldungen durchsieht, blickt kaum auf, befaßt sich sogleich wieder mit den Berichten. Hingegen meldet sich Ouverkerk, der blaß und krank an der Seite des Kartentisches sitzt:

„Ist das nicht gewagt, Eure Hoheit? Die Franzosen sind um etwa zehntausend Mann stärker als wir.“

Abermals blickt Marlborough flüchtig auf, sagt nur kurz:

„Die gleicht des Prinzen Person aus.“

Er liest gleich weiter.

„Ich frage nicht im eigenen Namen,“ verteidigt sich Ouverkerk, „sondern in dem der Deputierten meines Staates. Man findet, wir sollten warten, bis Ihre Truppen eingetroffen sind, durchlauchtigster Prinz.“

„Und dem Feinde Zeit lassen,“ ruft der Savoyer, „sich zu verschanzen? Nichts da! Die Geschwindigkeit muß den Nachteil der geringern Truppenzahl wettmachen. — Was melden die Depeschen?“ wendet er sich an Marlborough.

„Lauter gute Dinge,“ lacht dieser. „Wir sind den Franzosen zuvorgekommen und haben die Höhen bei Oudenaarde besetzt. Die Franzosen haben ferner vergeblich versucht, unsern Übergang über die Dendre zu behindern und haben sich wieder gegen die Schelde zurückgezogen.“

„Oudenaarde selbst?“

„Hält sich wacker. Der Kommandant hat den Bürgern gedroht, sich mit der ganzen Festung in die Luft zu sprengen, wenn einer von Ergebung spricht.“

„Er soll bald erlöst sein. Die Franzosen haben sich zu sehr festgebissen. Das war ihr Fehler.“

Die eintretende Ordonnanz meldet:

„Lord Cadogan."

„Wie?" ruft Marlborough, „Cadogan ist hier? — Er soll hereinkommen," befiehlt er.

Die Ordonnanz geht, gleich darauf betritt der Gemeldete das Zelt, drahtig, hager. Stiefel, Kleidung, ja selbst Antlitz und Haar sind bestaubt, aber er scheint bester Dinge.

Marlborough wirft ihm einige englische Worte zu, auf die er ebenso antwortet. Ein paar Sätze wechseln sie in dieser Sprache, dann wendet sich der Herzog den beiden andern zu.

„Vergebung, meine Herren, ich vergaß, daß Sie englisch nicht verstehen. — Cadogan, wiederholen Sie den Herren, was Sie mir eben meldeten."

„Oudenaarde ist frei," sagt Lord Cadogan. „Die Franzosen haben die Belagerung aufgehoben und das Belagerungskorps zur Armee gezogen."

„Das geht noch besser als ich erwartete," ruft Prinz Eugen erfreut. „Weiter, Lord Cadogan, ich bitte Sie!"

„Da Vendome erkannte, daß ich über die Schelde wolle, sandte er mir sieben Bataillone entgegen, um die Straße von Oudenaarde nach Gent zu sperren. Es gelang uns, sie zu zersprengen, vier Bataillone fielen in unsere Hand, der Rest zog sich zurück. Ich ging über die Schelde, schlug vier Brükken für das Heer und ritt zurück, Ihnen den Erfolg meiner Aktion zu melden."

„Großartig, alter Junge," lobt Marlborough. „Das haben Sie fein gemacht."

„Und Rantzau?" fragt Eugen. „Ich sandte Ihnen doch Rantzau zuhilfe."

„Oh, Rantzau war mir eine gute Hilfe," erwidert Cadogan obenhin.

„Die Hauptarbeit hat doch Cadogan geleistet," fällt Marlborough eifrig ein. „Sie hören es doch aus seinem Berichte."

Der Prinz blickt rasch von einem zum andern. Engländer,

denkt er. Sie halten doch untereinander zusammen, um möglichst alle Lorbeeren unter sich zu teilen.

„Ich halte Lord Cadogan und Rantzau für viel zu gute Edelleute," sagt er bedeutsam, „als daß sie einander den Ruhm streitig machen wollten. — Nun, meine Herren, die Brücken über die Schelde sind geschlagen, eilen wir, sie zu benützen. Lord Cadogan, Sie haben wohl die Güte, das Lager zu alarmieren. Alles soll sich marschfertig machen, wir brechen sogleich auf." Cadogan grüßt und verläßt das Zelt, Eugen kehrt sich wieder Marlborough und Duverkerk zu. Die großen, für gewöhnlich dunklen und etwas schwermütigen Augen leuchten, der festgepreßte Mund lacht.

„Wir haben sie, meine Herren!" ruft der Savoyer. „Nun kommt es darauf an, sie nicht mehr loszulassen. Hier die Disposition zur Schlacht." Er beugt sich über die Karte, deutet auf einzelne Punkte, indem er spricht. „Sie, Herzog, senden Cadogans Korps sogleich zwanzig Bataillone zur Sicherung des Überganges nach. Indessen rücken wir mit der Hauptmacht hinterdrein. Ich mit dem rechten Flügel voran, Sie folgen mit dem Zentrum und dem linken Flügel. Sogleich nach dem Übergang über die Schelde nehmen wir mit unsern Truppen Aufstellung. Da die Franzosen von Süden anrücken, muß ihr linker Flügel, mir gegenüber, ihr stärkster Punkt sein. Ich werde mich also zunächst darauf beschränken, diesen festzuhalten." Er hebt für einen Augenblick den Kopf, blitzt den Herzog aus seinen tiefen Augen an. „Es ist der Angelpunkt der Schlacht, seien Sie dessen eingedenk!"

„Sie können beruhigt sein," bemerkt Marlborough phlegmatisch.

„Sie haben die Aufgabe, den rechten feindlichen Flügel zu werfen. Die Schnelligkeit, mit welcher dies geschieht, entscheidet den weitern Verlauf des Kampfes. Gelingt es Ihnen ohne besondere Mühe, den Widerstand zu brechen, so drükken Sie den geschlagenen Flügel gegen das Zentrum, drängen beide rücksichtslos auf mich und überlassen es mir, stand-

zuhalten, bis wir die feindliche Armee wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben haben."

„Gut," nickt Marlborough. „Ich verstehe."

„Stoßen Sie hingegen auf stärkere Abwehr und weicht der Feind nur langsam, so senden Sie mir, sobald Sie nur irgend können, alle verfügbaren Truppen, besonders Kavallerie. Dann breche ich auf meinem Flügel vor, und wir nehmen den Feind in die Zange und zerdrücken ihn so."

„Alles klar und lichtvoll," stimmt Marlborough zu. „Gehen wir?" Er greift nach seinem Degen, der quer über einem Lehnstuhl liegt. Auch der Savoyer schiebt seine Waffe ins Gehenk.

„Halt, meine Herren, halt!" Der Marschall Ouverkerk ist aufgestanden, stützt sich mit der Linken auf den Stuhl, hebt die Rechte den beiden abwehrend entgegen. „Was ist's mit mir? Sie schmieden Ihre Pläne und sprechen von mir kein Wort?"

Prinz Eugen eilt auf ihn zu, erfaßt die erhobene Hand mit seinen beiden.

„Lieber Marschall," sagt er warm, „es geschah nicht aus Mißachtung. Sie wissen, wie sehr wir Sie schätzen. Aber Sie sind krank — müssen sich schonen —"

„Was krank! Was schonen!" fährt ihm der Marschall dazwischen. Von Wort zu Wort wird seine Stimme heller, sein trübes Auge klarer. „Ich krank, wenn es in die Schlacht geht? Setzen Sie mich auf ein Pferd, und Sie sollen sehen, daß der alte Ouverkerk immer noch seinen Mann stellt!"

Eugen und Marlborough wechseln bedenkliche Blicke; dieser sagt zögernd:

„Wir glauben es gern; aber —"

„Kein ‚aber'," unterbricht ihn Ouverkerk. „Ich mag nicht fähig sein, in meinem Zustand eine Schlacht zu lenken, aber fechten kann ich wie irgendein anderer Mann." Er stampft mit dem Fuße auf. „Sie dürfen mich nicht zurücklassen!"

„Sie sind ein prachtvoller alter Bursche!“ ruft Marlborough enthusiastisch. Er faßt den Marschall unter dem Arm. „Kommen Sie!“

„Und rasch!“ ergänzt der Prinz bedeutsam. „Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Ich führe die Kavallerie im Trabe vor, die Infanterie folgt im Schnellschritt.“

Wie Prinz Eugen es vorausgesagt hatte, kommt sein, der rechte Flügel der alliierten Armee zuerst ins Feuer, einem Feinde gegenüber, der alle Kräfte einsetzt, das Vordringen der Preußen und Engländer, die auf diesem Flügel kämpfen, zu verhindern.

Es ist eine seltsame Schlacht, eine Schlacht ohne Artillerie: die Franzosen haben nur zehn Stücke bei sich, die Alliierten, die in schnellstem Vormarsch zwei Flüsse passieren mußten, gar nur sieben. So leitet nicht die übliche Kanonade das Gefecht ein: die beiden Schlachtreihen stürmen aufeinander los, voll einer stummen Erbitterung, die sich nicht einmal in dem die Nerven entspannenden Flintengeknatter auf weitere Entfernung Luft macht; erst da die Linien einander ganz nahe sind, fallen die ersten Schüsse, und nun hat das einsetzende rasende Kleingewehrfeuer furchtbare Wirkung: auf beiden Seiten fallen ganze Reihen, ohne daß eine Partei einen Vorteil zu erringen vermöchte. Immer wieder stürmen die Preußen an, werden immer wieder in Unordnung zurückgeworfen. Dem Erbprinzen von Hannover wird das Pferd unterm Leib erschossen, er gerät in Gefahr, gefangen genommen zu werden; englische Truppen unter dem Herzog von Argyle und preußische unter dem General von Lottum hauen ihn heraus; um den Prinzen Eugen, der, wie immer in dickstem Kampfgewühl, sein Leben rücksichtslos aufs Spiel setzt, fallen Mannschaften und Offiziere in Massen; er selbst bleibt wie durch ein Wunder unverletzt, ebenso wie der Herzog von Vendome, der, ihm gegenüberstehend, der Gefahr ebensowenig ausweicht und immer neue Bataillone in den Kampf zieht, offensichtlich bestrebt, den Prinzen festzuhalten und die Entscheidung auf dem andern Flügel zu suchen: sein Plan gleicht, allerdings mit verkehrten Fronten, aufs Haar dem Eugens.

Dieser andere Flügel, der linke der Alliierten, dem rechten der Franzosen gegenüber, ist mittlerweile auch in den Kampf gekommen. Den Holländern treten hier französische Elitetruppen entgegen, vor allem die Regimenter der Maison du Roi, die sich rühmen, noch nie geschlagen worden zu sein. Sie fangen denn auch den wütenden Angriff Ouverkerks, der sich mit rücksichtsloser Selbstaufopferung in den Kampf stürzt, unerschüttert auf und weichen keinen Fußbreit zurück.

Allerdings nicht mehr als das. Vergeblich sendet Vendome einen Adjutanten nach dem andern zu seinem rechten Flügel mit dem Befehl, anzugreifen und den Gegner zu werfen: die Adjutanten werden von höheren Offizieren abgefangen, Vendomes Befehle entweder überhaupt nicht weitergegeben oder dem dort kommandierenden Herzog von Burgund als Ausfluß von Vendomes Machtbegierde dargestellt, die Kommandanten der Unterabteilungen scheren sich um keinen höhern Auftrag, fechten, jeder mit seinem Heerhaufen für sich, beschränken sich darauf, den Ansturm Ouverkerks abzuwehren, ohne nachzustoßen.

Prinz Eugen hat, obgleich er auf seinem Flügel vollauf beschäftigt ist, dieses Zögern wohl bemerkt. Im Nu ist er entschlossen, seinen Plan zu verändern, den linken Flügel der Alliierten zum Drehpunkt zu machen und auf seiner Seite den entscheidenden Vorstoß zu unternehmen. Er spricht bei dem Herzog von Marlborough, der sich bei den Truppen Ouverkerks aufhält, Sukkurs an. Marlborough gehorcht, sendet achtzehn Bataillone auf den rechten Flügel. Das war es, was der Prinz brauchte. Die frischen Truppen werden, kaum angelangt, sogleich in den Kampf eingesetzt, überrennen in einem Ansturm die erste Linie der Franzosen.

Aber Vendome gibt sich noch nicht geschlagen. Noch einmal fängt er die weichenden Truppen auf, und da er weiß, wieviel das Beispiel des Feldherrn ausmacht, steigt er vom Pferd und setzt sich persönlich an die Spitze seiner Soldaten. Das Würgen rund um ihn ist zu höllischer Grausigkeit an-

gewachsen, aber er scheint es nicht einmal zu bemerken. Immer wieder erklingt das bellende „En avant!" seiner heisern Stimme, das die Weichenden unwiderstehlich vorwärts reißt, und er führt im erbitterten Handgemenge seinen Degen wie nur einer seiner Frontoffiziere, den Tod abwehrend und austeilend.

Zwei- oder dreimal sieht er sich gegenüber eine kleine Gestalt in einem abgeschabten braunen Überrock. Gleich ihm schwingt der Savoyer den schlachtengewohnten Degen, gleich ihm feuert er seine Soldaten an. Vendome fühlt heiß den Wunsch in sich aufsteigen, mit seinem großen Gegner zusammenzutreffen, den Degen mit ihm zu kreuzen. Immer wieder aber reißt sie das Kampfgewühl voneinander — und da der Marschall ihn, der ihm immer mehr höchstes Ziel des Kampfes wird, endlich erreichen zu können glaubt, tauchen plötzlich in seiner Flanke Reitergeschwader auf, und breite Pallasche beginnen in die Reihen der Seinen einzuhauen: Prinz Eugen hat die gesamte preußische Kavallerie unter General von Natzmer in den Kampf geworfen, um dem ermüdenden Feinde den Fang zu geben.

Das ist das Ende, Vendome täuscht sich keinen Augenblick lang darüber, zumal stammelnde, schweißbedeckte Ordonnanzoffiziere, bekritzelte Papierfetzen in den Händen, ihn davon unterrichten, daß auch auf dem rechten französischen Flügel der Widerstand zu brechen beginnt. Auch dort hat Kavallerie den Ausschlag gegeben, die, im Rücken der Fechtenden auftauchend, die Truppen einzukreisen droht. Es gibt nur ein Mittel, die Niederlage nicht zur Katastrophe werden zu lassen: den schleunigen Rückzug. Er befiehlt ihn mit gebrochener Stimme persönlich seinen Kolonnen, durch die Ordonnanzoffiziere, die zugleich seine Ankunft melden sollen, den Truppen des rechten Flügels, zieht sich aus dem Getümmel, wirft sich aufs Pferd und jagt dem andern Ende der Front zu, um dort zu retten, was noch zu retten ist.

Sein Fortgehen entmutigt die Soldaten vollends. Der befohlene Rückzug artet bald in Unordnung aus, die im Nu

zu kopfloser Flucht wird. Während einzelne Abteilungen noch einigermaßen geordnet zurückweichen, lösen sich die meisten andern auf, die Soldaten werfen Flinten und Seitengewehr von sich, retten sich ins Buschwerk, in die Wälder der Umgebung, in vereinzelte Häuser, werden von den unbarmherzig verfolgenden Preußen gefangengenommen oder niedergehauen.

Auf dem rechten Flügel angelangt, findet Vendome die Lage verzweifelt. Auch hier die Lösung aller Ordnung, auch hier feindliche Kavallerie — es ist das dänische Hilfskorps unter dem Grafen von Tilly —, die alle Abhilfe aussichtslos zu machen scheint. Da retten wenigstens die Regimenter der Maison du Roi die französische Waffenehre. Zusammengeballt, die Verwundeten, Fahnen und hohen Offiziere — den völlig kopflosen Herzog von Burgund vor allem — in der Mitte, werfen sie sich in wuchtigem Stoß gegen den sie umklammernden Ring, durchbrechen ihn, bringen sich, marschierend und immer wieder gegen die nachdrängenden Sieger Front machend, in Sicherheit, indes die zurückbleibenden Kameraden zu ganzen Regimentern zur Waffenstreckung gezwungen werden.

Erst das Dunkel der einbrechenden Nacht, das Freund von Feind nicht unterscheiden läßt, macht dem Würgen und der Verfolgung ein Ende. Die Trümmer der geschlagenen Armee ziehen sich in den Schutz der eroberten flandrischen Städte zurück, wohin ihnen zu folgen die Alliierten sich nicht bemühen: das ganze Land muß im Verlauf des Feldzuges ohnehin ihr eigen werden, und Eugens menschenfreundlicher Natur widerstrebt es, Blut überflüssig zu vergießen. Statt dessen ist er bemüht, jenes zu stillen, das auch nun noch, nach dem Ende des erbitterten Ringens und als dessen trauriger Erfolg fließt: ein ganzes Drittel der Armee verbringt die Nacht damit, das Schlachtfeld nach etwa noch Lebenden abzusuchen. Jeder noch so schwache Hilferuf wird gehört, jede noch so schwache Bewegung bemerkt, und das Linnen, das sich lindernd um Wunden legt, fragt nicht, ob

diese Wunden von den Waffen der Sieger oder von denen der Besiegten geschlagen wurden.

Erst der früh hereinbrechende Morgen, der einen glühend heißen Sommertag ankündigt, läßt den ganzen Umfang des Sieges übersehen. Als die letzten die Umgebung abstreifenden Abteilungen eingerückt, als die letzten Trophäen den drei Feldherren, dem nun wieder schwermütig ernsten Eugen, dem ewig lachenden Marlborough und dem nach der Erregung der Schlacht wieder in seine Krankheit zurückgefallenen Ouverkerk zu Füßen gelegt, als die Gefangenen befragt, die Zählungen abgeschlossen sind, ergibt sich, daß die Franzosen an Toten, Verwundeten und Gefangenen über zwanzigtausend Mann verloren haben. Fünfundzwanzig Fahnen, vierunddreißig Reiterstandarten und sämtliche zehn Geschütze der geschlagenen Armee sind in der Hand der Sieger — und der größte Erfolg von allem: der Weg nach Süden, gegen Lille, die Hauptfestung Frankreichs, ist frei.

Fülle des Glücks

Der Kardinal Sacripanti, der dem Kaiser das päpstliche Breve überbrachte und nun zum Gehör erschienen ist, um die Antwort entgegenzunehmen, nennt sich bescheiden einen Nuntius, einen bloßen Boten. Das hindert aber nicht, daß er in Würde und Auftreten ein wahrer Kirchenfürst ist. Kappa und Kalotte sind von schwerem Atlas, das Kleid aus feinstem Tuch. Der durchgeistigte Greisenkopf ist hoch aufgeworfen, die lebhaften Südländeraugen blitzen dem Kaiser entgegen, bemüht, dessen Stimmung zu erforschen, vielleicht auch Schwächen zu erspähen, in die er, der würdige Schüler einer eineinhalb Jahrtausende alten Diplomatie, dann einhaken könnte.

Doch die gesammelte, undurchdringliche Haltung des jungen Kaisers enttäuscht seine Erwartungen, Joseph ist sehr höflich, sehr gelassen, sehr majestätisch. Er überreicht dem Kardinal die kaiserliche Antwort mit ein paar wohlgesetzten Worten, erbittet sich die weitere geistliche Huld seines obersten Seelenhirten — klang nicht leise Ironie durch seine Worte? — und scheint die Audienz damit für beendet zu halten.

Aber der Kardinal zögert, sich zu entfernen. Er hat Auftrag, Meinung und Absichten des Kaisers zu erforschen, und da dieser keine Anstalten macht, davon zu sprechen, muß er selbst beginnen.

„Seine Heiligkeit," hebt er an, „beklagt aufs bitterste die Irrungen, die zwischen ihm und Eurer Majestät entstanden sind. Um so mehr," setzt er mit leisem Tremolo seiner wohllautenden, in zahllosen Aussprachen geschulten Stimme hinzu, „als der gesamte päpstliche Stuhl, Seine Heiligkeit an der Spitze, Eurer Majestät Wohlergehen mit der innigsten Liebe verfolgt."

„Wir haben es gesehen," erwidert der Kaiser unbewegten Gesichts — er verwendet das feierliche ‚Wir' statt des von ihm sonst gebrauchten ‚Ich' — „als im Vorjahre Seine Heiligkeit Unsere Kriegsvölker mit dem Banne belegte."

„Da der größte Teil dieser Kriegsvölker," kann der Kardinal sich nicht enthalten boshaft zu bemerken, „Preußen, also lutherische Ketzer waren, so wird der Bann ihr Gemüt nicht arg berührt haben."

„Das war Seiner Heiligkeit persönliches Mißgeschick. Darum wiederholt er nun in seinem Breve den Bann gegen Unsere katholischen Soldaten."

„Seine Heiligkeit war dazu gezwungen, um den keineswegs herausgeforderten Angriff auf Comacchio abzuwehren."

„Seine Heiligkeit wird gut daran tun, weltliche Angelegenheiten nicht mit geistlichen zu vermengen. Zumal Wir mit der Wegnahme von Comacchio uns nur zurückholten, was Rechtens unser ist."

„Wie," ruft der Kardinal mit geheucheltem Erstaunen, „sollte es Eurer Majestät unbekannt sein, daß die Stadt ein Teil des Kirchenstaates ist?"

„Comacchio ist Reichslehen, und das Reich hat nie darauf verzichtet. Wir kennen den Brauch des päpstlichen Stuhles, in Notzeiten des Reiches Landschaften und Städte zu besetzen und aus der Veralterung des Unrechts Rechtstitel abzuleiten, aber Wir sind nicht gesonnen, ein solches Vorgehen länger zu dulden."

„Eure Majestät — Seine Heiligkeit, weit entfernt davon, sich mit Eurer Majestät in Rechtsstreitigkeiten einlassen zu wollen —"

„Der Rechtsstreit ist entschieden," unterbricht ihn Joseph mit Nachdruck. „Wir haben die Frage reiflich untersucht, Wir haben das Gutbefinden Unseres geheimen und des ganzen Reichshofrates, die Meinung verschiedener auswärtiger Gottesgelahrter, Männer, die der geistlichen und weltlichen Rechte kundig sind, eingeholt und sind uns Unserer Rechte

gewiß. Darum weisen Wir die sogenannten Nullitätsdeklarationen Seiner Heiligkeit zurück und erklären sie für nichtig und ungültig, und ebenso den mit ihnen verknüpften Bann."

Er spricht mit der stets gleichen gelassenen Stimme. Dennoch wirken seine Worte auf den Kirchenfürsten, als sei eine Granate vor seinen Füßen geplatzt. Er fährt zurück, das Blut steigt ihm ins Gesicht, er vermag vor überraschter Empörung zunächst nichts zu reden. Es dauert fast eine halbe Minute, bis er seine Fassung zurückgewonnen hat.

„Eure Majestät," sagt er endlich mit bebender Stimme, „einen päpstlichen Bann kann niemand lösen als der Papst selbst."

„Er braucht nicht gelöst zu werden," beharrt der Kaiser, „weil ihm die gesetzlichen Erfordernisse abgehen. Nach den Worten der Heiligen Väter aber haben zu Unrecht auferlegte Strafen keine Wirkung, sie fallen auf den zurück, der sie aussprach. So überlassen Wir das Urteil getrost dem Himmel und der unparteiischen Welt. Die Freunde Seiner Heiligkeit freilich, der bourbonische Hof und sein Anhang," setzt er beißend hinzu, „werden anderer Ansicht sein. Aber das hat Uns nicht zu kümmern. Wir bestehen auf Unserm Recht und räumen niemandem, auch Seiner Heiligkeit nicht die Gewalt ein oder können zugeben, daß jemand sich unterstehe, das wieder aufzuheben, was Wir kraft Unseres kaiserlichen Amtes anbefohlen haben. Und Wir hoffen, das ganze Reich wird Uns, wenn es die Notwendigkeit erfordern sollte, mit Hilfe und Rat nachdrücklich beistehen."

Seinen bestürzten Unmut hinter der Maske diplomatischer Glätte verbergend, hat Kardinal Sacripanti die entschiedenen Worte des Kaisers angehört. Er sieht eine Kraft vor sich, der die seine nicht gewachsen ist. Es gilt, einen annehmbaren Rückzug durchzuführen.

„Mit Schmerz," entgegnet er, „muß ich bemerken, daß Eure Majestät sich über die Empfindungen Seiner Heiligkeit einem beklagenswerten Irrtum hingeben. Ich sagte es schon

eingangs und wiederhole es, daß der Heilige Vater Eurer Majestät völlig ergeben ist."

Mit einer Handbewegung wischt Joseph die Versicherung des Kirchenfürsten fort.

„Und ich wiederhole," sagt er, „daß Wir es bemerkt haben. Der Groll des römischen Hofes, als wir Neapel besetzten, die Weigerung Seiner Heiligkeit, meinen Bruder Karl als König von Spanien oder wenigstens als König schlechthin anzuerkennen, die ununterbrochenen Versuche des päpstlichen Stuhles, sich Reichsland anzueignen, sprechen beredt von den wahren Empfindungen des Heiligen Vaters gegen Uns. — Doch genug davon," unterbricht er sich selbst. „Leben Sie wohl, Eminenz, reisen Sie glücklich und empfehlen Sie mich dem Gebete Seiner Heiligkeit."

„Das ist unnötig," gibt der Kardinal würdevoll zurück. „Seine Heiligkeit betet alltäglich für das geistige und leibliche Wohl Eurer Majestät." Er rafft die Falten seines scharlachroten Priesterkleides enger an sich und verläßt nach einer tiefen Verbeugung das Arbeitszimmer des Kaisers.

Joseph hat die Verbeugung mit einem hoheitsvollen Kopfnicken beantwortet, kehrt zu seinem Schreibtische zurück. Mißvergnügt blättert er in den Akten, mit denen die berühmte grüne Mappe bis zum Bersten angefüllt ist, klingelt, befiehlt dem eintretenden Lakaien:

„Ich lasse Seine Exzellenz den Fürsten Salm bitten."

Der Lakai verschwindet, erscheint gleich wieder, meldet den Verlangten, läßt ihn eintreten, zieht leise die Tür hinter ihm zu.

Der Kaiser blickt auf.

„Nun, Salm? Ist Seine Eminenz expediert?"

„Mit allem Umstand, der seinem hohen Range gebührt," bestätigt der Fürst, fügt mit verstecktem Lächeln hinzu: „Seine Eminenz schien von der Audienz nicht eben erfreut zu sein. Bei einem mindern Subjekt würde ich sagen, er sei recht verdattert weggegangen."

Die unbekümmerte Ausdrucksweise lockt auf den Lippen des Kaisers gleichfalls ein Lächeln hervor.

„Ich habe ihm hart zugesetzt," sagt Joseph. „Aber polit, immer polit."

„Das ist es, was den geistlichen Herrn am meisten aus dem Konzept gebracht zu haben scheint. Er meinte wohl, Eurer Majestät Temperament —"

„— werde mich meine Würde vergessen lassen, mich gar zum Schelten und Schreien bringen, also daß ich mich gegen den päpstlichen Hof ins Unrecht setze? Nein, Salm, so dumm bin ich nicht. Einiges habe ich doch schon zugelernt." Er reckt sich in den Schultern. „Der Papst soll mich nur aus meinen Taten erkennen."

„So vermeinen Eure Majestät —"

„Ich gebe Comacchio nicht mehr her. Und ebensowenig Parma und Piacenza. Und wenn mich die Kurie noch lange reizt, so werd' ich Lutheraner."

„Eure Majestät!"

„Es war nur ein Spaß. Aber gestehen Sie, Salm, daß einem die Halsstarrigkeit des Papstes Lust machen kann, die Fesseln, in die er uns immer wieder zu legen sucht, ein für allemal abzuwerfen."

„Der Papst würde geschmeidiger sein, wenn er nicht im Reiche selbst stets neuen Rückhalt fände."

„Ja, die katholischen Fürsten vergessen gern, daß sie vor allem Diener des Reiches sein sollen. Aber die evangelischen sind auch nicht besser. Sie haben die Klagen des Herzogs von Hannover gelesen?"

„Ich selbst hatte die Ehre, seinen Brief in Eurer Majestät Portefeuille zu legen."

Der Kaiser sucht unter den Papieren, zieht das Schreiben heraus, überfliegt es nochmals.

„Im Tatsächlichen kann ich ihm nicht unrecht geben," bemerkt er ärgerlich. „Es ist das alte Elend. Die Kreise sandten weder die Truppen noch die Summen, zu denen sie

sich verpflichtet haben. Mit sechzehntausend Mann wird er keine kriegerischen Lorbeeren einheimsen. Aber darum geht es ihm ja auch nicht. Er will aus seinen schuldigen Diensten, zu denen er sich erst drängte, ein Geschäft herausschlagen."

„Eure Majestät sprechen von der Kurwürde?"

„Ich spreche von der Kurwürde, ja. Ich habe in Gottesnamen nichts dagegen, aber wenn ich sie ihm verleihe, so haben die Evangelischen im Kollegio das Übergewicht und die Katholischen schreien Zeter und Mordio; dann muß ich einen neuen katholischen Kurfürsten erkiesen, und dann schreien wieder die Lutheraner; so kommt abermals ein evangelischer und dann ein katholischer und so fort mit Grazie ad infinitum."

„So schlagen ihm kaiserliche Majestät sein Ansuchen ab."

„Dann ist er imstande und läßt die Armee im Stich. Er droht es mir ohnehin." Er blickt wieder in den Brief. „Über den Prinzen von Savoyen beschwert er sich auch," grollt er. „Sagt, er sei überlistet worden. Als wären wir verpflichtet, ihm die geheimsten Pläne auf die Nase zu binden. Was kann ich dafür, daß er kein solcher Feldherr ist wie der Savoyer? Der Herzog von Hannover hätte gewiß nie eine so glorreiche Viktorie erfochten, wie es die bei Oudenaarde ist." Er legt das Schreiben des Kurfürsten fort, nimmt ein anderes Blatt auf. „Wollte Gott, ich bekäme lauter solche Berichte, wie es der des Prinzen ist!"

„Einen Prinz Eugen von Savoyen gibt es eben nur einmal, Eure Majestät."

„Womit Sie sagen wollen, daß ich nicht unbescheiden sein und Gott danken soll, daß er mir wenigstens diesen Mann geschickt hat? Sie mögen recht haben." Er deutet auf das Blatt. „Er schreibt mir, daß er Ryssel belagern will."

„Lille, Eure Majestät."

„Sagen Sie ‚Ryssel', ‚Lille' hat es erst König Ludwig getauft. Aber die Stadt ist vlämisch und soll, wenn es nach mir geht, wieder vlämisch werden."

„Der Prinz wird eine harte Nuß zu knacken haben. Die Festung ist von Vauban erbaut."

„Ich weiß, ich kenne die Pläne. Aber seien Sie ruhig, Salm; wenn der Prinz seine Hand darauf legt, so ist sie so gut wie erobert." Er faltet die Hände. „Gott hat mich in diesem Jahre sichtbarlich gesegnet. Auch die Nachrichten aus Spanien lauten zufriedenstellend. Guido Starhemberg bewährt seinen alten Ruf."

„Und auch in Ungarn scheint es vorwärtszugehen."

„Ich habe die ungarischen Nachrichten noch nicht gelesen. Der Kardinal störte mich, als ich sie beginnen wollte. Gibt es etwas Neues?"

„Heister hat das Kommando wieder übernommen und meldet, die Unzufriedenheit unter den Rebellen wachse von Tag zu Tag. Er hatte ein Treffen mit der feindlichen Reiterei, und es kostete ihn wenig Mühe, die Haufen zu zersprengen. Nun bereite er einen Hauptschlag vor, mit dem er den ganzen Krieg zu beenden hoffe. Auch Siebenbürgen ist gesichert."

Joseph schüttelt den Kopf.

„Das ist alles zu schön, als daß nicht der Pferdefuß zum Vorschein kommen müßte. Nennen Sie mir ihn, Salm."

„Ich wäre glücklich, wenn ich es tun könnte, Eure Majestät. Denn ehrlich gestanden, auch mich macht diese Fülle des Glückes bange. Es wäre denn, daß der Himmel Sie für den Kummer entschädigen will, den Ihnen das Reich nicht müde wird zu bereiten."

Mit einer kraftvollen Bewegung schlägt der Kaiser die Mappe zu.

„Auch das soll anders werden," sagt er fest.

Als wolle er die Gesundheit seiner Gäste ausbringen, hebt Prinz Eugen sein Glas. Aber er hält in der Bewegung inne, betrachtet, indes die Gespräche verstummen und alle ihn erwartungsvoll ansehen, den durchscheinenden Rubin des Burgunders gegen das Licht.

„Eure Majestät und durchlauchtigste Herren," sagt er endlich gedankenvoll, „weshalb sind Sie eigentlich gekommen? Sie werden eine Kriegsarbeit sehen wie viele andere, die sich nur durch die Größe der angewandten Mittel unterscheidet. Verändert aber ein Ding sein Wesen, wenn es mit zehn vervielfacht wird? Es klingt verwunderlich aus dem Munde eines Gastgebers, aber ich muß Ihnen offen sagen: Sie verlieren Ihre Zeit. — Was natürlich nicht hindert," setzt er höflich hinzu, „daß Sie mir herzlich willkommen sind."

Marlborough, der dem Prinzen gegenübersitzt, blinzelt ihm vergnügt und vielsagend zu. Ihm klingen noch im Ohre die herben Worte des Savoyers, als ihnen die verschiedenen hohen Besuche angekündigt worden waren. Es geht wie ein Fieber durch ganz Europa, jedermann will dabei sein, wenn die Festung Lille, das Meisterwerk von Vaubans Befestigungskunst, von den Alliierten berannt wird. Hohe Wetten über den Ausgang des Unternehmens sind abgeschlossen worden. Denn während die einen behaupten, zweien Feldherren vom Range Eugens von Savoyen und Marlboroughs sei nichts unmöglich, versichern die andern, vor Lille würden die beiden ihren Ruhm verlieren. Nicht nur das Bollwerk für sich, zwei der besten Marschälle Frankreichs stünden ihnen außerdem gegenüber: in Lille selbst der Herzog von Boufflers, der ruhmreiche Verteidiger von Namur, bei der Ersatzarmee aber, die immer noch bedeutend stärker ist als die den Alliierten unter-

stehenden Truppen, Vendome, dessen Kredit in Versailles gewaltig gestiegen ist, seit er die Kriegsereignisse in Flandern so richtig voraussagte. Dieser Verbindung könnten, so sagen die Zweifler, selbst Heerführer wie Eugen und Marlborough nicht Herr werden. Und sie erinnern an das viel schwächere Toulon, von dem der Savoyer wieder abziehen mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Einer ähnlichen Ansicht scheint auch König August von Polen, Kurfürst von Sachsen zu sein, der an des Prinzen Seite sitzt.

„Lieber Prinz," sagt er mit seiner dröhnenden Stimme, „um unsere Zeit sollen Sie sich keine Sorgen machen. Sie ist gut angewandt angesichts des großartigen Schauspiels, das uns erwartet, mag dieses welchen Ausgang immer nehmen."

Der Prinz sieht den Koloß zu seiner Rechten, neben dem seine schmächtige Gestalt fast verschwindet, ruhig an.

„Schauspiel, sagen Eure Majestät. Es wird allerdings ein blutiges Schauspiel, und Sie können Gott danken, daß Sie es als bloßer Zuschauer erleben."

Dem König steigt das Blut zu Kopfe und färbt das ohnehin schon rote Gesicht zu dunklem Purpur.

„Darauf sollten Sie sich nicht verlassen," lärmt er. „So mich die Lust anwandelt, so soll nichts mich abhalten, mich in die vordersten Tranchéen zu begeben und einen Sturm mitzumachen. Oder zweifeln Sie an meinem Mute?" fügt er herausfordernd hinzu.

Die wieder aufgenommenen Gespräche der andern stocken. Verstohlene Blicke streifen den Savoyer, dessen Miene sich nicht verändert hat.

„Nichts liegt mir ferner," gibt er kaltblütig zurück. „Dennoch muß ich Sie bitten, von Ihrem eben geäußerten Vorhaben abzustehen. Wenn Ihnen etwas widerfährt, so trage ich die Verantwortung."

König August lacht höhnisch auf. Sein hoffärtiges Wesen erträgt den Einspruch nicht.

„Sie sind um Ihre Gäste sehr besorgt, mein Prinz,"

bemerkt er spöttisch. „Erst war es unsere Zeit, die Ihnen Kopfschmerzen bereitete, nun ist es unser Leben. Was mich betrifft," prahlt er, „so spreche ich Sie von aller Verantwortung frei. Über mein Leben bestimme ich selbst. Wenn Sie also keinen andern Grund haben —"

„Den habe ich allerdings." Eugens Stimme bleibt ruhig und voll gemessener Höflichkeit. „Eure Majestät sind ein großer Herr. Es könnte Ihnen beifallen, am Kampfe nicht nur teilnehmen, sondern ihn auch befehligen zu wollen."

„Glauben Sie etwa, ich werde wie ein gemeiner Soldat mit der Muskete gegen den Feind rücken?"

„Nein." Eines nach dem andern fallen Eugens Worte in das atemlose Lauschen. „Weil Sie es überhaupt nicht tun werden. Weil," fährt er fort, die zornig kugeligen Augen des Königs mit den seinen bannend, „ich dafür sorgen werde, daß niemand unsere Pläne störe. Vor Lille kommandieren der Herzog von Marlborough und ich. Sonst niemand." Er hat auch jetzt seine Stimme nicht erhoben, blickt dem König, der aussieht, als ob er im nächsten Augenblick bersten werde, in das violette Gesicht.

Das dauert einige Sekunden lang. Dann weichen die Augen Augusts den unerbittlich festen Eugens aus, senken sich. Das Blut ebbt aus den feisten Wangen zurück. Die riesige Pranke, die zur Faust geballt auf dem Tische lag, öffnet sich, das Messer, das sie umklammert hielt, fällt in zwei Stücke gebrochen auf den Damast nieder.

„Das ist allerdings ein Grund," sagt August mit schwankender Stimme, „dem ich mich fügen muß. Ich werde mir gewiß angelegen sein lassen, Ihre Pläne nicht zu stören. Aber —" er bemüht sich ein versöhnliches Wort zu finden — „Sie begreifen, daß ich soviel sehen möchte wie möglich. Man hat nicht alle Tage Gelegenheit, von solchen Meistern der Kriegskunst zu lernen."

Die Schmeichelei gleitet am Prinzen ab wie früher die Drohung. Seine Miene bleibt höflich unbeteiligt wie zuvor.

„Ich hoffe, Eurer Majestät Gelegenheit dazu geben zu können," entgegnet er, dreht den Kopf nach dem hinter ihm stehenden Diener. „Ein anderes Messer für Seine Majestät," befiehlt er.

Ein erleichtertes Aufatmen geht durch die Tafelrunde. Die unterbrochenen Gespräche werden fortgeführt, das Klappern der Teller und das Klingen der Gläser setzt wieder ein. Die beiden Erbprinzen von Hannover und von Hessen-Kassel vertiefen sich in ein militärisches Gespräch, indes der Savoyer sich dem hessischen Landgrafen zuwendet, der über das Verhalten der hessischen Truppen offenbar einige Lobsprüche einheimsen möchte.

Nur zerstreut läßt Prinz Eugen sie ihm zuteil werden: er hat am Eingang einen seiner Generale bemerkt, der mit dem dort stehenden diensttuenden Offizier einige Worte wechselt, suchend um sich blickt, dann auf ihn zugeht und wartend neben seinem Sessel stehen bleibt.

Mit höflicher Entschuldigung unterbricht der Prinz das Gespräch mit dem Landgrafen, wendet sich dem Neuangekommenen zu.

„Sie wünschen mich zu sprechen, General?" fragt er.

„Eure Hoheit wollen mein Eindringen verzeihen," sagt der General entschuldigend. „Aber meinem Reitknecht wurden auf dem Feldpostamt etliche Briefe eingehändigt, darunter sich auch zwei an Sie gerichtete befanden. Und da ich dachte, selbe könnten etwa eilig sein —"

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet für Ihren Eifer. Geben Sie," sagt Eugen. „Beiläufig, Majestät und durchlauchtigste Herren," fügt er mit vorstellender Handbewegung hinzu, „General von Dopf, einer meiner fähigsten Kommandanten. — Wollen Sie nicht Platz nehmen, General?"

„Ich danke Eurer Hoheit, aber ich muß sogleich wieder zum Dienst zurück. Ich wollte nur nicht zögern, Ihnen Ihre Briefe zu überreichen."

„Dann wäre es von mir unhöflich, mit dem Lesen zu zögern. Ich bitte Eure Durchlaucht nochmals um Entschuldigung," wendet er sich zum Landgrafen, bricht das Siegel des einen Briefes, vertieft sich in dessen Inhalt.

Das Schreiben stammt von den Deputierten der Generalstaaten und enthält die nun schon gewohnten Bedenken gegen eine tatkräftige Kriegsführung. Schade, denkt er, daß Duverkerk krank ist. Der würde den Herren schon die richtige Antwort erteilen. Man wird sie wieder vertrösten müssen, und inzwischen —

„Ich möchte nur eines wissen," schlägt die Stimme des Erbprinzen von Hessen-Kassel in seine Gedanken. „Ein Werk wie die Belagerung von Lille erfordert viel schweres Geschütz. Wo nehmen wir es her?"

Prinz Eugen blickt von dem Briefe auf.

„Im Sas van Gent steht schwere Artillerie zur Genüge," sagt er kurz.

„Ja," wendet der Erbprinz respektvoll, doch beharrlich ein. „Doch zwischen dem Sas van Gent und Lille liegen die Franzosen. Darum eben fragte ich," setzt er schüchtern hinzu.

Prinz Eugen faltet den Brief, reicht ihn über den Tisch Marlborough zu. „Aus dem Haag", sagt er erklärend, wendet sich wieder dem Erbprinzen zu.

„Sie haben selbständige Gedanken," bemerkt er mit einem anerkennenden Blick. „Das ist löblich. — Wir bringen das Geschütz zunächst zu Wasser nach Antwerpen und von da zu Lande nach Brüssel. Und weil Sie," schließt er wohlgelaunt, „so großes Verständnis für die Kriegsnotwendigkeiten zeigen, so sollen Sie die Sicherung des Zuges von Brüssel nach Lille übernehmen."

„Wirklich?" ruft der Erbprinz strahlend, während sein Vater, der Landgraf, erfreut über die seinem Sohne widerfahrene Auszeichnung, eine stolze Miene annimmt. „Haben Eure Hoheit so viel Vertrauen zu mir?"

„Noch mehr," sagt Eugen freundlich. „Ich werde selbst

nach Brüssel kommen, den Transport der Geschütze zu überwachen. Somit vertraue ich Ihnen auch die Sicherheit meiner Person an. Sorgen Sie demnach dafür," lächelt er, „daß ich nicht den Franzosen in die Hände falle!"

„Eher lasse ich mich in Stücke reißen," versichert der Erbprinz feurig.

„Das täte ich eigenhändig an dir," setzt sein Vater hinzu, „wenn des Prinzen Hoheit Schaden erlitte."

„Ich bin Ihnen für Ihre gute Meinung sehr verbunden," sagt der Prinz mit einer hoheitsvoll anmutenden Beugung des Kopfes. Er greift nach dem zweiten Brief, betrachtet ihn aufmerksam. „Eine seltsame Überschrift," sagt er halblaut, liest vor: „An Seine Eminenz den Prinzen von Savoyen."

„Vielleicht ernennt Sie der Papst zum Erzbischof," meint König August und lacht dröhnend über seinen eigenen Witz.

Der Prinz antwortet nicht, öffnet vorsichtig den Umschlag. Ein graues Löschpapier steckt darin, das mit einer fettigen Masse getränkt ist. Ohne irgendwelche Überraschung zu zeigen, läßt er es zu Boden fallen. Der General, der immer noch neben ihm steht, bückt sich, um es aufzuheben.

„Liegen lassen!" klingt scharf die Stimme des Savoyers auf. „Das Papier ist vergiftet."

Seine Worte verursachen allgemeinen Aufruhr. Man springt auf, drängt näher, betrachtet aus vorsichtiger Entfernung das schmutzige graue Blatt. König Augusts rotes Gesicht ist aschfahl geworden.

„Sie wollen doch nicht sagen," stößt er stockend hervor, „daß man Ihnen ans Leben wollte?"

„Es ist nicht das erstemal," antwortet der Prinz achselzuckend, „daß ich einen solchen Brief erhalte."

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„Lassen Sie das Papier einem Hunde um den Hals binden und Sie können gewiß sein, daß er binnen vierundzwanzig Stunden verendet."

„Aber wer —?"

„Ich habe überall Feinde," beantwortet der Prinz mit melancholischem Gleichmut die unvollendete Frage. „In Frankreich, in Spanien, am päpstlichen Hof — sogar an dem des Kaisers."

„Das muß man doch untersuchen — die Täter ihrer Bestrafung zuführen!"

„Man wird sie nicht finden. Und wozu strafen? Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen." Er lehnt sich zurück, greift abermals nach seinem Glas.

„Erklären Sie sich," drängt König August.

Der Prinz antwortet nicht sogleich, betrachtet wie zuvor den rubinroten Wein.

„Man fürchtet mich," sagt er endlich langsam. „Man will mich aus dem Wege räumen. Wenn ich noch irgend unsicher war, so gibt mir dies die volle Gewißheit: Lille wird unser. — Eure Majestät — durchlauchtigste Herren —" er verneigt sich leicht mit feinem Lächeln gegen die ihn Umstehenden — „darauf erhebe ich mein Glas."

Keine fahnenschwenkenden Deputationen, kein weltlicher und geistlicher Prunk erwartet Rakoczy, da er in Talya unweit von Tokaj einreitet. Die Bauern rücken nur mürrisch die Hüte, schauen seinem in Eisen gekleideten Gefolge mit finstern Blicken nach.

Vor dem Schlosse angelangt, in dem die eilig zusammengerufene Tagung stattfinden soll, steigt der Fürst mühselig vom Pferde: der Sturz, den er vor wenigen Tagen getan, als er verzweifelt seine schlecht ausgebildeten, schlecht gerüsteten, schlecht genährten Aufgebote gegen Marschall Heisters Regimenter führte, macht sich noch immer fühlbar. Neben sich sieht er Bercsenyi ähnlich mühevoll absteigen: den wieder behindert die Schulterwunde, die er in der gleichen Schlacht erlitt und die ihm, da ihm die Reitknechte zu Boden helfen, manch schweren Fluch entlockt.

Nun stehen sie nebeneinander vor dem Tore und sehen einander mit trüben Blicken an. Aus dem Innern des Gebäudes schallt der dumpfe Lärm verworrener Stimmen, aus dem ab und zu eine hellere aufsteigt, immer wieder bemüht, das Gewirr zu übertönen.

„Das ist Karolyi," bemerkt Bercsenyi düster, „der sich vergeblich Gehör zu schaffen sucht. Du wirst keinen leichten Stand haben, Ferencz."

Rakoczy antwortet nicht sogleich, rückt sich erst den Verband seines Gesichtes zurecht — die Wunde, die ihm den Mund beschädigte, ist gleichfalls eine böse Erinnerung an die verlorene Schlacht —, sagt endlich:

„Sie sollen mir nichts anhaben. Ich habe ihnen zu lange nachgegeben, wo ich hätte beharren sollen. Nun sollen sie ihren Herrn kennen lernen." Er macht einige Schritte gegen

das Tor zu, wendet sich nochmals um. „Ist das nicht seltsam," bemerkt er, „daß man die Menschen sogar zu ihrer Freiheit zwingen muß?"

Bercsenyi antwortet nicht, schweigend legen sie den Weg durch die weitläufigen Gänge zurück bis zum Rittersaal, in dem die Versammlung tagt. Den Offizier, der vorauseilen will, sie anzumelden, schiebt der Fürst beiseite, öffnet mit eigener Hand die Saaltüre.

Sein Eintreten macht dem Stimmengewirr ein Ende. Die Teilnehmer der Versammlung nehmen den Kalpak vom Haupte, kehren langsam zu ihren Sitzen zurück, die sie im Eifer der Auseinandersetzung verließen. Dem erhöhten Platz zuschreitend, den man für ihn errichtet hat, blickt Rakoczy geradeaus vor sich hin; dennoch bemerkt er nur zu gut die Verstocktheit in den Gesichtern der meisten.

Unbewegter Miene läßt er sich auf seinem Sitze nieder, gibt den übrigen ein leichtes Zeichen, seinem Beispiel zu folgen. Alle gehorchen, nur Bercsenyi verschmäht den Sessel, tritt zu Rakoczys Lehnstuhl, bleibt, die Hände über der Brust kreuzend, unbeweglich stehen.

Rakoczy wartet, bis Stille eingetreten ist, beginnt dann mit erzwungen ruhiger Stimme, die durch den Verband um seinen Mund stark behindert wird:

„Ich habe euch in einer ernsten Stunde zusammengerufen, um mit euch die nächsten Schritte zu beraten. Wir wollen nicht leugnen, daß wir bei Trenczin eine schwere Niederlage erlitten haben. Die Fuchtel der kaiserlichen Feldwebel war stärker als die todesverachtende Tapferkeit der ungarischen Heldensöhne. Aber es ist noch nichts verloren, solange unser Wille zum Widerstande, unsere Bereitschaft, trotz allen Widrigkeiten die Freiheit unseres teuren Vaterlandes zu erringen, nicht gebrochen ist."

Er bemüht sich, mit Wärme zu sprechen, aber er merkt deutlich, daß er seine Zuhörer nicht in der Hand hat wie sonst. Schweigend sitzen sie, unbeweglich, die umdunkelten Blicke

zur Erde gesenkt. Nicht ein Auge begegnet dem seinen. Mit einiger Anstrengung spricht er weiter:

„Wir sind ja auch nicht allein in unserm gerechten Kampf. Das mächtige Frankreich unterstützt uns mit Waffen und Geld, Rußland läßt sich unser Los angelegen sein, mit dem Sultan sind vielversprechende Unterhandlungen eingeleitet. Nach deren Abschluß werden zehntausend kampferprobte Arnauten zu uns stoßen, um mit uns den Kampf zu erneuen. Noch ist der Kern Ungarns in unserer Hand, und wir wollen Bürge sein dafür, daß er es bleibt. Indessen grüßen wir die treuen Gebiete, die gegenwärtig unter dem Joch des Bluthundes Heister schmachten, die Bergstädte vor allem, und versprechen ihnen feierlich, daß wir Blut und Leben daransetzen wollen, sie so schnell wie möglich zu befreien."

Auch diesmal bleibt der erwartete Widerhall aus. Nach wie vor verharren sie in ihrem verstockten Schweigen, spielen mürrisch mit dem Schnurrbart, kauen verdrossen an den Lippen. Einer gähnt verstohlen, blickt gleichgültig zum Fenster hinaus, obgleich draußen nichts zu sehen ist als der wolkenverhangene Himmel eines kühlen, trüben Augusttages.

Rakoczy fühlt einen dumpfen Groll in sich aufsteigen. Das also ist der Dank für die Opfer, die er gebracht hat, für den Verzicht auf die ihm wiederholt angebotene kaiserliche Gnade, das die Anhänglichkeit an das Vaterland, die sie bei festlichen Gelagen so eifrig zu versichern bemüht waren? Er beschließt, den freundlichen Ton zu lassen, in dem er bisher zu ihnen sprach, sie, wie er es Bercsenyi ankündigte, den Befehl des Herrn vernehmen zu lassen. Schärfer als bisher setzt er fort:

„Ich sehe euch niedergeschlagen und weiß nicht warum. Es ist nicht das erstemal, daß wir überlegenen Waffen weichen mußten, und wir haben dennoch immer wieder das uns Entrissene erobert. Warum sollte es diesmal anders sein? Weil uns wieder Heister gegenübersteht, unser uns wohlbekannter Todfeind? Aber beweist nicht eben seine neuerliche Ernennung,

daß auch Wien am Ende ist, daß es seinen letzten Trumpf ausspielt, und daß es für uns nur darauf ankommt, diesen nochmals zu stechen, wie wir ihn schon einmal gestochen haben? Als wir den Kampf für unsere Freiheit begannen, wußten wir alle gut, daß dieser Kampf Opfer kosten werde. Ich habe mich ihnen nicht entzogen, aber ich verlange von eurer jedem, daß er desgleichen tue, daß nicht Feigheit und Mattherzigkeit das Erreichte gefährde und uns zu einem Frieden zwinge, der nichts anderes wäre als eine bedingungslose Übergabe an die Unterdrücker unserer Heimat!"

Schweigen, Schweigen. Wenn er allein in dem weitläufigen Saal stünde, es könnte nicht stiller um ihn sein. Er möchte am liebsten schreien, um diese Mauer der toten Stille zu durchdringen, aber er weiß, daß es vergeblich wäre. Es bleibt ihm nur eines: sie zum Sprechen zu zwingen, um ihre verhohlenen Gedanken zu erforschen. So schließt er:

„Ich habe euch stets berufen, wenn es not tat, ich habe eure Meinung angehört und mir angelegen sein lassen. Ich will es auch diesmal. Sprecht ungescheut, wie es freien Männern geziemt, aber vergeßt nicht, daß nicht ich allein, nicht nur die hier Anwesenden, daß das ganze Vaterland euch hört."

Nun erst kommt etwas wie eine Bewegung unter die Versammelten. Sie wispern untereinander, wechseln fragende, auffordernde Blicke. Endlich steht der alte Otliok auf, ein greiser Krieger, unter dessen buschigen weißen Augenbrauen aber die Blicke in unvermindertem Feuer sprühen. Sie blitzen auch heute unerschrocken den Fürsten an, da der Alte zu reden anhebt:

„Du hast, mein Fürst," sagt er, „viel Schönes und Gutes vom Vaterland gesprochen und daß wir zu dessen Rettung berufen seien. Wir alle, die wir hier sitzen, sind auch diesem Rufe gefolgt, und nur ein Schelm kann sagen, daß wir nicht Leib und Leben gewagt hätten an alles, was du von uns verlangtest."

Ein Murmeln, fast ein Murren geht durch den Saal. Der Widerhall, den Rakoczy so bitter vermißte — nun ist er da! Gesteigert fährt Otliok fort:

„Sieh dir nun das Vaterland an, das wir nach deinem Worte retten, befreien sollten. Wo früher lachende Fluren, reife Felder sich breiteten, ist heute unfruchtbares Ödland, wo geräumige Dörfer im Schatten alter Bäume prangten, recken sich heute aus Schutthaufen ein paar brandgeschwärzte Balken anklagend gegen den Himmel. Niemand kann erweisen, daß der Krieg zum Nutzen des Landes geführt werde. Denn mag er wie immer enden, ein ganzes Geschlecht wird zu tun haben, die Wunden zu heilen, die er dem Lande schlug."

Rakoczy hört neben sich einen Laut des Unmuts: Bercsenyi hat ihn ausgestoßen. Aber der schwache Einspruch geht unter in der lärmenden Zustimmung, die Otlioks Worte bei der Mehrzahl der Versammelten finden. Halblaute Rufe fliegen auf, die Säbel, in ihren Scheiden gegen den Boden gestoßen, klirren drohend, die Gesichter heben sich, zornige Augen starren Rakoczy entgegen.

„Du sagst," spricht der Alte weiter, „Frankreich unterstütze uns. Aber wo bleibt das Geld, das es uns versprach, wo die Waffen, die uns helfen sollten, den Kampf zu führen? Längst ist alles Gold und Silber aus dem Lande verschwunden, Kupferkreuzer sind alles, was uns übrig geblieben ist, die Waffen sind zerschrottet, und Frankreich, das mächtige Frankreich hat mit sich selbst zu tun, um vor den Siegen der kaiserlichen Waffen nicht zusammenzubrechen. — Du sprichst von Rußland. Aber Rußland kümmert sich keinen Pfifferling um uns, es trachtet dem Kaiser nur gefällig zu sein, und überdies wird es alle seine Kraft anspannen müssen, sich der Schweden zu erwehren. Du sprichst endlich vom Türken. Der hat von den Schlägen von Zenta noch genug und wird sich hüten, den Frieden zu brechen. Wohin wir auch blicken —" der Redner breitet die Arme aus — „sind wir allein und verlassen von allen. Wie lange währt es noch, so müssen wir uns

auf Gnade und Ungnade ergeben. Ist es da nicht besser, einen Frieden zu schließen, solange wir noch Zeit haben, solang wir es noch unter annehmbaren Bedingungen können?"

Nun bricht der Sturm los. Die meisten der Anwesenden springen auf, schwenken die Arme, schreien. Von allen Seiten klingt es: „Frieden! Frieden!" Die Anhänger Rakoczys — wie wenige sind ihrer doch! — stehen ohnmächtig in dem wilden Toben, das sie in sich einschlingt wie sturmbewegte See gekenterte Kähne.

Rakoczy allein hat sich nicht gerührt. Nur härter ist sein Gesicht geworden und fahler. Erst da sich der Sturm nicht legen will, steht er auf, überblickt mit glühenden Augen die Versammlung. Und so groß ist immer noch sein Ansehen, daß nun allmählich doch die Erregung verebbt, daß sie alle lauschen, was er dem Sprecher antworten will.

„Ich hätte nicht gedacht," sagt er mit bebenden Lippen, „aus einem ungarischen Munde solche Worte zu hören. Du sprichst wie der Verräter Oszkay, der des ungarischen Namens unwert ist. Sieh zu, daß dir nicht auch seine Strafe zuteil werde, daß du nicht geächtet werdest wie er!"

„Geächtet!" lacht Otliok höhnisch auf. „Er ist in Gnaden aufgenommen und vom Kaiser zum General ernannt. Der Kaiser selbst hat seine Begnadigung und sein Patent unterschrieben."

Rakoczy vermag kaum noch an sich zu halten. Sein wundes Gesicht zuckt, die Hände krampfen sich um die Scheide seines Säbels, die er quer vor sich hinhält.

„Es gibt auch noch andere Strafen," gurgelt er. „Denk' an den Verräter Beszeredyi, dem ich den Kopf vor die Füße legen ließ!"

„Ja," schreit Otliok, „und an den jungen Okolicsanyi, den du gleichfalls hinrichten ließest, und an Rakowszky, der zu Onod vor deinen Augen niedergesäbelt wurde!"

Ein Aufbrüllen neben Rakoczy. Bercsenyi hat den Säbel

aus der Scheide gerissen, springt, ihn über dem Kopf schwingend, vorwärts.

„Das kann wieder geschehen!“ heult er.

Im Nu sind die meisten Säbel blank. Ein unbeschreiblicher Tumult setzt ein. Stühle werden umgeworfen, eine Bank kracht zusammen, eine Fensterscheibe zerklirrt. Es sieht aus, als müsse es im nächsten Augenblick zum Handgemenge kommen.

Karolyi ist es, der die Lage rettet. Waffenlos, die beiden Hände vorgestreckt, wirft er sich zwischen die Streitenden. Seine helle, durchdringende Stimme überschreit den Lärm, bringt die außer Rand und Band Geratenen wieder einigermaßen zur Besinnung.

„Seid ihr wahnsinnig,“ schreit er, „in Gegenwart des Fürsten blank zu ziehen? Weg mit den Waffen! Die Säbel in die Scheiden! Otliok, steck' ein!“ Das gilt dem Alten, der, zusammengekauert wie zum Sprung, mit lauernd gekniffenen Augen Bercsenyi entgegensieht, den Säbel hiebbereit in der Hand. „Steck' ein, sag ich!“ wiederholt Karolyi. „Und du auch, Bercsenyi,“ mahnt er diesen. — „Mein Fürst,“ wendet er sich, als die beiden widerwillig seiner Aufforderung gefolgt sind, an Rakoczy, „vergib den ärgerlichen Auftritt. Es ist unentschuldbar, daß ungarische Waffen vor dir gezückt wurden, um sich gegeneinander zu kehren, aber du selbst hast freies Wort gefordert, und es durfte nicht behindert werden.“

„Bist du auch schon mit den Verrätern im Bunde?“ schreit Bercsenyi, abermals an den kaum in die Scheide gesteckten Säbel greifend.

Die Worte verursachen einen neuen Tumult. Mit Mühe vermag Karolyi ihn zu bannen, spricht mit Würde:

„Der Fürst weiß, wie ich zu ihm stehe. Ihm allein schulde ich Rechtfertigung.“ Er richtet das Wort wieder an Rakoczy. „Solange du uns nicht verlässest, werden auch wir dich nicht verlassen. Aber in Demut bitte auch ich dich: mache dem Kampf ein Ende, ehe der Kampf mit uns ein Ende macht.

Du siehst, wie es steht. Noch — du sagst es — halten wir das Herz Ungarns in unsern Händen; doch wir wissen nicht, wie lange wir es noch vermögen. Raffe alle Kraft zusammen, den Feind endgültig zurückzuschlagen. Vermagst du es aber nicht, so füge dich ins Unvermeidliche und warte einen bessern Zeitpunkt ab, unser aller Ziel zu erreichen. Der Übermacht zu weichen ist keine Schande; wohl aber ist es Torheit, in Verzweiflung das Letzte zu opfern und damit auch kommenden Geschlechtern die Möglichkeit ihrer Befreiung zu rauben."

Es ist wieder totenstill geworden im Saal. Aber diesmal ist es ein Schweigen nicht der Verstocktheit, sondern gespannter Erwartung. Aller Blicke sind fragend, forschend auf den Fürsten gerichtet, aller Ohren schärfen sich dem Wort entgegen, das er sprechen soll.

Es ist das Wort der Entscheidung, das sie von ihm erwarten, Rakoczy weiß es. Sein Ausspruch entscheidet über Tod und Leben von Tausenden, ja, über die Zukunft des ganzen Landes. Aber eben darum unterdrückt er das weiche Gefühl, das ihn bei Karolyis klug gesetzten Worten überkam, verfällt wieder in die Halsstarrigkeit, die das einzige war, das ihn während der schweren Jahre des Kampfes aufrecht hielt.

„Du redest gut," sagt er mit ruhiger, verhaltener Stimme, „aber wir haben keine Wahl. Wir haben den römischen Kaiser Joseph der ungarischen Krone für verlustig erklärt, wir können unsern Beschluß nicht widerrufen. Wir werden kämpfen, solange noch eine Hand den Säbel halten, die Flinte noch abfeuern kann. Ich hoffe, daß trotz allem erlittenen Unglück dennoch der Sieg unser sein wird; ist es uns aber bestimmt, zu fallen, so sollen sie wenigstens sehen, daß wir unser Letztes an unsere Freiheit setzten. Über alles mögen sie Sieger sein, nur über unsere Ehre nicht." Er kehrt sich der Türe zu und verläßt unter dem immer noch anhaltenden Schweigen der Versammlung den Saal.

„Miklos," sagt er draußen zu Bercsenyi, der ihm allein

gefolgt ist, „wir müssen Maßregeln ergreifen, den Geist des Widerstandes zu brechen."

„Es tut dringend not," knurrt Bercsenyi. „Sie haben doch sogar schon den Tolvay als Unterhändler nach Wien geschickt, um ihre Unterwerfung anzubieten."

„So weit ist es schon gekommen!" stößt Rakoczy dumpf hervor. Er bleibt stehen, überlegt. „Laß den Otliok verhaften," befiehlt er dann entschieden, „und alle, die mit ihm eines Sinnes sind. Wenn sie die Rädelsführer in Ketten sehen, werden sie von ihren meuterischen Gelüsten lassen."

Dem Herzog von Chamillart ist es gar nicht wohl im Feldlager der französischen Armee. Nicht nur, daß er all die Annehmlichkeiten des Versailler Hofes entbehren muß, das behagliche Leben, die Gunst seines Monarchen, die Scharen von Höflingen, die ihn umdrängen und umschmeicheln, nicht nur, daß er auf einem harten Feldbett schlafen, die derbe Soldatenkost essen, die Rolle eines zweitrangigen und, wie es scheint, sehr unerwünschten Deputierten übernehmen muß — er sieht sich zu alledem vor die undankbare Aufgabe gestellt, zwischen dem hitzigen, hochfahrenden Herzog von Burgund, dem eigensinnigen Herzog von Berwick und dem kotzengroben, ewig beleidigten Herzog von Vendome vermitteln zu sollen. Vergeblich wedelt er mit seinem parfümierten Taschentuch unaufhörlich Wolken von Wohlgerüchen in die Dunstluft des Zeltes, vergeblich verschwendet er seine süßesten Töne: es gelingt ihm nicht, eines der finstern Gesichter aufzuhellen. So rettet er sich schließlich in seinen Auftrag. Wenn sie schon seiner Stimme nicht achten, denkt er, auf die des Königs werden sie hören.

„Es ist der unbedingte Wille Seiner Majestät," erklärt er entschieden, „daß Lille eiligst entsetzt werde. Nicht meinem Erstaunen, Monseigneur," wendet er sich vorsichtig an den Prinzen, „sondern dem des Königs gebe ich befehlsgemäß Ausdruck, daß es dazu erst einer Anfrage in Versailles bedurfte, daß die Kommandanten der Entsatzarmee nicht aus eigenem alles taten, diese Absicht zu erreichen."

„Da hören Sie's," wirft Vendome mit seiner heisern, ausgeschrieenen Stimme ein.

Auf den königlichen Prinzen macht die Mißbilligung seines erlauchten Großvaters so wenig Eindruck wie der Vor-

wurf in Vendomes Worten. Mit vollendetem Gleichmut erklärt er: „Dann werden wir eben schlagen."

„Nein!" läßt sich Vendome wieder vernehmen.

Der Prinz richtet seine schläfrigen Augen auf ihn.

„Sie werden mir immer unbegreiflicher, lieber Herzog," sagt er mit gönnerhafter Nachlässigkeit. „Wer anders als Sie predigte unaufhörlich, wir müßten den Kampf aufnehmen? Und nun, da es nach Ihrem Willen gehen soll, sind Sie plötzlich wieder anderer Ansicht."

Voll unverhohlener Feindseligkeit mißt ihn Vendome vom Kopf bis zu den Füßen. Sein Schweigen ist das Schweigen eines, der überlegt, ob er einem Dummkopf überhaupt antworten soll.

„Nicht meine Ansicht," sagt er endlich, mehr zu Chamillart gewendet, „die Lage hat sich verändert. Als ich meinen ursprünglichen Vorschlag machte, waren die Feinde eben erst vor Lille eingelangt; der erste Sturm auf die Vorwerke hatte den Prinzen von Savoyen schwere Opfer gekostet; Marlborough, der sich uns in den Weg zu legen versuchte, konnte weder die Vereinigung meiner Truppen mit denen des Herzogs von Berwick hindern noch uns angreifen. Damals setzte ich mich dafür ein, Marlborough zu packen und zu schlagen; statt dessen ließ man kostbare Zeit verstreichen, die Marlborough dazu benützte, sich durch ansehnliche Teile von Eugens Armee zu verstärken. Ich machte darauf den Versuch, unmittelbar in die Ebene von Lille zu gelangen: die feindlichen Heere wären zwischen zwei Feuer gekommen, das unsere und das der Festungsbesatzung; aber der von mir anbefohlene Marsch ward mit solcher Umständlichkeit ins Werk gesetzt, daß Marlborough abermals Gelegenheit hatte, uns die Straßen und Übergänge zu sperren. Wieder wollte ich angreifen, und wieder wurde ich überstimmt: wir blieben ein paar Tage untätig stehen und ließen Marlborough Zeit, sich zu verschanzen. Jetzt, meine Herren, wäre ein Angriff ein Wahnsinn. Er würde nur furchtbare Opfer kosten, und selbst

im Falle eines glücklichen Ausganges — den ich bezweifle — hätten wir, erschöpft, aus tiefen Wunden blutend, es mit einer zweiten Armee zu tun, die kein geringerer führt als Eugen selbst. Darum mein zweimaliges Ja und mein jetziges Nein." Er verfällt wieder in sein Schweigen, spielt mit zuckenden Fingern an seinem Knebelbart.

Während der Erklärungen Vendomes hat der Herzog von Burgund wie ein übereifriger Schüler auf seinem Sessel herumgewetzt. Nun fällt er, kaum daß sein Vorredner das letzte Wort gesprochen hat, hastig ein:

„Wir versuchten dennoch einen Angriff, aber dieser wurde trotz schöner Anfangserfolge auf Befehl des Herrn Marschalls eingestellt."

„Ja," fährt Vendome unbeherrscht auf, „weil schon die feindliche Kanonade unsere Truppen derart schwächte, daß sie nur dezimiert an die Schanzen herangekommen wären!"

„Wir konnten vom eroberten Seclin aus operieren," beharrt der Prinz halsstarrig.

„Was für Operationen könnten Sie von einem elenden Flecken aus unternehmen, der vor der Verschanzung des Gegners liegt!"

„Unsere Pläne leiden an einem Grundfehler," läßt sich der Marschall von Berwick vernehmen. Es ist das erste Wort, das er während der Beratung spricht. „Wir mußten von Anbeginn an nur ein Ziel haben: unbekümmert um Marlborough vor Lille zu marschieren und den Prinzen Eugen zu schlagen."

Chamillart sieht, daß Vendome eine heftige Antwort auf der Zunge hat, beeilt sich, ihm ins Wort zu fallen.

„Meine Herren," ruft er. „Einigkeit, ich bitte Sie, mehr Einigkeit! Bedenken Sie, daß Sie mit Ihrem Zank nur dem Feinde nützen! Nehmen Sie sich ein Beispiel an Marlboroughs und Eugens Eintracht!"

„Denen wurden auch nicht Befehlshaber vorgesetzt," bellt Vendome, „die das Handwerk erst erlernen müssen."

Der unmittelbare Angriff bringt nun wieder den könig-

lichen Prinzen in Harnisch. Doch abermals ist Chamillart beflissen, dessen Losfahren zu verhindern. Mit beschwichtigenden Handbewegungen sprudelt er hervor:

„Es handelt sich nicht ums Lernen, lieber Herzog, sondern ums Ausüben. Sie sind der Ansicht, daß ein Angriff auf Marlborough unterbleiben müsse?"

„Unter den derzeitigen Umständen zweifellos."

„Und Sie, Monseigneur," kehrt sich Chamillart dem Prinzen zu, „meinen, daß er zu versuchen sei?"

„Da seine Majestät es befiehlt —"

„Hören Sie!" fällt ihm Vendome ins Wort. „Nach solchen Grundsätzen wird bei uns Krieg geführt! Seine Majestät kann unmöglich wissen —"

„Ich mache einen Vermittlungsvorschlag," unterbricht ihn Chamillart, mit erhobener Stimme, um sich Gehör zu verschaffen. „Wir machen die Entscheidung von einer Rekognoszierung abhängig, die wir persönlich vor den feindlichen Linien vornehmen."

„Sie wollen sich vor die feindlichen Linien wagen?" fragt Vendome höhnisch.

Voll verletzten Selbstgefühls bläht Chamillart die Brust.

„An Mut würde es mir nicht mangeln," versetzt er pathetisch. „Leider aber bin ich ein so schlechter Reiter, daß ich Sie nur behindern würde. Doch kann ich mit Hilfe eines Fernglases vom Kirchturm des Dorfes Seclin Ihren Weg verfolgen."

„Warum können wir nicht," wirft Berwick ein, „Ihrem Beispiel folgen und gleichfalls den Kirchturm von Seclin besteigen?"

„Vermutlich," bemerkt Vendome trocken, „weil dort zu wenig Platz ist. — Nun wohl, meine Herren. Es heißt zwar, daß ein General nur dann eine Rekognoszierung unternimmt, wenn er nichts Klügeres zu tun weiß, aber Sie sollen mir nicht vorwerfen können, ich habe mich gegen jeden Vorschlag gesperrt. Ich bin bereit."

Er steht auf und geht schlendernden Schrittes aus dem Zelt. Die Zurückbleibenden sehen einander an.

„Nun haben Sie's selbst gesehen, Chamillart," sagt der Herzog von Burgund erbittert. „Das geht nun den ganzen Feldzug so."

„Vendome ist ein Dickschädel," setzt der Herzog von Berwick hinzu, „der manchmal richtige Gedanken hat, aber den Fehler, sich durch keine Vernunftgründe überzeugen zu lassen."

„Und zudem ein Benehmen," nimmt der Prinz den Faden wieder auf, „das ich mir unmöglich länger gefallen lassen kann. Die Gnade, die mir Seine Majestät zu erweisen glaubte, indem er mir einen erfahrenen Ratgeber an die Seite setzte, wird mir zu täglich neuer Qual. Nie wurde ein Prinz von Frankreich so behandelt!"

„Vendome," setzte Chamillart vorsichtig an, „hat alle Schuld an dem Mißerfolg von Oudenaarde von sich abzuwälzen gewußt und sich überdies verpflichtet, den Kampf um Lille erfolgreich zu führen. Darauf vertraut Seine Majestät."

„Dann hätte man ihm den uneingeschränkten Oberbefehl übertragen müssen," versetzt der Prinz trotzig. „So aber trage ich die Verantwortung für die Fehler, die er begeht und die ich nur unvollkommen verbessern kann, da ich sie erst erfahre, wenn ihre üblen Wirkungen sich einstellen."

Chamillart findet, daß der Prinz reichlich auftrage. Aber wie ihm das beibringen? Er hat eine ausweichende Antwort auf der Zunge, aber zum Glück wird er durch den Wiedereintritt Vendomes auch dieser enthoben.

Der Marschall bleibt am Eingang stehen, mustert mit seinen finstern, tiefliegenden Augen die Anwesenden. Das verstummte Gespräch läßt ihn erkennen, daß von ihm die Rede war, und er kann sich denken, in welchem Sinne. Doch er beschränkt sich darauf, kurz zu bemerken :

„Die Pferde sind bereit." Und zu Chamillart gewendet:

„Sie, mein Herr, wird ein Offizier nach Seclin führen."

Schweigend verlassen die übrigen das Zelt. Draußen wartet ein kleines Gefolge von Offizieren und Festungsingenieuren, die beim Erscheinen der hohen Herren die Häupter entblößen. Der Herzog von Burgund dankt kurz und besteigt sein bereitgehaltenes Pferd. Berwick und Vendome folgen seinem Beispiele, ebenso einige Offiziere. Die Kavalkade setzt sich in Bewegung.

In kurzem Trabe geht es zum Lager hinaus, dann an den Feldwachen vorbei, die beim plötzlichen Auftauchen des glänzenden Reitertrupps überrascht die Gewehre präsentieren. Nun liegt die Ebene vor ihnen.

„Da sehen Sie," sagt Vendome rauh, weist mit seiner Hand auf die frisch aufgeworfenen Befestigungen, die sich vor ihnen hinziehen. „Von Noille bis Peronne Schanze an Schanze. Und das wollen Sie angreifen?"

Der Prinz antwortet ihm nicht, kehrt den Kopf zum Herzog von Berwick.

„Unsere Artillerie ist doch eingetroffen?" fragt er.

„Seit zwei Tagen schon," entwortet Berwick.

„So wollen wir morgen den Angriff mit einer Kanonade einleiten," entscheidet der Prinz. „Keine Schanze ist so fest, daß sie einer starken Beschießung standhalten könnte."

Diesmal ist es der Herzog von Berwick, der schweigt. Er fühlt Vendomes Blicke auf sich ruhen und vermag, von ihnen belastet, dem unsinnigen Einfall des Prinzen nicht einmal aus Höflichkeit beizustimmen.

Die Schanzen wachsen vor ihnen auf, höher, immer höher, eine Barriere, die die ganze weite Ebene sperrt. Dumpf dröhnt der trockene Boden unter den Hufen der Pferde, heiß schlägt der Sommerwind den Reitern ins Gesicht. Unbeweglich, leblos liegen die Schanzen.

Plötzlich an einem Punkte ihrer Krönung eine leichte Wolke, und kurz darauf der entfernte Donner einer De-

tonation. In einiger Entfernung wirft eine Vollkugel eine Staubfontäne hoch.

„Es scheint," stellt Vendome ironisch fest, „Marlborough hat auch Kanonen."

Wieder antwortet der Prinz nicht, drückt nur fester den Hut in die Stirn, gibt dem Pferde die Sporen. Der Schimmel zuckt zusammen, fällt in Galopp, ebenso, ihrem unbezähmbaren Nachahmungstrieb folgend, die übrigen Tiere.

Ein zweites Wölkchen, ein drittes und viertes. Die Kugeln fallen weit näher als die erste. Offenbar beginnt man sich auf die Gruppe einzuschießen.

Der Prinz beachtet es nicht. Ihm ist, als müsse er, da Vendome seine militärischen Fähigkeiten bezweifelt, ihm beweisen, daß es ihm wenigstens an Mut nicht mangelt. Er hat dem Pferde den Kopf ganz freigegeben, jagt in toller Karriere geradewegs auf die Schanzen zu.

„Wenn das so weitergeht, Monseigneur," hört er neben sich die spöttische Stimme Vendomes, „dann wird die Frage unseres Oberbefehles durch Marlborough gelöst werden."

Der Prinz, am Ende seiner Geduld, will ihm grob antworten, er möge sich um sich selbst kümmern, da fliegt eine Kugel so knapp über ihren Köpfen hin, daß sie das Zischen hören. Und gleich darauf krepiert sie hinter ihnen mit bösartigem Krachen. Erde und Metallstücke fliegen umher.

„Granaten," stellt Vendome trocken fest. „Sie machen Ernst mit uns."

Wie zur Antwort bricht aus den Schanzen heftiges Geschützfeuer los. Rechts und links von ihnen prasseln die Geschosse nieder, bersten. Eine hochgewirbelte Scholle spritzt auf der Schulter des Prinzen auseinander, hinter ihm erklingt ein Aufschrei. Der Prinz wendet den Kopf, sieht ein wild um sich schlagendes, sich auf dem Boden wälzendes Pferd, neben ihm einen der Offiziere seiner Begleitung, aus dessen Halse das Blut in mächtigen Stößen strömt. Er liegt unbeweglich, den Mund weit offen, die Augen verdreht.

„Das ist Wahnsinn," keucht Vendome, faßt das Pferd des Prinzen am Zügel, reißt es herum, daß der Reiter fast aus dem Sattel fliegt, jagt zurück.

Der Prinz hat immer noch den Kopf zurückgewendet.

„Wollen Sie den armen Martigny hilflos liegen lassen?" ruft er verzweifelt.

„Dem ist nicht mehr zu helfen," antwortet Vendome, ohne die Gangart seines Pferdes zu mäßigen. „Sahen Sie nicht, daß seine Halsschlagader aufgerissen war? Jetzt heißt es, uns selbst in Sicherheit bringen."

„Marlboroughs Leute werden sich um ihn kümmern," setzt der schweigsame Berwick hinzu.

Der Prinz blickt ihn zwischen Zweifel und Hoffnung an.

„Glauben Sie?"

Berwick nickt, deutet auf das Lager, dem sie sich rasch nähern, sagt nur ein Wort: „Vorwärts."

Die Beschießung hat aufgehört. Etwa ein Dutzend Granaten noch sandte der Gegner hinter ihnen her, aber keine davon richtete Schaden an. Nun sind sie schon bei den Vorposten, fallen in Trab.

„Vendome," stöhnt der Prinz, „das werde ich Ihnen nie verzeihen."

„Daß ich Ihnen das Leben gerettet habe?" gibt Vendome schroff zurück. „Danken Sie Gott, daß ich bei der Hand war. Sie haben uns alle in die äußerste Gefahr gebracht." Er läßt das Pferd, dessen Zügel er immer noch festhielt, los, treibt das eigene an, springt, vor dem Zelte angekommen ab, geht, ohne sich nach den andern umzusehen, hinein.

Im Zelte empfängt ihn der todbleiche, an allen Gliedern zitternde Chamillart.

„Vendome, um Gottes willen!"

„Sahen Sie alles recht deutlich durch Ihr Fernglas, ja? Und wurden Sie nicht gefährdet, nein? So reisen Sie mit Gott nach Paris zurück und melden Sie, daß ein Angriff auf Marlborough unmöglich ist."

Der Papst hat seine Rede beendet, sieht mit forschenden Augen, deren listigen Schimmer er durch eine angenommene wehleidige Miene zu verschleiern sucht, um sich. Ja, er kann zufrieden sein: kaum zwei oder drei der Kardinäle machen bedenkliche Gesichter, in den Zügen der übrigen ist rückhaltlose Zustimmung zu lesen. Befriedigt läßt er sich auf den Sitz seines Thrones zurücksinken, neigt gewährend das Haupt gegen den Kardinal Casoni, der mit Heben des Zeigefingers seiner Rechten sich zu Worte meldet.

Kaum wurde die erbetene Erlaubnis erteilt, so schnellt Casoni, wie von einer Feder hochgetrieben, auf. Er ist ein fleischiger, vollblütiger Mann in den besten Jahren, voll eines unbändigen Temperaments, das sich schon in den ersten Worten seiner Rede verrät.

„Das Konsistorium," beginnt er, „hat die berechtigten Klagen Seiner Heiligkeit vernommen. Wieder einmal erhebt der Antichrist sein Haupt aus dem Pfuhl, um den Sturm wider den Felsen Petri zu wagen. Wieder erleben wir die Tage des großen Feindes der Kirche, den Kampf des Kaisers gegen den Papst. Diesmal aber ist der Statthalter Christi nicht, wie einst, ghibellinischer Willkür ausgeliefert. Mächtige Freunde, vor allem der allerchristlichste König von Frankreich, sind bereit, unser gutes Recht zu schützen und werden vereint mit uns den Drachen in die Finsternis zurückstoßen, aus der er sich erhoben hat."

Der Redner hält inne, durch die Häufung schwülstiger Phrasen aus dem Wortschatz der Ecclesia militans etwas außer Atem gebracht, schaltet eine eindrucksvolle Pause ein. Dann setzt er mit neu gesammelter Kraft fort:

„Gestützt auf diese dem Konsistorium wohlbekannten Um-

stände können wir gar nicht anders als dem Willen Seiner Heiligkeit in Demut beistimmen. Ja! Gewalt gegen Gewalt. Die der Kirche gegen die des Kaisers! Der Kampf, von dem ich eben sprach, muß endlich einmal ausgefochten werden. Unsere tapferen Truppen, denen sich bald in großen Scharen Bundesgenossen anschließen werden, brennen darauf, sich mit dem Feinde zu schlagen. Ihr unwiderstehlicher Vormarsch wird mit ihrem Triumph enden — und damit zugleich mit dem endgültigen der Kirche."

In wohlberechneter Steigerung hat er die letzten Worte mit erhobener Stimme hervorgestoßen, setzt sich nun, um die Wirkung seines rednerischen Erzeugnisses zu genießen. Sie ist nicht zu verkennen, wenngleich sie einigermaßen dadurch beeinträchtigt wird, daß der Kardinal Colloredo dem neben ihm sitzenden Acciajoli hinter vorgehaltener Hand einige Worte zuflüstert, worauf beide lautlos in sich hineinlachen.

Papst Klemens nickt dem Redner wohlgefällig zu, erteilt nunmehr das Wort dem Kardinal Barberini, in dieser glänzenden Versammlung höchster Kirchenfürsten dem Vertreter eines der ältesten römischen Adelsgeschlechter.

In Haltung und Miene läßt der Kardinal diesen doppelt hohen Rang erkennen. Langsam, gemächlich steht er auf, zieht sein Priesterkleid enger an sich, wirft einen stolzen Blick auf die Versammelten, hebt endlich zu reden an:

„Das hohe Konsistorium kennt sowohl meine Abstammung wie meine Person: es weiß, daß nicht Mangel an Mut mich bewegt, wenn ich in diesem Kreise, den die Leidenschaft berechtigter Empörung zu überwältigen droht, zu Besonnenheit mahne. Das Recht des päpstlichen Stuhles auf Comacchio und die neuerdings von den Truppen des Kaisers besetzten Orte ist, wenn nicht anders, durch die Gewohnheit unbestritten. Ist es aber ratsam, dieses Recht mit Waffengewalt zu verfechten? Täuschen wir uns nicht! Die Tapferkeit sei unseren Truppen gerne zugebilligt, wenngleich sie bisher noch

keine Gelegenheit hatten, solche zu beweisen. Aber ihre Zahl ist gering, und ich sehe kein Mittel, diese zu vermehren."

„Wir können ihre Zahl leicht bis zu fünfundzwanzigtausend steigern," wirft der Kardinal Piazza in verweisendem Tone ein.

„Ja," stimmt Barberini zu, „wenn wir alles aufnehmen, was von den Werbern der andern als unbrauchbar zurückgewiesen wurde; wenn wir uns der Deserteure und Marodebrüder aller Armeen versichern; wenn wir alles auflesen, was da der Straße kommt; aber dann werden unsere Truppen nicht einer Armee gleichen, sondern halb einem Siechen-, halb einem Zuchthause."

„Eminenz," bemerkt Klemens streng, „mäßigen Sie Ihre Ausdrucksweise. Graf Marsigli versichert mir —"

„Marsigli!" unterbricht ihn Barberini. „Wie, Eure Heiligkeit, ist Graf Marsigli zum Kommandanten der päpstlichen Truppen bestimmt?"

„Was haben Sie an ihm auszusetzen?"

„Nichts anderes, als daß er mit Schimpf und Schande aus der kaiserlichen Armee ausgestoßen und für unbrauchbar zu fernern Kriegsdiensten erklärt wurde. Wenn Graf Marsigli päpstlicher General werden soll, dann gnade uns Gott!"

„Ich muß Sie noch einmal bitten, sich zu mäßigen!" ruft der Papst zornroten Gesichts.

„Mäßigung wäre ein Verbrechen," versetzt der Kardinal aufgebracht, „ebenso wie es eines wäre, diesen Krieg vom Zaun zu brechen. Eure Heiligkeit und Eminenzen, wissen Sie denn, mit wem Sie es zu tun haben? Des Kaisers Generale werden unsere Truppen zerschmettern! Nein, nein! Ich hatte von Anbeginn meine Bedenken; nun ich aber dieses weiß, erachte ich es für meine Pflicht, meine Stimme gegen dieses Abenteuer zu erheben, und jeder, der der Kirche dienen will, muß gleich mir tun!"

Die Hitze des Kardinals erweckt die des Papstes. Aller feierlichen Würde vergessend, die ihm sein hohes Amt auferlegt, donnert er dem Warner entgegen:

„Die Kirche verzichtet auf Glieder, die ihr in der gegenwärtigen Zeit keine bessern Dienste leisten wollen! Wer solche Gedanken hegt, der kann meinen Hof meiden!"

Er hat die unbedachten Worte kaum gesprochen, so bereut er sie schon: die Beleidigung des Kardinals trifft das ganze Barberinische Geschlecht, und die Albani, die Familie des Papstes, werden es zu büßen haben.

Aber es ist zu spät. Der Kardinal richtet sich hoch auf, blitzt den Papst aus grimmigen Augen, die eher die eines Kriegers als eines Kirchenfürsten sind, an. Dann verbeugt er sich zeremoniell und spricht mit gesammelter, eiskalter Stimme:

„Da Eure Heiligkeit dieser Meinung sind, erachte ich es für das beste, zu gehorchen und Ihren Hof unverzüglich zu verlassen."

Nochmals verbeugt er sich, diesmal gegen das Konsistorium, dann kehrt er sich ab und verläßt mit starken Schritten den Saal.

Sein Weggehen hinterläßt eine kleine Stille. Die Kardinäle sehen einander bedeutungsvoll an, der Papst sucht seinen Zorn zu bemeistern. Nach einem Schweigen befiehlt er mit noch leicht schwankender Stimme:

„Wir fahren in der Beratung fort."

Der Kardinal Acciajoli ist der nächste, der das Wort ergreift. Sein kluges, etwas hartes Gesicht ist mühsam in verbindliche Falten gelegt, seine niedergeschlagenen Augen vermeiden die des Papstes.

„Ich sehe," beginnt er, „daß Eure Heiligkeit Ihren Willen darangesetzt haben, den Streit mit dem Kaiser durch die Waffen zu entscheiden."

„Jawohl," wirft Klemens nachdrücklich ein.

„Und ich hüte mich," setzt Acciajoli eilig fort, „zu widersprechen." Er kann eine leise Ironie, die mehr in der Betonung seiner Worte als in diesen selbst liegt, nicht unterdrücken. „Es erhebt sich nur eine Frage: Kriegführen kostet Geld. Wo nimmt die Kirche es her?"

Der Kardinal Piazza macht lebhafte Zeichen.

„Heiliger Vater," bittet er, „darf ich meinem Amtsbruder antworten?"

„Sprechen Sie nur, lieber Piazza," nickt der Papst wohlwollend.

„Die notwendigen Summen," erläutert Piazza, halb zu Acciajoli, halb zum Konsistorium gewendet, „gedenken wir durch eine einmalige Umlage aufzubringen. Zuvörderst wird die Steuer der Grundstücke und der Preis des Geldes erhöht."

„Das wird das Volk sich nicht bieten lassen," mengt sich der Kardinal Colloredo kopfschüttelnd in die Aussprache. „Die Erhöhung des Geldpreises hat noch immer zu Straßentumulten geführt."

„Wir sind auch nicht darauf angewiesen," tut Piazza den Einwand ab. „Wir können uns auf die Reichern stützen. So wollen wir ein Edikt herausgeben, daß alles Silbergeschirr an die Münze zu liefern ist; ferner können wir von allen Kapitalien den Zehent einheben. Auch die Künstler und Handwerker sollen zinsen: wir werden den hundertsten Teil ihrer Einkünfte abheben: an den Toren Roms sollen Wein, Heu, Stroh und Hafer einem höhern Zoll unterworfen werden."

„Das sind Vorkehrungen," ruft Colloredo, „die sonst nur in höchster Not getroffen werden. Was wollen Sie beginnen, wenn Sie wirklich den letzten Baiocco brauchen?"

„Und zudem ist das Geld noch nicht da," sekundiert ihm Acciajoli. „Lehren Sie mich die päpstlichen Untertanen kennen! Da hat jeder am Hof einen Freund, Vetter oder Neffen sitzen, der ihm eine Ausnahme verschaffen wird. Letzten Endes wird wieder der arme Mann gedrückt werden, und was wir aus dem herauspressen, langt nicht im entferntesten!"

„So haben wir immer noch," läßt sich der Papst vernehmen, „den Schatz des Fünften Sixtus."

Seine Worte haben eine verschiedene Wirkung. Nur Piazza, der eine Handbewegung macht, die besagen will,

daß damit alles erledigt sei, und Casoni scheinen befriedigt, auf den Gesichtern der übrigen malt sich sichtliche Betretenheit, auf denen Colloredos und Acciajolis Empörung.

„Wie?" ruft Acciajoli. „Eure Heiligkeit wollen den Schatz angreifen, der für die äußerste Gefahr der Kirche aufgespart wurde?"

„Es ist nicht das erstemal," meldet sich der Vizeschatzmeister Becchetti, „daß auf diese Rücklage zurückgegriffen wird."

„Desto vorsichtiger sollte man damit umgehen," versetzt Acciajoli scharf.

Der Papst hätte Lust, abermals loszufahren; aber er denkt, daß ein Todfeind für den Tag genügt. So sagt er mit erzwungener Mäßigung:

„Das will ich auch. Ich denke, eine Entnahme von fünfhunderttausend Scudi wird genügen."

„Eine halbe Million!" Acciajoli wendet sich an den Vizeschatzmeister. „Wieviel Scudi soll der Schatz betragen?"

„Fünf Millionen," erwidert Becchetti.

„Und wieviel davon ist tatsächlich vorhanden?"

„Nicht ganz drei Millionen."

„Also etwas über zwei. Wenn nun neuerlich eine halbe Million fortgenommen wird, so sind etwa zwei Drittel verbraucht. Haben Eure Heiligkeit das bedacht?"

„Das Geld soll so rasch wie möglich ersetzt werden," versichert der Papst, dem angesichts des hartnäckigen Widerstandes doch etwas bänglich zumute wird. „Es werden sich gewiß Mittel und Wege finden lassen," kehrt er sich halb fragend an Becchetti.

„Die Abtei Chiaravalle ist reich," bemerkt dieser mit dünnem Lächeln.

Aber die Finanzaussichten machen auf Acciajoli keinen Eindruck.

„Ich bitte um die Abstimmung," fordert er halsstarrig.

Abermals zögert Klemens. Ihm ist der Eindruck nicht

entgangen, den die Vorhalte der beiden widerspenstigen Kardinäle auf die übrigen gemacht haben. Wenn er abstimmen läßt, so läuft er Gefahr, daß die Mehrheit die Entnahme — und damit den ganzen Krieg — ablehnt. Hilfesuchend blickt er um sich.

Piazza, der seinen Blick auffängt, kommt ihm zu Hilfe. „Gestatten Eure Heiligkeit," fragt er eilig, „zu vermitteln?" Und ohne die zustimmende Antwort des Papstes abzuwarten, fährt er im selben Atem fort: „Wenn mein Amtsbruder Acciajoli die Summe von fünfhunderttausend Scudi für zu hoch hält, so sind seine Bedenken nicht von der Hand zu weisen. Ich denke, wir kommen mit weniger aus. Würden Sie," kehrt er sich zu Acciajoli und Colloredo, „Ihre Einwände auch aufrechterhalten, wenn Seine Heiligkeit sich mit der Entnahme von dreihunderttausend Scudi begnügt?"

„Es bleiben dann immer noch," setzt Becchetti hinzu, „über zwei Millionen im Schatz."

Colloredo und Acciajoli wechseln einen raschen Blick.

„Ohne von unsern Bedenken zu lassen," erwidert Acciajoli, „würden wir in diesem Falle um der Einigkeit willen, unsere Einwände zurückziehen." Colloredo nickt zustimmend.

„So wollen wir," schließt Piazza aufatmend die Aussprache ab, „zur Abstimmung schreiten."

Sturm auf Lille

Der Sturm ist mörderisch. So viel Vorbereitungen auch getroffen wurden, der Kommandant der Festung Lille weiß sie alle zu durchkreuzen. Man hat Faschinenbrücken gebaut und den tiefen Festungsgraben mit Reisig ausgefüllt; aber Boufflers läßt gegen die kaum beendeten Werke Pechkränze und Feuertöpfe schleudern und vernichtet damit einen großen Teil der Vorrichtungen; man hat gegen den bedeckten Weg beim Andreastor und auf die anschließenden Außenwerke Grenadiere angesetzt und unterstützt ihren Angriff durch eine wütende Kanonade; es gelingt ihnen tatsächlich, unter fürchterlichen Verlusten einen Teil der Außenwerke zu nehmen; plötzlich aber springen drei Minen und begraben die Angreifer unter Schutt und Trümmern; eine andere Abteilung arbeitet im ärgsten Kugelregen an einer Schulterwehr, um so in den Besitz des gedeckten Weges zu gelangen; aber ein unverhoffter Ausfall überlegener Kräfte richtet auch unter diesen Tapfern ein Blutbad an und treibt den Rest in die Laufgräben zurück. Sechstausend Mann wurden geopfert, aber die Belagerer haben nichts erreicht.

Prinz Eugen steht im vordersten der Laufgräben und beobachtet den Kampf. Seinem undurchdringlichen, gesammelten Gesicht ist keine Gemütsbewegung anzumerken. Er sieht die Seinen in Scharen fallen, aber es scheint ihn nicht mehr zu berühren als das Stürzen von Schachfiguren, die ein ungeduldiger Spieler vom Brette fegt. Im Gegenteil: immer neue Abteilungen schickt er in das mörderische Feuer und wird nicht müde, sie mit guten und mit harten Worten anzutreiben. Bei jedem andern Befehlshaber würden sie zögern, ihm gar den Gehorsam versagen; aber so groß ist ihr Vertrauen

zum Prinzen, daß sie, an ihm vorbeikommend, ihr „Vivat Eugenius!“ schreien und in den sichern Tod gehen.

Erst da der letzte Angriff abgeschlagen wurde, befiehlt Eugen den Truppen, in Deckung zu gehen, und zieht sich selbst zurück. Aber nicht, um den Kampf aufzugeben, sondern im Gegenteil um ihn zu erneuern. Während die ersten Sturmtruppen kämpften und verbluteten, hat er schon frische bereitstellen lassen: viertausend Grenadiere und fünftausend Engländer sollen die Bataillone in den Laufgräben verstärken.

Eugen nimmt sich kaum Zeit, die neuen Truppen zu mustern. Er hört nur flüchtig die Meldungen der Offiziere an, rümpft die Nase über den Schnapsgestank, der wie eine üble Wolke über den Abteilungen liegt — nach altem Brauch hat man mit starken Getränken nicht gespart, um die Soldaten gegen die Angst vor der Gefahr unempfänglich zu machen — und führt die Truppen sogleich wieder in die Laufgräben.

Abermals leitet das Brüllen der Batterien den Angriff ein. Aus Mörsern, Haubitzen, groben und leichtem Geschütz fliegen die Kugeln zu hunderten, lange Bahnen von Qualm hinter sich lassend, kreuzen sich mit den von den Belagerten abgeschossenen, schlagen in Mauer und Pfahlwerk, in die Reihen der Verteidiger ein. Endlich scheinen die feindlichen Kanonen an einer Stelle niedergekämpft zu sein, der Prinz gibt Befehl zum Sturm.

Die Sturmkolonnen springen aus den Gräben und überschreiten, auf den Resten der Faschinenwege balancierend, den Festungsgraben. Gleichzeitig schweigt wie mit einem Schlage der Geschützdonner, aber nur, um von dem rasenden Geknatter des Kleingewehrfeuers abgelöst zu werden, das den Anstürmenden entgegenschlägt. Ganze Reihen fallen, das Schreien und Jammern der Verwundeten ist so laut, daß es den übrigen Lärm zu übertönen beginnt. Aber die Übrigbleibenden schreiten unerschüttert über die gefallenen Kameraden hinweg und gelangen bis vor das Pfahlwerk.

Aber dort werden sie von den sich wütend wehrenden Verteidigern empfangen. Diese haben sich eine neue Erfindung zunutze gemacht, das Bajonett, ein etwa ellenlanges Messer, dessen Stiel in den Gewehrlauf gesteckt wird. Damit sind sie im Handgemenge den Angreifern gegenüber weit im Vorteil: die neue Waffe ist kaum erst bei der Hälfte des kaiserlichen Fußvolkes, und bei den Engländern überhaupt noch nicht eingeführt, und in der Enge des Raumes kommen Gewehrkolben und Seitenwaffe bei weitem nicht so zur Geltung wie die plötzlich in kurze, handliche Stoßlanzen verwandelten Flinten.

Schon nach wenigen Minuten sieht man die Stürmenden sich zurückziehen, in guter Ordnung zwar, aber sichtlich mit schweren Verlusten. Sie sammeln sich am Rande des Grabens, verkeuchen und eilen neuerlich vor. Deutlich sieht man die Offiziere vor die Abteilungen springen — und großenteils fallen. Dann abermals das kurze, wütende Handgemenge — und abermals der Rückprall.

Bei einem dritten Sturm ergeht es nicht besser. Sie konnten sich diesmal länger halten, denn auch der Feind scheint schon ermüdet, dafür aber lockert sich bei den Zurückflutenden bedenklich die Ordnung. Ganze Abteilungen scheinen außerstande, sich zu sammeln, aus den rückwärtigen Reihen beginnen sich schon einzelne zu lösen, ihre Waffen wegzuwerfen und ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Der Prinz steht unbeweglich, die Hände auf dem Rücken, mit steinernem Gesicht. Nur die Augen wandern, sehen alles, überblicken alles. Seine Umgebung wird unruhig, er aber rührt sich nicht.

Der Erbprinz von Hessen, der neben ihm steht und der einzige ist, an den Eugen ab und zu einige kurze Worte richtet, wagt es, den ganz in sich Versunkenen anzusprechen.

„Eure Hoheit," sagt er zaghaft, „wäre es nicht besser, den Sturm abzubrechen? Die Truppen sind am Ende ihrer Kraft."

Der Savoyer wendet seine Augen vom Schlachtgewühl ab, kehrt sie seinem jungen Begleiter zu.

„Wie?" fragt er zerstreut. Dann scheinen die Worte des Erbprinzen ihm zum Bewußtsein zu dringen. Seine Starrheit löst sich. „Im Gegenteil, mein Bester! Wir stürmen nochmals."

„Aber Sie bringen die Soldaten nicht mehr vorwärts!"

„Wenn wir vorangehen, werden die Soldaten uns folgen. Mir nach, meine Herren!" Er verläßt als erster den Laufgraben, eilt, gefolgt von den übrigen, auf die arg gelichteten Sturmkolonnen zu. Diese sehen ihnen mit halbirren Augen entgegen. Was soll's? Noch einmal in diese Hölle?

„Alle Offiziere vor die Front!" befiehlt Eugen mit einer schmetternden Stimme, die von seiner sonstigen halblauten Sprechweise auffallend absticht. „Alle Offiziere schreiten ihren Truppen voran! Vorwärts, meine Herren!" Er macht selbst den Anfang, setzt sich, den blanken Degen hochhebend, in der Richtung gegen die Verschanzungen in Bewegung. Die andern tun es ihm nach, einer neben dem andern, Generale und Stabsoffiziere neben Hauptleuten und Subalternen. Die ganze erste Linie besteht aus Offizieren.

Wie er es vorausgesagt hatte, folgt die Mannschaft, da sie ihre Vorgesetzten bis zum Feldherrn aufwärts in die Gefahr vorausschreiten sieht, willig. Es sind Deutsche aller Stämme, die in ihr vereinigt sind, dazu dänische Hilfsvölker und Marlboroughs Engländer. Sie haben also keinen gemeinsamen Feldruf; aber sie finden ihn, noch ehe sie zehn Schritte marschiert sind: „Eugenius!" hallt es die vorwärtsstampfenden Reihen entlang, und immer wieder: „Eugenius!"

Wieder schlägt ihnen das furchtbare Abwehrfeuer entgegen und reißt Lücke um Lücke in ihre Kolonnen. Neben Eugen fällt sein Adjutant, gleich darauf zwei Obersten, die er besonders schätzte, aber er blickt sich nicht einmal nach ihnen um: die glühenden Augen auf die Verschanzungen

gerichtet, schreitet er vorwärts, geradenwegs auf die spitzen Pfähle der Palisaden zu.

Nun haben sie diese erreicht; abermals das wütende Handgemenge. Aber die Anstürmenden haben aus ihren frühern Mißerfolgen gelernt; ehe sie mit den Feinden Brust an Brust geraten, haben sie schon die verkehrten Gewehre, die kurzen Degen und Säbel zum Zuschlagen erhoben und lassen sie nun mit erbitterter Wucht niedersausen. Im Nu ist der erste Palisadenwall genommen; gleich hinter ihm reckt ein zweiter seine Spitzen himmelan; auch er wird überrannt; da steht ein dritter vor den bergan keuchenden Angreifern.

Prinz Eugen steckt im dicksten Gewühl und schlägt um sich wie ein Besessener. Seit seinen Türkenkämpfen war er nicht mehr so tief im Handgemenge, und es tut ihm ordentlich wohl, wieder einmal seine Klinge gebrauchen zu können.

Plötzlich blitzt es knapp vor ihm auf, so nahe, daß der nachbrechende Qualm des Schusses ihm für einen Augenblick das Blickfeld verhüllt. Ein leichter Schlag auf den Kopf, fast ein Streifen nur, reißt ihm den Hut fort. Er verzieht nur leicht das Gesicht, tut den Schritt nach vorn, der ihn von dem Schützen trennte, aber der ist inzwischen eiligst im Tumult verschwunden.

Der Erbprinz von Hessen, der nicht von Eugens Seite wich, nimmt den eigenen Hut ab, setzt ihn dem Savoyer aufs Haupt.

„Sind Eure Hoheit verwundet?" fragt er mit fliegender Stimme.

„Nein," erwidert Eugen. „Aber viel niedriger hätte der Schuß nicht kommen dürfen."

„Schonen Sie Ihr kostbares Leben!" fleht der Erbprinz.

„Unsinn!" gibt Eugen unwirsch zurück, kehrt sich den Truppen zu. „Vorwärts, meine Kinder!" ruft er. „Nur Courage! Sie weichen schon!"

Sie haben ihn nur zum Teil gehört und verstanden. Aber sie sehen die weisende Gebärde seines Degens und seine

flammenden Augen, schreien begeistert ihr „Eugenius!" und machen sich daran, den dritten Palisadenwall zu erstürmen.

Im selben Augenblick — wie schon die ersten Pfähle brechen, wie schon die ersten Stürmenden die Höhe erklommen haben — ein zweiter Schlag gegen des Savoyers Stirn, diesmal tiefer, als hätte ihn ein Stein getroffen. Er taumelt zurück, fährt mit der Hand hin, zieht diese blutig zurück. Gleich darauf beginnt es rot und naß über sein linkes Auge niederzuträufeln.

„Hoheit! Um Gotteswillen!" hört er neben sich die Stimme des Erbprinzen.

„Es ist nichts," will er antworten. Aber die Worte kommen dumpf und mühsam aus seinem Munde.

„Sie müssen zurück, Hoheit!" drängt der Erbprinz.

„Nicht — zurück," murmelt Eugen, reißt sich mit aller Willenskraft hoch, tut einen Schritt, wankt.

Der Erbprinz faßt ihn am Arm.

„Ich lasse Sie nicht in dieser Gefahr! Kommen Sie! Heda!" ruft er den Nächststehenden zu. „Dem Prinzen zuhilfe!"

„Nicht rufen!" stöhnt Eugen, angestrengt seine im wütenden Kopfschmerz umherwirbelnden Gedanken sammelnd. „Der Sturm — geht weiter!"

„Gewiß," begütigt ihn der Erbprinz. „Aber Sie müssen sich zurückziehen! Kommen Sie!" Vorsichtig führt er ihn, den kaum noch die Füße tragen, aus dem Getümmel.

Erst im Laufgraben machen sie halt. Der Erbprinz lehnt Eugen sorgsam gegen die Brustwehr, einige Soldaten eilen herzu, stützen den Verwundeten. Ein Feldscher kommt eilfertig, beginnt seine Binden auszupacken.

Der Savoyer wehrt sie alle ab.

„Es ist nichts, sag' ich," keucht er. „Ein wenig Ruhe, dann ist alles wieder in Ordnung. Auf Ihren Posten, Prinz! Und ihr alle vor! Sturm! Sturm!"

Mit dem letzten Worte gleitet er ohne Besinnung zu Boden.

Der wunde Löwe

„Ist der Prinz bei Bewußtsein?"

Der Kammerdiener lacht, schüttelt den Kopf.

„Er wollte doch sogar in die Laufgräben zurück, Eure Lordschaft. Die Ärzte vermochten ihn nur mit äußerster Mühe zurückzuhalten."

„Melden Sie mich ihm."

„Sehr wohl, Eure Lordschaft." Der Kammerdiener verschwindet, kehrt sogleich wieder zurück. „Seine Hoheit werden Eure Lordschaft mit besonderm Vergnügen empfangen."

Eiligen Schrittes tritt Marlborough ein.

„Eugen! Gott sei Dank —"

Der Prinz, der im Schlafrock über einer Karte saß, steht auf, geht dem Besucher entgegen. Er ist ein wenig bleich, aber vollkommen ruhig. Nur der dicke Kopfverband, der auch das linke Auge deckt, weist auf die Gefahr hin, in der sich der Savoyer befand.

„Lieber John," sagt er, die Umarmung des Herzogs freundschaftlich erwidernd, „wozu die Erregung? Derartige Zufälle sind von unserm Handwerk nicht zu trennen."

„Sie setzen sich ihnen aber mehr aus als billig," verweist ihn Marlborough liebevoll. Er legt ihm die Hände auf die Schultern, sieht ihn prüfend an. „Sie sind wirklich nicht allzu schwer verwundet?"

„Warum Sie diese lächerliche Schramme überhaupt eine Verwundung nennen," versetzt Eugen leicht gereizt, „und warum jedermann ein solches Getue damit macht, ist mir unerfindlich. Ich würde keinem Offizier erlauben, deshalb seinen Posten für länger zu verlassen."

„Sie sind nicht der nächstbeste, vergessen Sie es nicht."

„Eben drum. Ich bin vorn nötiger als irgendeiner.

Und darum werde ich auch in die Laufgräben eiligst zurückkehren."

„Um sich einer neuen Verwundung auszusetzen?"

Der Prinz zuckt wortlos die Achseln.

„Hören Sie, Eugen," sagt Marlborough halb lachend, halb ernst, „ich mache Ihnen einen Vorschlag. Auf die Dauer, das sehe ich selbst ein, kann ich Sie von Ihren selbstmörderischen Absichten ja doch nicht zurückhalten."

„Würden Sie an meiner Stelle anders handeln?" fragt der Prinz mit einem forschenden Blick seines freien rechten Auges.

„Natürlich nicht," versetzt Marlborough obenhin. „Ebendarum mein Vorschlag: schonen Sie sich wenigstens so lange, bis das Wundfieber sich gelegt hat und keine Entzündung Ihrer Verletzung zu befürchten ist."

„Und die Belagerung? Wer leitet die?"

„Ich."

„Sie haben doch das Kommando der Bedeckungsarmee."

„Das kann diese wenigen Tage lang Marschall Ouverkerk führen — oder General Webb. Ich jedenfalls verspreche Ihnen, daß ich Tag und Nacht Ihre Stelle versehen will — so versehen, wie Sie selbst es nicht besser könnten. Nun, was meinen Sie?" Und da der Prinz immer noch zögert, eindringlich: „Es kann sich ja nur um zwei oder drei Tage handeln."

Eugen bedenkt sich, nickt endlich.

„Nun wohl," gibt er nach, „zwei Tage will ich Ihnen zugestehen. Aber keine Stunde länger!"

„So sehr mißtrauen Sie mir?" lacht der Herzog.

„Eben weil Sie der einzige sind," entgegnet Eugen ernst, „dem ich vertraue, spreche ich so. Wenn Sie meine Stelle einnehmen, wer deckt Ihnen den Rücken — so wie Sie es tun, wenn ich vor Lille kommandiere?" Er wehrt die Antwort des Herzogs, noch ehe diese erfolgen kann, mit einer Handbewegung, setzt fort: „Nun aber möchte ich wissen, was seit meiner Verwundung geschah. Man war verant-

wortungslos genug, mich ohne Nachrichten zu lassen. Ist der Angriff geglückt? Haben wir die Schere?"

Marlborough verliert mit einem Schlage seine gute Laune.

„Nur den einen Winkel," sagt er gedrückt.

Eugen schlägt die Hände zusammen.

„Um den Preis dieser Opfer!" ruft er entsetzt. „Wie war das möglich? Wir befanden uns doch im besten Vorgehen, und ich erhoffte mit Zuversicht einen glücklichen Ausgang."

„Als die Truppen Sie fallen sahen, verließ sie der Mut."

„Da sehen Sie, wie nötig ich in den Laufgräben bin!"

„Aber dafür kann ich Ihnen eine andere gute Nachricht bringen." Marlboroughs Miene heitert sich wieder auf. „Der große Transport ist glücklich ins Lager herein."

„Tatsächlich? Das ist wirklich eine gute Nachricht. Wir begannen an allem Mangel zu leiden. Ist der Anschlag der Franzosen also mißglückt?"

„Er war zu ungeschickt angelegt. La Mothe kommandierte die feindlichen Truppen. Vendome hätte sich anders verhalten."

„Erzählen Sie!"

„Es ist nicht viel zu erzählen. Statt die Brücken über den Kanal abzuwerfen, ließ La Mothe den ganzen Zug, an die fünfhundert Wagen, ungehindert passieren und verfolgte ihn bis in den Forst Wynendaal. Dort legte ihm Webb eine Falle, in der er sich auch richtig fing. Was nicht getötet oder gefangen wurde, floh gegen Brügge. Wir jedenfalls sind die Verfolger los."

Eugen möchte gern nach dem Verhalten der deutschen Truppen fragen, die dem Transport als Bedeckung beigegeben waren. Aber er unterläßt es: er würde von Marlborough, der nur seine Engländer lobt, ja doch keine richtige Auskunft erhalten. Statt dessen kehrt er zum Hauptgegenstand seiner Sorgen, der Belagerung zurück.

„Ich ließ Boufflers um einen Waffenstillstand ersuchen,

um die Toten begraben zu können. Ist eine Antwort erfolgt?"

„Ja, Boufflers schlägt ab. Er befürchtet offenbar, wir könnten die Gelegenheit zur Ausspähung der Außenwerke benützen."

„Mit Recht," wirft der Prinz trocken ein.

„Er schrieb," setzt Marlborough seinen Bericht fort, „er wolle selbst für die Beerdigung der Gefallenen Sorge tragen." Er lacht grimmig. „Wissen Sie, wie er seinem Worte nachkam? Er machte in der Nacht einen Ausfall, eroberte einen Teil unserer Laufgräben und füllte sie mit den Leichnamen aus."

„Soldatenbegräbnis," meint Prinz Eugen achselzuckend. „Man kann schlechter liegen als vor den Toren einer Festung, die man erobern wird."

„Wird man sie erobern?" fragt Marlborough zögernd.

Prinz Eugen sieht ihn überrascht an.

„Wie, John, zweifeln Sie daran? Auch Sie?"

„Die Festung," erwidert Marlborough im vorigen zögernden Tone, „ist ungeheuer stark — und Boufflers verteidigt sich großartig."

„Großartig," wiederholt Eugen zustimmend. „Aber Sie kennen meine Leute immer noch nicht; jetzt haben sie es sich in den Kopf gesetzt, daß Lille unser werden müsse. Darum wird es auch unser werden."

„Wir haben schon über zehntausend Mann verloren und eigentlich nichts erreicht."

„Wir haben die ganze Festung erschüttert. Spätestens beim dritten Sturm fällt sie. Sehen Sie." Er tritt zur Karte, die er beim Eintreten Marlboroughs studiert hatte. „Zunächst müssen wir noch einen Versuch machen, uns der Scheren zu bemächtigen." Er deutet auf das Festungswerk. „Gelingt es, um so besser; gelingt es nicht, so greifen wir —" sein Finger fährt weiter — „den halben Mond an."

„Den halben Mond!" ruft Marlborough. „Das ist, als

ob einer, der einen zentnerschweren Stein nicht heben kann, es bei einem zwei Zentner schweren versucht!"

„Ich halte es trotzdem nicht für unmöglich. — Haben wir erst den halben Mond," fährt er fort, als sei die Aufgabe schon gelöst, so können der davor liegende Mittelwall" — der unermüdlich zeigende Finger gleitet von einem Punkt zum andern — „und die beiden Bollwerke rechts und links nicht länger gehalten werden. Zumal wir keine große Mühe haben werden, uns auch des gedeckten Ganges zu bemächtigen. Ist aber erst das vollbracht, dann —"

„Dann?"

Das vom Verband freie Auge glüht auf.

„Dann wagen wir den Generalsturm," sagt der Savoyer fest. „Und Boufflers müßte mit dem Teufel verbündet sein, wenn er ihn abzuschlagen vermöchte."

„Vielleicht ist er's," meint Marlborough achselzuckend.

„So ist unser Verbündeter Gott, der stets dem Unverzagten hilft. Und Gott war immer noch mächtiger als der Teufel."

Die Parade auf der Piazza del Popolo

Noch hält das Dragonerregiment auf der weiträumigen Piazza del Popolo in schönster Aufstellung. Zwar sieht man es den meisten Reitern an, daß sie vor wenigen Tagen zum erstenmal ein Pferd bestiegen haben: sie klemmen die hochgezogenen Beine ängstlich zusammen, halten sich an den Zügeln krampfhaft fest. Aber die Reihen sind doch einigermaßen ausgerichtet, und zwischen den einzelnen Schwadronen liegen die vorschriftsmäßigen Abstände, so daß die hin- und hergaloppierenden Offiziere im Grunde nichts zu bessern haben. Sie schreien zwar mit Stentorstimme, fuchteln mit den Degen, daß die Klingen im hellen, warmen Sonnenlicht immer wieder aufblitzen, aber es geschieht mehr, um sich in Szene zu setzen und auf das Volk, das den Platz einsäumt, den entsprechenden Eindruck zu machen.

Das Volk: es hat sich überall eingenistet, auf den Stufen der drei Kirchen des Platzes, auf den Hängen des Pincio, auf den Dachsimsen der umliegenden Häuser, sogar auf der Höhe der Porta del Popolo. Jedes freie Fleckchen ist mit einer schwatzenden, lachenden, trinkenden, schmausenden Menge erfüllt, die den Waren der sich mühsam und hartnäckig hindurchdrängenden Verkäufer von Süßigkeiten, der Melonen- und Limonadenhändler eifrig zuspricht und entschlossen scheint, sich auf jeden Fall über das zu erwartende militärische Schauspiel bestens zu unterhalten.

Noch freilich ist es nicht so weit; noch stehen die Reiter unbeweglich, noch hält die Gruppe hoher Offiziere wartend beim Obelisken in der Mitte des Platzes, von dessen Sockel man eben erst ein Rudel von Gassenjungen verjagt hat.

Der Generalissimus der päpstlichen Truppen, der Marschall Graf Marsigli gibt dem Obersten des Dragoner-

regiments Alessandro Albani, dem fünfzehnjährigen Neffen des Papstes, den letzten militärischen Unterricht.

„Vor allem vergessen Sie eines nicht, mein Lieber," mahnt er ihn. „Ihre Leute können noch nicht reiten. Lassen Sie also alle Evolutionen nur im Schritt ausführen. Das Pferd ist ein kluges Tier, jedes folgt dem Beispiel seines Nachbarn. Ich habe dafür gesorgt, daß zu Flügelmännern erfahrene Soldaten ausgesucht wurden. An diese also richten Sie Ihre Kommandos; die übrigen machen die Bewegungen von selbst mit."

Der junge Albani nickt mit zusammengeschnürter Kehle. Zu sprechen vermag er nicht: das scheußlichste Lampenfieber hat völlig von ihm Besitz ergriffen.

„Die bessere Mannschaft," fährt Marsigli fort, „ist in den ersten beiden Schwadronen vereinigt. Die können Sie auch traben lassen. Aber keinen Galopp, ich beschwöre Sie, nur ja keinen Galopp! Wir erleben sonst den schönsten Wirrwarr und blamieren uns vor Seiner Heiligkeit unsterblich!"

Abermals nickt der halbwüchsige Jüngling. Er tut es mechanisch, denn er hört kaum eines der Worte, die sein militärischer Mentor zu ihm spricht. Er wünscht sich fort, weit fort, in das versteckteste Zimmer des Familienpalastes oder noch besser in die menschenleere Campagna, wo die einzigen ihn umgebenden Lebewesen die friedlich weidenden Ziegen und Schafe der spärlichen Hirten sind.

„Zum Schluß lassen Sie einzelne Leute ihre Kunstfertigkeit zeigen. Ich ließ mir eine Liste der altgedienten Soldaten aufstellen. Hier ist sie." Marsigli reicht dem jugendlichen Obersten ein Blatt Papier, das dieser sogleich mit nervös zukkenden Fingern zerknittert und dann in irgendeine Tasche steckt. „Lassen Sie diese — aber nur diese — ansprengen, den Degen schwingen — besonders gut macht es sich, wenn der eine oder der andere gegen das Pflaster haut, daß die Funken wegsprühen — und zum Schluß ein paar Pistolenschüsse lösen. Aber nicht zuviele, sonst werden die Pferde scheu!"

Entferntes Händeklatschen und „Evviva!"-Rufen läßt ihn zu des jungen Albani unendlicher Erleichterung seine Instruktionen abbrechen. Hastig schließt er:

„Seine Heiligkeit naht bereits. Beherzigen Sie, was ich Ihnen sagte, und wenn Sie unsicher sind, sehen Sie nur auf mich. Und tummeln Sie Ihr Pferd eifrig. Ein dahinsprengender Offizier vor langsam sich bewegender Mannschaft macht immer einen guten Eindruck. Sie sind doch sicher zu Pferde?"

Auf eine unmittelbare Frage muß der Jüngling unmittelbar antworten. Er fährt aus seinen abwegigen Gedanken auf, stottert:

„Ich — denke."

Marsigli blickt ihn besorgt an, möchte noch etwas bemerken, hat aber keine Zeit mehr dazu, da in der Via di Ripetta bereits die päpstliche Kutsche sichtbar wird. So begnügt er sich damit, den Degen zu ziehen und den Truppen ein weithinschallendes: „Achtung!" zuzudonnern. Dann winkt er Albani:

„Kommen Sie!"

Das Händeklatschen und Rufen klingt nun auch über den ganzen Platz, auf den die Kutsche des Papstes soeben einbiegt. Umgeben ist sie von den Schweizern der Garde, die als einzige an dem allgemeinen Jubel nicht teilnehmen. Mit geschulterten Hellebarden schreiten sie in ihren rotgelben Uniformen gleichmütig ihres Weges und schauen unter den ausladenden Morion-Helmen, die sie zur Feier des Tages statt der gewöhnlichen Barette aufgesetzt haben, mit ihren teilnahmslosen Augen über die Menge hin.

Um so mehr tut der Papst alles, um seine enge Verbundenheit mit dem Volke zu zeigen. Er lächelt, grüßt nach rechts und links, streckt die Hand, die den Fischerring trägt, immer wieder aus dem Wagenschlag, um den Segen zu erteilen. Viele knien nieder, viele aber, besonders in den hintern Reihen, bleiben stehen, beschränken sich darauf, den Hut

abzunehmen und in nicht ganz echter Frömmigkeit das Haupt zu neigen.

Inzwischen haben Marsigli und der junge Albani mit ihrer Suite den Wagen des Papstes erreicht. Marsigli salutiert martialisch mit seinem Degen und erstattet mit schnarrender Stimme eine Art militärischer Meldung, der Halbwüchsige bringt nur die Kraft zu einem bleichen Lächeln auf. Klemens ist mit beiden zufrieden, reicht beiden die Hand zum Kusse. Dann setzt sich die Kutsche wieder in Bewegung, fährt zwischen die Zwillingskirchen Santa Maria de' Miracoli und Santa Maria in Monte Santo und bleibt zwischen den beiden quer zum Eingang des Corso stehen, sehr zum Mißvergnügen der dort postierten Zuschauer, denen sie damit jede Hoffnung auf Ausblick benimmt.

Marsigli ist am Wagenschlag im Schritt mitgeritten, salutiert nun abermals mit dem Degen und neigt sich zum Fenster der Kutsche.

„Befehlen Eure Heiligkeit, daß die Manoeuvres der Truppen beginnen?"

„Ja, selbstverständlich, lieber Graf," versetzt Klemens wohlgelaunt. „Deshalb sind wir ja hierhergekommen." Er lächelt seinem Neffen zu. „Wie reizend er aussieht, nicht?" bemerkt er. „Wie ein junger Kriegsgott."

Der päpstliche Generalissimus findet zwar, daß der allzujugendliche Oberst mit seinen knabenhaft ungelenken Gliedern eher wie das angekleidete Äffchen auf dem Leierkasten eines Savoyardenknaben aussehe, aber er hütet sich, es laut zu sagen. Statt dessen schmettert er dem Halbwüchsigen befehlend zu:

„Zeigen Sie das Regiment in Marschformation, Oberst!" Leise fügt er hinzu: „Sie setzen sich an die Spitze, kommandieren ‚Marschkolonne auf mich!' und reiten im Schritt einmal um den Platz herum. Weiter kümmern Sie sich um nichts."

Der jugendliche Oberst bleibt unbeweglich. Da zischt Marsigli ihm zu:

„Ziehen Sie den Degen und reiten Sie! Reiten Sie, zum Teufel!“

Nun erst gehorcht der Jüngling. Er läßt den Degen aus der Scheide gleiten, wendet sein Pferd, kehrt sich den Truppen zu.

„Marschkolonne auf mich!“ schreit er gelehrig.

Oh weh, eins hat man vergessen: der junge Held ist eben im Stimmbruch. So erklingen zwar die ersten Worte in einem prächtigen Bariton, aber das gicksende ‚mich!‘ benimmt ihnen alle Wirkung. Die Zuschauer lachen, applaudieren ironisch.

„Schritt marsch!“ souffliert hinter ihm wütend der General. „Und bleiben Sie nicht hier stehen! An den Rand des Platzes! An den Rand!“

„Schritt marsch!“ schreit und quiekt Alessandro mit seiner doppeltönigen Stimme, lenkt endlich sein Pferd in die angegebene Richtung.

Und gleichfalls endlich beginnt es nun zu klappen. Dank den weisen Vorkehrungen Marsiglis setzen sich die Eskadronen, eine nach der andern, in leidlicher Ordnung in Bewegung, schließen hinter ihrem Obersten an, der auf seinem gutmütigen Braunen, den Degen an die Schulter gelegt, langsam den Platz umkreist. Es sieht aus, als ziehe eine jener friedlichen Schafherden der Campagna hinter ihrem Hirten her.

Dem Volk scheint es einen ähnlichen Eindruck zu machen. Die Menge lacht und unterhält sich königlich. Alessandros Pferd ist sogleich der allgemeine Liebling. Man streichelt, tätschelt es, wie es vorbeizottelt, bietet ihm Brot, Süßigkeiten, schließlich sogar ein Salatblatt an, an dem behaglich kauend es seinen Weg vollendet.

Wenn niemand anderer, so ist der Papst begeistert. Er klatscht immer wieder in die Hände, nickt, lächelt und spendet endlich, da das Regiment auf das „Halt!“ seines Kommandanten zum Stillstand kommt, abermals den päpstlichen Segen.

Das freilich hätte er nicht tun sollen. Im Nu ist gut die Hälfte der Mannschaft von ihren Pferden geglitten und fromm in die Knie gesunken, während der Rest, unsicher, wie man sich bei einer solchen, im Reglement nicht vorgesehenen Gelegenheit verhalten soll, auf den Gäulen sitzen bleibt und dümmlich vor sich hinsieht.

Es dauert geraume Weile, bis es gelungen ist, die Abgesessenen wieder auf die Pferde zu bringen. Die Tiere, durch das lange Stehen ungeduldig geworden, tänzeln, weichen aus, stoßen einander. Ein paar fetzen mit den Hinterbeinen aus und stören empfindlich die mühevoll durchgeführte Ordnung.

Endlich ist alles wieder ins Lot gekommen. Im Rudel, aber doch sämtlich im Sattel, harren die rauhen Krieger des nächsten Befehls ihres Anführers.

„Lassen Sie Kolonne bilden!" ordnet Marsigli an, setzt leise hinzu: „Kommando: Zu vieren links aufreiten — Kolonne! — Nun, machen Sie schon!" drängt er zornig.

Der junge Albani wiederholt das Kommando und erlebt zu seiner größten Überraschung, daß es tatsächlich einigermaßen befolgt wird. Die geübten Flügelmänner tun ihre Pflicht, fassen ihre Rotten zusammen, führen sie vor. Nach etwa fünf Minuten bildet das Regiment wirklich etwas wie eine Kolonnenformation, freilich eine, die dem Wachtmeister eines echten Heeres ein schmerzliches Winseln entlocken würde.

Der unerwartete Erfolg macht Alessandro kühn. Ohne die Weisungen des Generalissimus abzuwarten, hebt er den Degen und schreit:

„Erste Eskadron, Trab!"

Schreckensschreie werden hörbar: da der Kommandant vergessen hatte, eine Richtung anzugeben, traben die braven Reiter geradeaus auf die Menge los. Ein fürchterliches Gedränge entsteht, Weiber kreischen, Kinder weinen, Männer beginnen zu schimpfen. Mit Mühe gelingt es Marsigli, der

rasch eingreift, die kühne Reiterschar zum Stehen zu bringen, ehe größeres Unheil angerichtet wurde.

Aber Seiner Heiligkeit hat selbst dieses mißglückte Manöver gefallen. Klemens strahlt über's ganze Gesicht, nickt dem Neffen immer wieder zu, preßt beide Hände ineinander, mit welcher Geste er symbolisch andeuten will, daß er dem verdienstvollen Kommandanten für dessen militärisches Geschick die Hand drücke. Von der Erteilung des Segens sieht er diesmal wohlweislich ab.

Der Beifall des Oheims bringt Alessandro erst recht ins Feuer. Verflogen ist das Lampenfieber, er achtet weder der spöttischen Zurufe des wieder beruhigten Volkes noch der wütenden Blicke Marsiglis, schwingt den Heldendegen und kreischt — diesmal zur Abwechslung ganz im Diskant:

„Erste und zweite Eskadron: Linie!" Und da sich nichts rührt, erinnert er sich, daß er das Ausführungskommando vergessen hat, und holt es hastig nach: „Schritt — maarsch!"

Diesmal schnappte die Stimme nach unten um. Wie ein unheilverkündender Ruf heult das „maarsch!" dumpf über den weiten Platz.

Und Unheil hat es zur Folge. Im Bestreben, den Befehl ihres Obersten auszuführen, treibt die ganze Mannschaft, auch die der übrigen Eskadronen, ihre Pferde an. Im Nu entsteht ein unbeschreibliches Durcheinander, ein Gewirr von Pferden und Menschen, das sich zu einem wüsten Knäuel zusammenballt, und aus dem Schelten, Fluchen und von dem unermeßlichen Jubel der Menge übertönte Kommandoworte schallen. Vergeblich sucht der plötzlich wieder erblaßte Alessandro den Ereignissen zu steuern, indem er höchst unsoldatisch ein „Zurück in die vorige Formation!" gickst, vergeblich brüllt Marsigli, mit dem Degen die Richtung weisend, Befehle in den wirren Haufen — das Regiment gleicht einem aufgestörten Ameisenvolk und ist außerstande, wieder in Ordnung zu kommen.

Selbst der wohlmeinendste Betrachter ist diesmal außerstande, das völlige Mißlingen des militärischen Manövers abzuleugnen. Papst Klemens versucht es auch gar nicht, will nur vom Mißgeschick seines Neffen ablenken. Darum streckt er wieder die Hand aus der Kutsche, um nochmals den Segen zu erteilen — und fährt gerade in Marsiglis deutend vorgestoßenen Degen hinein.

Mit einem Wehlaut zieht er die verletzte Hand zurück, aus der im Nu das Blut schießt. Erschrocken umdrängen ihn die Nächsten, Taschentücher werden ihm entgegengestreckt, Riechfläschchen unter die Nase gehalten. Endlich macht sich ein Schweizer, der achtlos seine Hellebarde einem der begleitenden Kardinäle zu halten gibt, daran, die Hand zu verbinden.

Die eben noch johlende Menge ist mit einem Schlage still geworden. Nur ein leises Raunen und Wispern geht von Mund zu Mund, weniger dem Mitleid mit dem Verletzten geltend als der bösen Vorbedeutung dieser Verletzung: das erste Blut, das in diesem Kriege vergossen wurde, ist das des Papstes, — vergossen durch seine eigene Schuld.

Klemens wäre ein schlechter Diplomat, wenn er diesen Stimmungsumschwung der Menge nicht sogleich erkennte. Darum bemüht er sich trotz seiner heftigen Schmerzen eine heitere Miene zu zeigen, versichert, es sei nichts geschehen, streckt sogar den Kopf aus dem Wagenschlag, um der Menge beruhigend zuzulächeln.

Aber es ist alles umsonst. Die Menschen verbleiben in ihrer Stummheit, und da die Umgebung des Papstes ihn drängt, einen Arzt zu befragen, entschließt er sich, in den Vatikan zurückzukehren. Seine Kutsche setzt sich in Bewegung und rollt durch das schwere, bange Schweigen der Versammelten die Via di Ripetta hinauf. Gleich darauf beginnt sich das Volk zu verlaufen, unter leisen, erregten Gesprächen, die wie ein banges und bangemachendes Murmeln die Straßen entlanglaufen.

Die Soldaten sind von ihren Offizieren endlich wieder geordnet worden, rücken im Schritt ab — auch sie verstört, verwirrt, verängstigt. Auf dem weiten Platze bleibt niemand zurück als der wütende Marsigli und der junge Albani, der trotz allen Entsetzens froh ist, daß diese Prüfung vorüber ist.

Der Fall von Lille

„Marschall Duverkerk kommt nicht?"
„Der Marschall läßt sich entschuldigen, er liegt im Sterben."
Eugen blickt den holländischen Offizier, der diese sonderbare Meldung mit gleichmütiger Miene vorbrachte, verwundert an.
„Sprechen Sie im Scherz? Dann lassen Sie mich Ihnen sagen —"
„Ich spreche im vollsten Ernst," versichert der Holländer. „Die Ärzte geben ihm keine zwei Tage mehr."
„Wie ist das so schnell gekommen?"
„Schnell kann man wohl nicht sagen," fällt einer der niederländischen Deputierten ein. „Marschall Duverkerk war seit langem krank."
„Er hat sich im Dienst verbraucht," bestätigt ein zweiter.
Der Prinz sieht von einem zum andern.
„Ich habe es von ihm nicht anders erwartet," sagt er langsam. „Es ist unser aller Los. — Meinen Respekt an den Marschall," wendet er sich wieder an den Offizier, „und ich hoffe, er habe sich getäuscht. Jedenfalls werde ich die erste freie Minute benützen, ihn zu besuchen." Er erwidert mit höflicher Verbeugung den Gruß des Holländers, nimmt wieder den Platz an der Spitze der langen Tafel ein. „So wollen wir die Beratung beginnen," sagt er abschließend. Er deutet auf die große Karte der Festung Lille, die die Hälfte des Tisches bedeckt.
Die zwiefache Bewegung, die seinen Worten und seiner Geste folgt, ist bezeichnend für jene, die sie ausführen: die Offiziere, Marlborough voran, beugen sich vor: die Deputierten der Generalstaaten lehnen sich zurück und falten die

Hände über den Bäuchen. An dieser Bewegung würde man sie erkennen, denkt der Prinz mit heimlicher Belustigung, auch wenn nicht die einen die Uniform, die andern das schwere Ratsherrenkleid trügen.

Er unterdrückt das aufkeimende Lächeln, beginnt:

„Meine Herren, die Stadt ist reif für den Generalsturm. Wir haben die Vorwerke genommen, nun können wir darangehen, die Entscheidung herbeizuführen."

Einer der Deputierten, derselbe, der sich zuvor ins Gespräch mischte, räuspert sich zum Zeichen, daß er etwas bemerken möchte.

„Es wäre doch angezeigt, wenn Eure Hoheit Ihre Meinung begründen wollten."

Leicht gelangweilt zieht Eugen hörbar die Luft durch die Nase.

„Wozu?" fragt er freundlich zurück. „Seien wir ehrlich, meine Herren: so wenig wir Kriegsleute von Ihren Büchern verstehen, so wenig wissen Sie von unserm Handwerk. Was nützte es Ihnen, wenn ich Ihnen sage, daß wir uns —" er unterstützt seine Erläuterungen mit nachlässig deutenden Gesten — „beim Magdalenentor der Schere, des halben Mondes und des bedeckten Weges bemächtigt, daß wir an den genannten Punkten Batterien aufgestellt und in den Mittelwall eine Bresche geschossen haben, groß genug, den Generalsturm aussichtsreich erscheinen zu lassen? Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß dies alles geschehen ist und daß der Marschall Boufflers, ein so tüchtiger Kriegsmann wie einer von uns, die Wichtigkeit unserer Eroberungen genau so erkennt wie wir."

Aber der Deputierte ist noch nicht zufrieden. Gereizt durch die unverkennbare Ironie in des Prinzen Worten versetzt er:

„Wir zweifeln weder an der Geschicklichkeit Eurer Hoheit und des Herzogs von Marlborough noch an dem Heldenmut Ihrer Truppen. Aber uns geht es um ein anderes. Schon

die Beschießung hat in der Stadt zweifellos starke Verwüstungen angerichtet; ein Generalsturm würde die Zerstörung vollständig machen. Und da die Generalstaaten Anspruch auf Ryssel erheben —"

„Oh," unterbricht ihn der Prinz, „was das betrifft, so können Sie vollkommen unbesorgt sein. Wenn die Einwohner sich nicht wehren, soll ihnen kein Haar gekrümmt werden."

„Der stürmende Soldat kennt keine Schonung," wirft ein anderer Deputierter ein. „Er braucht nur ein Haus verschlossen zu finden, so wirft er Feuer hinein."

„Meine Truppen sind keine Mordbrenner," weist ihn der Prinz scharf zurecht, „und die meines Freundes Marlborough ebensowenig. Über Ihre Leute aber könnte Ihnen Marschall Ouverkerk, dessen Abwesenheit ich mehr denn je bedauere, erschöpfende Auskunft geben." Er hält veratmend inne, fährt dann ruhiger fort: „Zur Schonung der Stadt ist alles Erdenkliche vorgekehrt. Aber der Generalsturm muß gewagt werden, soll nicht alles bisher Geleistete, sollen unsere Verluste an Blut und die Ihren, meine Herren Deputierten, an Gold nicht nutzlos gewesen sein." Er will weitersprechen, als er durch den Eintritt des diensttuenden Offiziers unterbrochen wird, der meldet:

„Der Oberst de Jongh bittet um augenblickliches Gehör."

„Oberst de Jongh?" Es ist der holländische Offizier, der zuvor das Fernbleiben des Marschalls Ouverkerk entschuldigte. „Ich lasse bitten."

Der Oberst tritt wieder ein, mit gesenktem Hut, von dem ein schwarzer Flor bis zum Boden niederwallt, Trauerfalten im derben, breiten Gesicht.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Oberst?" begrüßt ihn Eugen. „Was haben Sie mir zu melden?"

„Das eben erfolgte Ableben des Marschalls Ouverkerk."

„Sein Ableben!" ruft der Savoyer erschüttert. „So schnell!"

„Der Marschall verlöschte wie eine ausgebrannte Kerze.

Noch eine halbe Stunde vor seinem Tode unterfertigte er die letzten Befehle."

Der Prinz senkte den Kopf.

„Friede ihm," sagt er feierlich. „Er ist wie ein Held gestorben. Wir verlieren alle viel an ihm. — Meine Herren," wendet er sich an die Deputierten, „ich bitte Sie, dem Staatsrat meine wärmste Teilnahme an diesem unersetzlichen Verlust zu verdolmetschen."

„Es ist niemand unersetzlich," erwidert der erste Deputierte phlegmatisch.

Diese Fischblütigkeit empört den Prinzen.

„Niemand," erwidert er schneidend, „als ein treuer Freund, auf den wir bauen können." Er wartet die Antwort nicht ab, setzt fort, in absichtlich trockenem, geschäftsmäßigem Ton: „Da Sie aber, meine Herren, der Meinung zu sein scheinen, daß sich nichts geändert habe, so wollen wir in unserer Beratung fortfahren. — Nein, Oberst, bleiben Sie hier," kehrt er sich dem holländischen Offizier, der sich verabschieden will, zu. „Es ist gut, wenn Sie als Adjutant des verewigten Marschalls unsere Absichten kennen lernen. Wir beraten den Generalsturm. Der Herzog von Marlborough und ich wollen ihn unternehmen, die Herren Deputierten aber haben Bedenken."

„Begründete Bedenken," bekräftigt der Deputierte, der sich immer mehr zum Sprecher der übrigen aufwirft. „Ich sagte zu seiner Hoheit," kehrt nun auch er sich zum Obersten, „wir wollten eine Stadt in unsern Besitz bekommen und keinen Trümmerhaufen."

Der Oberst blickt von einem zum andern, ein triumphierendes Licht in den Augen.

„Ich habe noch eine Meldung zu erstatten," sagt er unterdrückt.

„Welche?"

„Die Franzosen schlagen Schamade. Die Festung ergibt sich."

Seine Worte verursachen allgemeinen Aufruhr. Alle Generale und Deputierten springen auf, starren ihn sprachlos an.

„Woher wissen Sie das?" bricht der Prinz endlich die Erstarrung. „Und warum haben wir keine Nachricht?"

„Sie kam zuerst zum Marschall, und er wollte, daß dies seine letzte Meldung an Sie sei. So sei es wert, von der Erde zu scheiden, meinte er."

„Daran erkenn' ich ihn," flüsterte Eugen ergriffen. „Nun, Herr Deputierter," wendet er sich zu dem holländischen Ratsherrn, „nun haben Sie also Ihre unbeschädigte Stadt."

Der Holländer verbeugt sich, sucht einzulenken.

„Dank Ihrem Ingenium," sagt er verbindlich. „Ich mache mein Kompliment. Ihre Taten reichen an die des großen Caesar heran."

„Caesar," versetzt der Prinz trocken, „hatte es leichter als ich: er hatte keine Deputierten bei sich."

„Die Meldung, Herr Feldmarschall!"

Graf Daun betrachtet den Anreitenden unter hochgezogenen Brauen, erwidert mit wegwerfender Handbewegung:

„Das hat Zeit, lieber Graf. Erst wollen wir frühstücken. Sie erweisen mir doch die Ehre?"

Der andere verbeugt sich bis auf den Hals seines Pferdes.

„Die Ehre ist auf meiner Seite."

Sie reiten nebeneinander in den Ort ein. Graf Daun läßt die Augen ringsum schweifen.

„Der Platz hat gelitten. Wie lange lagen Sie davor?"

„Bondeno wurde von General Königsegg genommen." Er sieht um sich, erblickt den Genannten, ruft ihn herbei: „Königsegg, kommen Sie doch! Seine Exzellenz wünscht Auskunft über die Belagerung von Bondeno."

General Königsegg trabt heran, senkt grüßend den Hut. Doch ehe er noch zu sprechen beginnen kann, fällt ihm Daun ins Wort:

„Meine Herren, Sie, lieber Bonneval, und Sie, lieber Königsegg, Sie nehmen, fürchte ich, die päpstlichen Truppen zu ernst. Ja, wenn wir es mit wirklichen Soldaten zu tun hätten! Aber mit diesem Haufen Abenteurer werden wir wohl bald fertig sein."

„Ich nehme sie durchaus nicht ernster," verteidigt sich Bonneval, „als nötig. Immerhin aber hatten sie bisher rein zahlenmäßig das Übergewicht."

„Und der Kommandant von Bondeno," fügt General Königsegg hinzu, „hat sich tapfer verteidigt. Ich brauchte volle siebzehn Tage, um mich des Platzes zu bemächtigen."

„Das war eine Ausnahme. Wie hieß er?"

„Es war ein Medici.“

„So. Gutes Blut.“ Er sieht, daß Bonneval seine Isabellenschimmel verhällt, folgt seinem Beispiel. „Ist hier das Hauptquartier?“ fragt er.

„Zu dienen, Herr Feldmarschall.“

„So hoffe ich, daß mein vorausgesandter Koch es bereits gefunden hat. Ich habe einen Bärenhunger.“

Sie steigen ab und betreten das Haus. Der Speisengeruch, der es durchzieht, beweist dem Marschall, daß seine Hoffnung berechtigt war. Daun schnuppert wohlgefällig.

„Nun wollen wir es uns schmecken lassen,“ sagt er behaglich. „Zu Tische, meine Herren, wenn ich bitten darf.“

Hinter dem Vorausschreitenden wirft Königsegg dem Grafen Bonneval einen fragenden Blick zu. Aber der nickt nur beruhigend: er weiß, daß es dem Marschall trotz dessen Neigung zu Tafelfreuden an militärischer Tatkraft nicht mangelt.

Tatsächlich sind kaum die letzten Schüsseln abgeräumt worden, als Daun sich aufatmend zurücklehnt, eine Prise nimmt und mit veränderter, sachlicher Stimme befiehlt:

„Und nun die Meldungen. Die Ihre, Graf Königsegg, erhielt ich bereits. Siebzehn Tage vor diesem kleinen Flecken sind viel. Wie stark war der Feind?“

„Achtzehnhundert Mann.“

„Und Sie hatten?“

„Zweitausend. Aber ich hatte Befehl, schonend vorzugehen.“

„Dennoch haben Sie den halben Ort zusammengeschossen,“ bemerkt Daun trocken.

„Ich war gezwungen dazu, da die feindliche Besatzung ausfiel.“

„So. Hm. Wir sprechen noch darüber. Was haben Sie mir zu melden, Graf Bonneval?“

„Ich hatte zu Beginn einigen Kleinkrieg auszustehen. Marsigli hatte mich in Comacchio eingeschlossen und schnitt

mir alle Zufuhren ab. Getreideschiffe, die den Po hinunterfuhren, wurden angegriffen und eins davon nach Kampf weggenommen. In Argenta wurde ein Kommando von dreißig Mann teils niedergemacht, teils zersprengt. Die aufgewiegelte Landbevölkerung fing mir Posten ab, erschoß Kuriere und tat mir auf alle Weise Abbruch."

„Ihre Vorkehrungen dagegen?"

„Ich ließ vor allem die Einwohner von Comacchio dem Kaiser Treue schwören, um im Fall eines Eidbruchs in der Lage zu sein, sie als Rebellen behandeln zu können. Dann sandte ich, obgleich der Krieg noch nicht förmlich erklärt war, Botschaft an La Battée, in das päpstliche Gebiet von Ferrara und Bologna einzurücken und einige Plätze an den Grenzen zu besetzen, hielt mich aber sonst, den empfangenen Befehlen gemäß, möglichst friedlich. Immerhin hob Marsigli unter dem Eindruck des Vormarsches La Battées die Belagerung von Comacchio auf."

„Wieviel Regimenter haben Sie unter Ihrem Kommando?"

„Sechs Regimenter zu Pferd und vier zu Fuß."

„Und ich bringe sechs mit." Der Marschall schließt halb die Augen, rechnet leise. „Ja, es wird gehen," sagt er dann. „Meine Herren," fährt er fort, „Sie haben meine Weisungen mißverstanden. Wenn ich Ihnen möglichste Schonung anempfahl, so meinte ich nicht, Sie müßten noch zuwarten, nachdem der Gegner die Feindseligkeiten eröffnet hatte. Je rascher und nachdrücklicher man in einem solchen Falle zupackt, desto besser ist es."

„Aber die mangelnde Kriegserklärung," gibt Bonneval zurück. „Oder hatten Sie Ordres aus Wien?"

„Wenn ich auf Ordres aus Wien hätte warten wollen, stünde ich heute noch in Piemont. Meine Ordres lauteten, mich ruhig zu halten, solange der Feind es tue."

„Und die feindliche Übermacht?"

Daun schlägt mit der flachen Hand leicht auf den Tisch.

„Meine Herren," sagt er ungeduldig, „ich sagte Ihnen bereits, daß Sie die päpstlichen Kräfte zu ernst nehmen. Sind wir Soldaten oder ein bunter Haufen gleich den andern? Soll ich Sie die Grundbegriffe der Taktik lehren? Solch zusammengewürfeltem Gesindel gegenüber ist das frische Vorgehen einer disziplinierten Truppe unwiderstehlich." Er schweigt einen Augenblick lang, um seine Heftigkeit zu zügeln, setzt dann ruhiger fort: „Darum kann ich es weder billigen, daß Sie, Graf Königsegg, sich vor einem solchen Nest aus Schonung siebzehn Tage lang verliegen, um dann doch gezwungen zu sein, es in Trümmer zu schießen, noch auch, daß Sie, Graf Bonneval, sich mit solch halben Maßregeln begnügen. Das Mischmasch, das sich päpstliche Truppen nennt, will gejagt werden, und jagen werden wir es."

Königsegg wirft abermals einen raschen Blick zu Bonneval hinüber. Ja, wahrhaftig, der Mann, der da mit blitzenden Augen, mit gestrafften Zügen ihnen gegenübersitzt, ist kein bloßer Genießer, das ist ein Soldat, wie er sein soll, tatkräftig, kühn und entschlossen.

„Wir haben einen großen Vorteil," fährt Daun fort. „Er vereinigt sich in dem einen Namen: Marsigli." Er verzieht das Gesicht zu einer spöttischen Grimasse. „Der edle Graf hat ja in kaiserlichen Diensten bewiesen, was er wert ist, und ich glaube nicht, daß er seine Natur geändert haben wird. Zudem fürchtet er, im Falle der Gefangennahme nicht als Kriegsgefangener, sondern als Verbrecher behandelt zu werden, und das vermehrt noch seine Angst. Muß ich Sie erst fragen, meine Herren, welche Art der Kriegsführung einem solchen Feind gegenüber am Platz ist?"

„Der Angriff," entgegnet Königsegg.

„Der Angriff," wiederholt Bonneval, sein verwegenes Raubvogelgesicht in drohende Falten legend.

„Der Angriff," sagt auch Daun. „Der rücksichtslose, alles wagende und darum alles gewinnende Angriff. Sie werden sehen, Marsigli wird so schnell ausreißen, daß es uns selbst

mit forcierten Märschen unmöglich sein wird, ihn einzuholen." Abermals dämpft er die erhobene Stimme ab, zwingt sie zur Gelassenheit sachlicher Anordnungen. „Wir marschieren sogleich vor. Unser erstes Ziel ist Bologna."

„Dort hält sich der Neffe des Papstes auf," wirft Königsegg ein. „Der junge Albani."

„Der Fünfzehnjährige?" Feldmarschall Daun lacht dröhnend auf. „Wir werden ihm das Hinterleder verklopfen, wenn er so töricht sein sollte, uns zu erwarten. — Wir marschieren, sagte ich," setzt er fort. „Was zwischen uns und Bologna liegt, wird genommen. In der Stadt selbst denke ich mich nicht aufzuhalten: wir senden an den Magistrat ein Schreiben und fordern den Durchmarsch."

„Sie werden es nicht wagen, ihn uns zu verweigern," bemerkt Bonneval.

„Das glaube ich auch," nickt Daun bestätigend. „Sobald wir die Stadt hinter uns haben, breiten wir uns in der Romagna aus und besetzen dieses Gebiet. Je weiter wir Marsigli zurückdrängen, umso besser. Ich sage nicht, daß Kämpfe zu vermeiden sind. Ich wiederhole, daß keine Gelegenheit zu solchen sein wird. Das Ganze wird nicht mehr sein als ein militärischer Spaziergang."

„Und wo endet dieser Spaziergang?" fragt Bonneval. Unter den dichten Brauen funkeln die Augen des Marschalls den Frager an.

„Wenn der Papst nicht früher Vernunft annimmt — im Vatikan."

Am Ende

Vendome verläßt als erster das königliche Kabinett. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe zur Höflichkeit, dem königlichen Prinzen den Vortritt zu lassen. Sehr aufrecht, den linken Arm in die Hüfte gestützt, in der Rechten den Federhut, wagt er es, seinem Herrscher den Rücken zu wenden, schreitet durch die Türe. Er geht wie einer, der gesagt hat, was ihm auf dem Herzen lag und sich keinen Deut um die Folgen seiner freien Worte kümmert.

Der Herzog von Burgund hält die Etikette besser ein. Obgleich auch sein Blut vor Wut kocht, vollführt er die vorgeschriebenen tiefen Reverenzen mit gewohnter Sicherheit, entfernt sich rückwärtsschreitend, den Hut mit einer Geste der Ergebenheit gegen die Brust pressend. Erst da die Türe des Kabinetts sich hinter ihm geschlossen hat, richtet auch er sich hoch auf, drückt den Hut in die Stirn und ballt die Fäuste. Mit finstern Blicken sucht er Vendome, um nochmals, und diesmal offener, seine Galle an ihm auszulassen. Aber der Marschall hat sich bereits entfernt und ist nirgends mehr zu sehen.

Nach dem Abgang der beiden Streithähne bleibt es im königlichen Kabinett still. Der König sitzt zusammengesunken in seinem Lehnstuhl. Das Kinn liegt auf der Brust, die Hände bohren sich tief in den Muff. Von Zeit zu Zeit geht ein leises Zittern über die welke Haut seines Greisengesichtes. Er sieht sehr alt aus und sehr erschöpft.

Madame de Maintenon sitzt ihm gegenüber. Ihre Augen sind forschend auf ihn gerichtet, ihr verkniffener Mund, ihre mühsam gestrafften Züge lassen eindringliche Denkarbeit erkennen. Sie sieht den Eindruck, den die eben stattgefundene Szene auf den König gemacht hat, und überlegt, wie sie

diesen Eindruck verwischen könnte. Sie gleicht einem lauernden kleinen Raubtier, wie sie so den König unbeweglich beobachtet.

Nach geraumer Zeit entschließt sie sich, das Schweigen zu brechen. Sie hüstelt leicht, legt die Hände, die sie im Schoße gefaltet hielt, auf die Seitenlehnen des Stuhles, setzt an:

„Was werden Sie nun beginnen, Ludwig?"

Der König antwortet nicht, hebt nur, ohne seine Stellung sonst zu verändern, die Schultern, läßt sie wieder fallen. Die Maintenon fährt fort:

„Sie werden sich doch die Unverschämtheiten Vendomes nicht gefallen lassen?!"

„Vendome hat recht," sagt der König mit dumpfer Stimme, immer noch starr vor sich hinsehend.

„Was sprechen Sie da?" ruft die Maintenon empört.

„Vendome hat ganz recht," wiederholt der König. „Hätte ich früher auf ihn gehört, so wäre heute unsere Lage anders. Aber da lag mir Chamillart in den Ohren, der elende Villeroy, den ich schon nach der Niederlage von Ramillies hätte davonjagen sollen — und selbst Sie, Françoise, selbst Sie. Darum ließ ich mich bestimmen, das Kommando meinem Enkel zu geben und einen Mann von Vedomes Verdiensten zurückzusetzen. Da sehen Sie den Erfolg."

„Der Herzog von Burgund hat ausgezeichnete Fähigkeiten. Unsere Niederlagen sind ausschließlich der Unbotmäßigkeit Vendomes zuzuschreiben!"

„Unsere Niederlagen! Ich hätte nie gedacht, dieses Wort zu hören."

„Ziehen Sie den Schuldigen zur Verantwortung. Sie drohten Vendome bereits einmal, ihn in die Bastille zu sperren."

„Und Sie denken, jetzt wäre der günstigste Augenblick dazu? Es trifft mich ohnehin hart genug, daß Vendome mir seine Dienste aufsagte. Wir wollen es bei seiner freiwilligen Verbannung bewenden lassen."

Madame de Maintenon sieht, daß in der Angelegenheit des verhaßten Vendome augenblicklich nichts zu machen ist, wechselt rasch das Gespräch:

„Wollen Sie etwa den Herzog von Burgund auch verbannen?"

„Ich hätte die größte Lust dazu. Eine solche Armee, die Blüte meiner Truppen, so zu ruinieren! Wäre er nicht mein Enkel und der künftige Thronerbe, ich wüßte, wie ich mit ihm verfahren würde!"

„Sie tun dem Herzog bitter unrecht, Ludwig. Er hat stets nur das Beste gewollt."

„Für sich, ja. Denken Sie etwa, ich durchschaue ihn nicht?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich am Ende einer Regentenlaufbahn, die Frankreich ein neues Antlitz gab, unbedankt von dieser Erde scheiden soll, verlassen, ja, verraten von denen, die mir am nächsten stehen sollten, den Mitgliedern meines eigenen Hauses."

„Ludwig! Wissen Sie denn, was Sie sprechen? Diese Vorwürfe —"

„Sind nur zu berechtigt. Es dauerte lange, bis ich verstand, aber nun vermag nichts mehr meinen Blick zu trüben! Der Prinz rechnet mit meinem Ableben, scheut es, den Krieg zu übernehmen, den ich führe. Ob er überhaupt militärische Fähigkeiten hat, weiß ich nicht; aber seine Absicht, den Feinden in die Hände zu arbeiten, ist offenkundig: ich soll zum Frieden gezwungen werden!"

Ohne seine zusammengesunkene Haltung aufzugeben, hat er den Kopf gehoben. Seine tief in den Höhlen liegenden Augen funkeln böse zur Maintenon hinüber, die schweigend und den Blick des Königs vermeidend, den Ausbruch sich austoben läßt.

„Wer hat bei Oudenaarde Vendomes Befehle auszuführen verboten? Wer den Entsatz von Lille vereitelt? Wer

den Anschlag des Kurfürsten von Bayern auf Brüssel zu unterstützen verabsäumt? Wer endlich Gent und Brügge wieder verloren, die Vendome erobert hatte, derselbe Vendome, den Sie bei mir anschwärzen und in die Bastille sperren lassen möchten? Ludwig, immer wieder Ludwig, mein unwürdiger Enkel, der es nicht erwarten kann, bis ich abtrete, der auch auf die Krankheit seines Vaters, des Dauphins, seine Hoffnungen setzt, der das Testament Richelieus, unseres größten Staatsmannes mißachtet und sich damit begnügen will, am Rande eines wiedererstarkenden Deutschen Reiches als wenig beachteter und wenig geachteter Friedensfürst eines mäßigen, bedeutungslosen Staates zu leben!"

Er hält erschöpft inne, mit zuckenden Händen und zitternden Lippen. Ein Speichelfaden zieht sich sein Kinn entlang. Er wischt ihn mit dem Handrücken fort, spricht dumpf weiter, indes sein Kopf wieder auf die Brust sinkt.

„Nun denn — er hat sein Ziel erreicht. Ich bin am Ende. Wie ein Spieler, der sein Alles auf einen Wurf setzte, habe ich mit meinen besten Truppen die Entscheidung in Flandern gesucht. Sie ist gefallen — aber wider mich. Ich habe keine Heere mehr, die ich dem Kaiser und seinen Verbündeten entgegenstellen könnte."

„Wie, so mutlos?" ruft Madame de Maintenon entrüstet. „Kann ein einziger Mißerfolg Sie niederwerfen? Stehen nicht Ihre Armeen unter Villars in der Dauphiné, unter dem Kurfürsten von Bayern am Rhein, unter dem Herzog von Orleans siegreich in Spanien? Ist Ihnen die Armee in Flandern nicht erhalten geblieben? Eine einzige Kraftanstrengung — und Sie sind so mächtig wie zuvor."

Aber der König schüttelt das Haupt.

„Ich bin durch Ihre tröstenden Worte nicht mehr aufzurichten, Françoise. Die spanische Armee steht einem zähen Gegner gegenüber, an den sie morgen das Gewonnene wieder verlieren kann; Villars vermochte nicht einmal das Vordringen des Herzogs von Savoyen zu verhindern;

was der Herzog von Bayern wert ist, haben wir vor Brüssel gesehen; er hat mir immer nur Unglück gebracht; und die geschlagene flandrische Armee ist so erschüttert, daß sie einem Feldherrn, wie der Prinz Eugen es ist, von vornherein unterlegen ist. — Nein, nein, ich weiß es wenigstens, wenn ich geschlagen wurde, und bin entschlossen, die Folgerungen daraus zu ziehen."

„Welche Folgerungen?" fragt die Maintenon, böser Ahnungen voll.

Abermals hebt der König den Kopf. Sein glanzloses Auge sucht das seiner heimlichen Gemahlin.

„Frieden zu machen," antwortet er mit gebrochener Stimme. „Oder richtiger," verbessert er sich, „um Frieden zu bitten — und zu hoffen, daß der Kaiser mir ihn gewähren wird. Ich sende den Marquis de Torcy zu ihm."

Madame de Maintenon möchte antworten, vermag es nicht. So wenig sie es laut zugeben würde, sich selbst muß sie eingestehen, daß der König mit seinen Vorwürfen recht hat. Ja, es ist wahr: es ist der Krieg ihrer Kreaturen, der hier geführt wurde, der sie umschmeichelnden Höflinge und Freunde. Ihre Schuld vor allem ist es, wenn das Gebäude der unbestrittenen Vorherrschaft Frankreichs auf dem Festlande, dieses Gebäude, daran Generationen bauten, nunmehr zusammenbricht. Die Selbstvorwürfe krampfen ihr das Herz zusammen, schnüren ihre Kehle und benehmen ihr den Atem. Erst nach einer Weile, in der sie vergeblich um Fassung rang, sagt sie mit erstickter Stimme:

„So weit ist es also gekommen."

„So weit, ja," nimmt der alte, verzweifelte König ihre Worte auf. „Was ich mein Leben lang erstrebte, war vergebens. Nach Mühen und Anstrengungen, wie sie kaum einem andern Menschen beschieden waren, stehe ich an der Schwelle des Grabes mit leeren Händen da."

Die vollkommene Entmutigung des Königs legt sich wie ein Alp auf die Seele der Maintenon; aber sie peitscht zu-

gleich ihre Energien auf, jene letzten Reserven, die die Frau ins Treffen führt, wenn die des Mannes bereits verbraucht sind. Sie umkrallt die Seitenlehnen, auf denen ihre Hände lagen, bäumt sich auf, keucht:

„Nein! Nein! Das ist unmöglich! So tief kann Frankreich nicht sinken!"

„Nur ein Wunder kann uns unserer Erniedrigung entreißen," hält ihr der König, in seiner Selbstzerfleischung schwelgend, entgegen.

„Sei es ein Wunder!" ruft sie. „Frankreich war stets ein Land der Wunder! Ein solches wird uns auch diesmal retten."

„Sie sind eine Schwärmerin," erwidert der König herb. Streckt die Hand nach der Tischglocke aus, läutet. Sagt zum eintretenden Kammerherrn: „Der Marquis de Torcy ist zu suchen. Er möge sich sogleich bei mir einfinden."

Der Traum vom Reich

Prinz Eugen von Savoyen hat schon manchen Empfang in Wien erlebt: nach glücklichen Kämpfen und nach weniger glücklichen. Er hat es erlebt, daß die Stadt ihm zujubelte, daß die Straßen schwarz waren von den Spalieren der Menschen, die ihn und seine Suite mit Blumen und Beifallsstürmen überschütteten; und er hat es erlebt, daß sich kaum jemand nach ihm umdrehte, daß ironische Blicke der ewigen Wiener Spötter ihn trafen, daß diese Stadt, im Herzen treu wie eine gute Hausfrau, aber in ihren Äußerungen wetterwendisch wie eine Kokette, ihn ihre Unzufriedenheit in unverkennbarer Weise fühlen ließ.

Er hat beides hingenommen, mit jener ruhigen Gelassenheit, die ihn nie verläßt, mit seiner stets gleichen höflichen Unberührtheit und seinem tiefen Blick, der durch die Menschen hindurchzusehen weiß, als wären sie nicht vorhanden.

Einen Empfang wie diesen aber hat er sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausgemalt. Die Stadt ist buchstäblich außer sich. Von dem Augenblicke an, da sein Wagen unter der Einfahrt des neuerbauten Palais in der Himmelpfortgasse sichtbar wird, ist er wie eingekeilt in einer vor Freude wie rasenden Menge, die sich an ihren sich ständig steigernden Kundgebungen bis zum Delirium berauscht. Dicke Blumengirlanden sind im Nu um Radspeichen, Kutschbock, Kutschkasten gewunden; das Geschirr der Pferde verschwindet unter den Sträußen, mit denen es besteckt wird, und ebenso die Livree des Kutschers und des Jägers; nur Schritt um Schritt kommt das Gefährt vorwärts, und auch das nur dank dem Eingreifen einzelner Besonnener; Hände strecken sich zum Schlage herein, halten die seinen fest, offene Mäuler schreien ihm aus nächster Nähe seinen Triumph entgegen, der zugleich der Triumph von ganz

Wien ist; der Zug hat noch nicht den Graben erreicht, da werden die Pferde gar ausgespannt, und begeisterte Menschen legen sich an ihrer Stelle in die Stränge; und es ist ein Glück, daß der Weg zur Burg so kurz ist: denn schon macht die Menge Anstalten, den Prinzen aus seinem Wagen herauszuholen und ihn auf ihren Schultern ins Kaiserschloß zu tragen.

Im Schweizerhof der Burg dasselbe Bild, nur durch höfische Sitte und die kaiserliche Nähe einigermaßen gemildert. Das Geviert ist dicht gefüllt mit den Trägern klingender Namen. Vivatrufe, geschwungene Hüte, endloses Händeschütteln; alle Augenblicke vertritt dem Prinzen irgendein Kavalier den Weg, beugt sich, daß die Locken der Staatsperücke fast den Boden fegen, läßt von seinen Lippen die Honigworte submissester Glückwünsche träufeln. Eugen ist recht froh, als Fürst Salm, der ihm bis zum Tore entgegenkam, kurz entschlossen seinen Arm faßt und ihn dem Schwarm der Katzbuckler und Schmeichler entführt.

Doch auch Salm, strahlend wie alle andern, kann nicht umhin, seinen Spruch anzubringen: wie glücklich er sich schätze, den Prinzen wohlauf wiederzusehen, wie geehrt, an seiner Seite gehen zu dürfen, wie unendlich dankbar, sich den ergebenen Freund des größten Kriegshelden des Jahrhunderts nennen zu können.

Sich selbst zurückgegeben, hat der Savoyer seine gleichmütig höfliche Miene rasch wieder gewonnen. Indes sie Seite an Seite die weitläufigen Gänge entlangschreiten, beantwortet er mit freundlichem Dank die Fragen nach seinem Ergehen, lehnt mit stolzer Bescheidenheit allzu übertriebene Lobsprüche ab, erkundigt sich endlich, ob das Gehör beim Kaiser bald stattfinden könne.

„Ohne Verzug," versichert Salm. „Seine Majestät gaben Befehl, Sie, teuerster Prinz, allsogleich zu melden, und erklärten, keine Konferenz sei so wichtig, daß sie nicht unverzüglich unterbrochen würde, um Ihnen Platz zu machen."

„Das ist mir lieb," erwidert Eugen. „Ich habe noch zu tun, zumal ich mir nicht Zeit nahm, auch nur die wichtigsten Berichte entgegenzunehmen, sondern eiligst zum Kaiser fuhr."

„Sie werden ihm sogleich gegenüberstehen," wiederholt Salm seine Versicherung. „Seine Majestät können es kaum erwarten, Ihnen für Ihr ruhmreiches Wirken Dank zu sagen."

Sie sind im Vorsaal angelangt. Hier der dritte Ansturm, nun schon ganz gedämpft, ganz Etikette: Herren des Hochadels, kirchliche Großwürdenträger, Vertreter der Hofämter und der Generalität umringen Eugen, erschöpfen sich in abgemessenen, wundervoll geglätteten Phrasen, die wie ein lauwarmer, parfümierter Wasserfall auf ihn herabrieseln.

Salm hat den Savoyer in der Mitte der feierlichen Gratulationscour gelassen, ist ins kaiserliche Kabinett geeilt. Fast sogleich kehrt er wieder zurück, meldet mit festlich bewegter Stimme:

„Seine Majestät erwarten Eure Hoheit!"

Wie ein Götterballett öffnet sich zurückweichend der erlauchte Kreis vor dem Prinzen, er betritt das Zimmer des Kaisers. In tiefer Verbeugung wartet er, bis sich die Türe hinter ihm geschlossen hat.

Sich wieder aufrichtend, findet er sich in den Armen des Kaisers, die sich eng um seinen Nacken legen, fühlt einen Mund, der in herzlichem, freundschaftlichem Kusse mit festem Druck seine Wange berührt, blickt in zwei leuchtende Augen.

„Eugen," sagt der Kaiser mit vor froher Erregung bebender Stimme, „ich bin glücklich, Sie zu sehen! — Glücklich!" sagt er nochmals, und der Ton seiner Stimme verrät, daß dieses Wort mehr ist als bloße Höflichkeit.

„Und ich," erwidert Eugen mit seinem guten Lächeln, „bin glücklich, Eurer Majestät gute Botschaft bringen zu können."

Der Kaiser lacht fröhlich und unbeschwert wie ein Bub.

„Damit freilich kommen Sie zu spät," gibt er vergnügt

zurück. „Denn was Sie mir an Siegen und eingenommenen Städten, an eroberten Fahnen, Standarten, Pauken und Geschützen auch melden mögen, es wird übertroffen durch die Botschaft, die ich Ihnen bringe, wenn diese gleich das Ergebnis Ihrer Erfolge ist.“ Er läßt den Prinzen los, legt ihm aber gleich wieder die Hände auf die Schultern, rüttelt diese, bricht jubelnd aus: „Frankreich bittet um Frieden!“

„Die Krone Frankreich? Der König selbst?“

„Seine Majestät der König Ludwig höchstselbst! Der französische Unterhändler, der Marquis von Torcy, ist bereits angekündigt!“

„Nun, Gott sei gelobt! Das ist wahrhaftig eine Botschaft, die die meinige übertrifft!“

„Und das haben wir Ihnen zu danken, Eugen! Sie waren es, Sie ganz allein, der dieses Werk vollbrachte. Aber der Lohn soll des Werkes würdig sein. Eugen, ich habe eine Belohnung für Sie, die Sie zufriedenstellen wird!“ Er will geheimnisvoll tun, aber die dem Prinzen zugedachte Überraschung ist stärker. „Nein,“ platzt er heraus, „ich halte es nicht aus, ich muß es Ihnen gleich sagen. Also merken Sie auf, Eugen: Sie sollen die Friedensverhandlungen führen! Es ist mein Wille, daß Sie dem Reich, das Ihnen schon soviel verdankt, auch den Frieden bringen!“

Ein schwaches Rot färbt die Wangen des Prinzen. Die freudige Erregung durchdringt sogar seine ständige Maske unerschütterlicher Gelassenheit.

„Eure Majestät,“ sagt er bewegt, „begnaden mich mit einem Vertrauen, das mich tief berührt.“

„Ich wüßte keinen Würdigern,“ sagt der Kaiser warm. „Sie erweisen uns allen eine Ehre, wenn Sie annehmen.“

„Ich hoffe sie nicht zu enttäuschen. Was bietet Frankreich?“

„Das macht Ihnen keiner nach,“ lobt der Kaiser bester Dinge, „so geradewegs aufs Ziel loszugehen. Aber Sie haben recht. Wir müssen gleich darüber reden. Setzen Sie sich, Eugen. — Nein, zu mir!“ Er zieht ihn wieder, wie in

der letzten vertraulichen Unterredung, neben sich aufs Sofa nieder. „Es ist gut,“ sagt er zufrieden, „einen Mann wie Sie neben sich zu wissen.“

„Was bietet Frankreich?“ wiederholt der Prinz.

„Frankreich bietet,“ nimmt Joseph die Worte Eugens wie ein gelehriger Schüler auf, „den Holländern Doornik und Ryssel, den Engländern die Schleifung von Dünkirchen und die Ausweisung des Prätendenten Jakob, uns Straßburg. Philipp soll nicht mehr unterstützt werden und für Spanien Neapel erhalten. Savoyen wird in seinem ehemaligen Besitz anerkannt, und für alle Angelegenheiten rechts des Rheines der westfälische Friede als Richtschnur bestimmt.“ Er sieht den Prinzen fragend an. „Was sagen Sie dazu?“

„Es ist immerhin ein Anfang,“ gibt Eugen überlegend zu. „Aber Frankreich wird mehr bieten müssen,“ setzt er nachdrücklich hinzu.

„Mehr,“ nickt der Kaiser. „Was werden Sie fordern?“

„Daß dem Hause Österreich,“ hebt der Prinz an, „das spanische Erbe überlassen werde, ist selbstverständlich. Das war der Zweck dieses Krieges, dessen tiefern Sinn Sie mir zu erläutern geruhten. Aber wozu dem Prinzen Philipp Neapel überlassen? Man mag ihn in Versailles anderweitig entschädigen.“

„Wollen Sie Neapel festhalten?“

„Sollen wir es einem ungeliebten Herrscher ausliefern, in dessen Hand es zu einer ständigen Bedrohung unserer Flanke werden könnte? Schon daß der Papst seine Augen darauf geworfen hat, behagt mir nicht. — Beiläufig gesagt, wenn ich Eure Majestät fragen darf, wie steht Ihr Zwist mit dem Papste?“

„Gut,“ lächelt der Kaiser. „Daun hat fast ohne Kampf den halben Kirchenstaat besetzt, und der Papst wird klein beigeben müssen. Kardinal Piazza ist bereits auf dem Weg nach Wien.“

„Er wird Zeit gewinnen wollen. Lassen Sie sich darauf nicht ein. Der Papst muß sich besiegt geben wie Frankreich."

„Ich werde ausdrücklichen Verzicht auf Neapel fordern."

„Sie tun recht daran, Sire. Gehörte es einem großen Staat an, mit dem wir uns verbünden könnten — ich wäre es zufrieden. So aber, angesichts eines von Parteiungen zerrissenen Italien, können wir nicht anders als es zu einer der Außenbastionen des Reiches auszubauen."

„Soviel von Spanien und Neapel. Was sagen Sie zu Straßburg?"

„Straßburg allein genügt nicht. Was nützt uns die Stadt ohne Hinterland? Frankreich wird alles zurückgeben müssen, was es dem Reich in den letzten Jahrhunderten raubte, das Elsaß vor allem, aber auch die Bistümer Metz, Toul und Verdun. Wir müssen uns mit einer Festungskette gegen den ewigen Ruhestörer jenseits des Rheins sichern."

„Das wird Ludwig nicht zugestehen."

„Dann holen wir es uns!" Die Augen des Prinzen glühen kurz auf. Dann setzt er fort, mit einer Stimme, durch deren äußere Gelassenheit ein inneres Feuer schlägt: „Am wenigsten aber darf zugestimmt werden, daß die Bestimmungen des westfälischen Friedens für diesen da, den wir schließen wollen, maßgebend sein dürften! Hier steckt die Wurzel allen Übels, und sie muß ausgerottet werden, damit endlich Friede werde im Abendland!"

Der Brand in der Seele des Prinzen springt auf die des Kaisers über.

„Wahrhaftig die Wurzel allen Übels!" ruft Joseph. „Damals hörten die Kaiser auf, Herren im eigenen Lande zu sein!"

„Sie sagen es," bestätigt Eugen mit vollem Nachdruck. „Und damit sie es wieder werden, muß jener Friede ausgelöscht werden. Sie haben ein neues Reich zu bauen, Joseph, wissen Sie das?" In seiner Erregung hat er, ohne es zu merken, den Kaiser mit dem Vornamen angesprochen.

Der Kaiser merkt es ebenso wenig. Er atmet schwer wie einer, der mitten in einer großen Entscheidung steht, sagt mühsam:

„Darauf bereite ich mich vor, seit ich die Krone trage!"

„Es ist die Zeit gekommen, Ihre Pläne in die Tat umzusetzen. Ich glaube an Sie! Enttäuschen Sie mich nicht! Was werden Sie tun?"

„Tun!" Den Kaiser leidet es nicht auf dem allzu bequemen Sofa, er springt auf, geht mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. „Tun!" wiederholt er. „Wie das klingt! Endlich tätig sein dürfen, wirken können!" Er kehrt sich jäh dem Prinzen zu. „Was ich tun werde?" stößt er hervor. „Die Macht aller geheimen und offenen Kräfte brechen, die sich wider die Einheit des Reiches stellen!"

„Das ist das erste," stimmt Eugen zu. Auch er hat sich erhoben, bleibt aber unbeweglich auf seinem Platze stehen. „Wer ein Feld bereiten will, muß zuerst die Schollen brechen."

„Sie sollen sehen," lacht der Kaiser triumphierend, „ob ich das kann. Am Tage nach dem Friedensschluß ergeht an den Reichstag zu Regensburg ein Dekret, das ihn auflöst."

„Gut. Weiter."

„Zugleich werden die obersten Behörden unmittelbar der kaiserlichen Gewalt unterstellt. Die Reichssteuern, die Beiträge der Kreise und Länder fließen in eine Kasse, die von einem durch mich ernannten Minister verwaltet wird; ebenso ernenne ich den Präsidenten des Kammergerichtes."

„Weiter!"

„An die Fürsten des Reiches ordne ich einen Erlaß ab, daß sie fortab nicht souveräne Herren sind, sonden nur die obersten Verwalter von Reichsgut."

„Die Fürsten werden protestieren."

„Wohl ihnen, wenn sie sich darauf beschränken!"

„Und wenn nicht?"

„So werde ich sie dazu zwingen, wie ich den Kurfürsten

von Bayern gezwungen habe. Mein ist ein Heer und ein Feldherr, denen sich entgegenzustellen keiner wagen darf."

„Heer und Feldherr werden ihre Pflicht tun."

„Ist dies durchgeführt, so werde ich darangehen, das Reich neu zu ordnen. Was einer seinen Nachbarn unrechtmäßig entriß, muß er zurückgeben. Nicht nach Hoheitsgebieten soll sich das Reich gliedern, sondern nach Stämmen."

„Sie haben ein noch bestehendes Vorbild in der Kreiseinteilung. Weiter!"

„Dieses neugeordnete Reich ist nun reif für die große Reichsreform, die ich plane. Die Fürsten verlieren ihren letzten Schein von Macht; sie mögen, wenn es sie freut, ihre Titel behalten, aber nicht mehr als das; die neuen Provinzen verwalten sich selbst unter Statthaltern, die mir unmittelbar unterstehen; die Landtage werden, wie dies schon in Tirol der Fall ist, aus dem Stand der Bürger und der freien Bauern ergänzt; die Binnenzölle werden aufgehoben, im ganzen Reich einheitliche Münze, einheitliches Maß und Gewicht eingeführt; Privilegien und Freiheiten welcher Art immer fallen, sofern sie den Handel und Wandel beeinträchtigen. Einheitlich, wie das Reich war, soll es wieder werden!"

„Eure Majestät," sagt der Prinz, wieder zu der gewohnten Anrede zurückfindend, „haben die Notwendigkeiten wohl durchdacht. Nur — darf ich eine Frage tun?"

„Sprechen Sie, Eugen!"

„Ich vermisse das Kernstück. Alle geplanten Verbesserungen beziehen sich auf die äußere Wohlfahrt der Bewohner; wer lehrt sie, sich als Bürger dieses Reiches zu fühlen, unbedingt und aus ganzem Herzen zu ihm zu stehen?"

„Ihr eigener Vorteil, wenn nichts anderes."

„Der eigene Vorteil, Sire, geht nach der jeweiligen Lage. Der Eigenvorteil hat das Reich dorthin gebracht, wo es heute steht. Wo aber ist das, was alle bindet?"

„Ist's nicht in ihnen, so kann es keiner erwecken."

„Es ist in ihnen, denn es ist etwas natürliches."

„So wird es sich auch natürlich entwickeln."

„Nicht, wenn es nicht gehegt und betreut wird, gleich der Frucht auf dem Acker, von dem wir eben sprachen."

„Ich kann nicht alles tun!" ruft der Kaiser unmutig.

„Sie müssen es tun, sonst tut's an Ihrer statt ein anderer."

„Wer? Einer von den Fürsten?"

„Fürsten sind entartete Beamte. Nein, einer aus der großen Masse, ein Unbekannter. Umwälzungen kommen von ganz oben oder von ganz unten. Die von unten sind nur schwerer, weil zwischen dem Umsturz der alten Ordnung und deren Ersetzung durch eine neue eine Lücke klafft, die vom Chaos ausgefüllt wird. Ersparen Sie dem Reich dieses Chaos und die Leiden und Irrwege, die es mit sich bringt! Handeln Sie selbst zur rechten Zeit! Handeln Sie, Sire!"

„Ich sehe selbst," entgegnet Joseph schwer atmend, „daß ich es muß. — Aber wie?" ruft er ratlos. „Wissen Sie einen Weg?"

Der Prinz senkt nachdenkend den Kopf. Da er ihn wieder hebt, sind seine Augen noch dunkel von Gedanken.

„Sie erinnern sich, Sire," beginnt er langsam, „der ersten Berichte, die ich Ihnen aus Italien sandte. Ich traf statt einer Armee einen Haufen zerlumpter Abenteurer an, keinem Befehl gehorchend, ohne Achtung vor ihren Vorgesetzten und ohne den Willen, ihre Pflicht zu tun. Ich begann damit, diese Armee neu aufzubauen. Ich brachte die Soldaten zum Gehorsam, ich stellte die Rangordnung wieder her, ich gewöhnte die einzelnen an den Gedanken, daß sie für sich nichts, daß sie nur etwas seien als Glieder der Gesamtheit. Und ich endete damit, ihnen, nachdem ich sie all dies gelehrt hatte, den Stolz einzupflanzen, darauf, daß sie zugehörig waren: den Stolz erst auf ihre Kompanie, dann auf ihr Regiment, dann auf ihr Korps — endlich auf die Armee, deren Soldaten sie waren, dieser Armee, darum unbesiegbar, weil ein einziger Körper, dessen Teile sich zusammen als

eines fühlten und, des eigenen Ich nicht achtend, alles an das gemeinsame Wir setzten."

„Wer," sagt der Kaiser, „wüßte besser als ich, was Sie aus dieser Armee gemacht haben? Aber was hat das mit meiner Frage zu tun? Soll ich etwa —"

Der Prinz ist mit der Entwicklung seiner Gedanken so beschäftigt, daß er den Kaiser ohne weiteres unterbricht.

„Wer hindert Sie," ruft er entflammt, „es mit dem Reiche ebenso zu machen? — Ich meine nicht," erklärt er sich, „daß Sie alles Volk Exerziermeistern unterstellen sollen, die es in eine Linie fuchteln. Aber lehren Sie dieses Volk denselben Korpsgeist, den ich meinen Soldaten einpflanzte, lehren Sie es stolz sein auf seine Zugehörigkeit zum Reich, lehren Sie den einzelnen, sich als Glied dieses Reiches zu fühlen, lehren Sie schon die Kinder, daß es nichts Höheres gibt als das Reich, jenes Reich, das sie selbst, das alle sind — und Sie können von einem so erzogenen Volk das Unmögliche verlangen."

„Das ist eine Arbeit von Generationen."

„Sie sind jung."

„Und Sie halten dies für einen Weg, das Reich stark, gesichert und mächtig zu machen?"

„Ich halte das für den einzigen Weg, das Reich neu zu errichten."

Abermals durchmißt der Kaiser das Zimmer. Aber diesmal geht er langsam, das Kinn, wie zuvor der Prinz, gedankenvoll gegen die Brust gedrückt.

„Und wenn das Reich," setzt er endlich mit zagem Lächeln an, „neu errichtet ist — was dann?"

„Wir wollen uns nicht Aufgaben stellen für eine Zukunft, die wir nicht kennen. Aber Sie haben auch in der Gegenwart noch andere zu erfüllen — noch während das Reich gesichert wird — oder richtiger, um es zu sichern."

„Noch mehr? Eugen, Sie machen mir's nicht leicht."

„Wollen Eure Majestät es leicht haben?" fragt der Prinz mit unwillkürlicher Steifheit.

„Nein," erwidert der Kaiser rasch. „Nein," wiederholt er mit einem tiefen Atemzug. „Sonst wäre ich ein schlechter Kaiser. Fahren Sie fort, Eugen."

Eugen schweigt, sieht vor sich hin, als wolle er Gedanken und Worte sammeln. Der Kaiser steht erwartungsvoll, wagt aber nicht, die Stille zu unterbrechen.

Endlich blickt der Prinz auf, beginnt halblaut, in geheimnisvollem Raunen:

„Ich will zu Ihnen von einem Lande sprechen, das Sie nicht kennen, davon Sie kaum gehört haben — und das doch das Land der Zukunft werden kann." Er verstummt für einen Augenblick, fährt klarer fort: „Ich meine die Striche südlich der Theiß, dort, wo die Donau nach einem Kampf mit dem letzten Felsenhindernis breit dem Meere zustrebt. Ich habe das Land gesehen, ich bin über seine fette, schwarze Erde geritten, ich habe dort meine Schlachten geschlagen, wünschend, ich könnte als Gutsherr darüber reiten. Dort ist noch Brot für viele Tausende, dort ist Arbeit für zahllose Hände. Das Land wartet auf Sie, Majestät."

„Was soll ich dort?" fragt der Kaiser zögernd.

„Ihren Namen hinsenden," antwortet der Prinz. „Nicht mehr als das. Aber er wird genügen. Wie ein Zauberwort wird er eine wüste Wildnis in lachende Fluren, in fruchtbare Äcker verwandeln. Der Türke, dem das Land gehört, hat es nicht zu nützen verstanden. Es ist Ihr gutes Recht, danach zu greifen, weil Sie damit mehr anzufangen wissen als er."

„Was, Eugen?" drängt Joseph. „Sie erschrecken einen fast mit Ihren großen Gedanken," setzt er leiser hinzu.

Eugen sieht ihn an, seine gedankendunklen Augen werden licht, er lächelt leicht.

„Es ist Land für viele Tausende, sagte ich," antwortet er in verändertem, sachlichem Tone, „und Sie haben im Reich Überfluß an Menschen, die nach Land hungrig sind. Schen-

ken Sie es ihnen. Senden Sie Ihre Kommissäre in die Pfalz, nach Schwaben — überall hin, wo Bauern keinen Raum mehr finden. Rufen Sie die Ströme Volkes, die Ihnen hier ein neues Reich gründen sollen — nicht mit dem Schwerte, wie Reiche sonst gegründet werden, sondern mit Spaten und Pflug."

Vor den Augen des Kaisers beginnt es zu flimmern. Er legt die Rechte darüber, stemmt die Linke auf den Tisch, als müsse er sich stützen. Der gewaltige Gedanke überwältigt ihn.

Der Prinz läßt ihm Zeit, sich zu fassen, steht ruhig, die Hände auf dem Rücken, blickt zum Fenster hinaus in die Ferne. Sein ewig wacher Geist sieht schon wachsen, wozu er erst im Geiste den Samen geworfen.

Erst nach einer Weile kommt wie von weit her die Stimme des Kaisers, obgleich Joseph dicht neben dem Savoyer steht. Es ist die Stimme des Schülers dem Meister gegenüber, erstickt von Verehrung und Bewunderung:

„Wie haben Sie sich das gedacht — Eugen?"

Abermals blickt Eugen zu ihm hinüber, und abermals erhellen sich Augen und Gesicht.

„Ich bin Soldat," sagt er, „und kann nur als solcher denken. Es sind zunächst Vorhuten auszusenden, die in breitem Fächer von Polen bis in die Walachei vorstoßen. In Siebenbürgen haben sie das Glück, auf eine deutsche Festung zu treffen, die seit fünf Jahrhunderten gehalten wird. Zwischen ihr und dem Mutterland müssen sie sich behaupten. Gelingt es, so drängen stärkere Kräfte nach. Haben diese ihre Aufgabe erfüllt, so folgt die Masse."

„Und im Süden?"

„Das südliche Ungarn ist von Bewohnern entblößt. Hier muß ein zweiter Strom einsetzen, dem noch eine andere Aufgabe zuteil wurde: die ungarische Rebellion ist am Erlöschen; sie wird sich vielleicht noch einige Zeit hinziehen, aber ihre Kraft ist gebrochen. Doch um ein späteres Wiederaufflammen zu verhindern, wird es gut sein, dieses stolze, unruhige

Volk von seinen ewigen Helfern, den Türken, abzuriegeln. Eine dichtbesetzte Kette umschließt das Land und sichert die Entwicklung dessen, was hinter ihr gelegen ist, das Werk, das Sie im Innern des Reiches vollbringen wollen. Dann —" Er verstummt, starrt wieder zum Fenster hinaus, mit festgepreßtem Mund, der sein letztes Geheimnis noch nicht preisgeben will.

„Dann?" wiederholt Joseph leise.

„Dann —" visionär blicken die Augen, in einem einzigen Atemzug entspannt sich die Brust — „erhebt sich das Reich, nicht um einen neuen Kampf zu wagen, sondern um an das große Werk des Friedens zu gehen. Im Westen stemmt sich der mächtige Wehrschild Deutschlands ins Reichsland links des Rheins und sperrt den landgierigen Räubern ihren Wegelagererpfad; im Osten bietet der breite Steppengürtel der russischen Ebene, bieten die querenden Ströme des Dnjestr, des Bug, des Dnjepr Schutz: soviel Flußläufe, soviel Barrieren; im Norden deckt die Kette der Karpathen Ihr Werk; im Süden aber ist Scholle um Scholle, Acker um Acker bereit für die Hand, die Samen in die Furchen streut! Wartet Volk um Volk auf das Licht, das ihm seine Finsternis erleuchtet! Befreit muß das Land werden — entweder von uns, oder von Rußland, das im Begriffe steht, seinen jahrtausendalten Asiatenschlaf abzuschütteln. Wehe jenem aber, der zu spät kommt, der einzudringen versucht, wenn das Land erst einmal frei ist! Jetzt ist die Stunde des Handelns! Nutzen Sie sie! Nutzen Sie sie wohl! Wenn Sie vollbringen, was ich von Ihnen erwarte, so geben Sie Europa ein neues Gesicht: das des ewigen Kaisertums! Sie legen das Reich als geschlossenen Block in die Mitte des Erdteils und drängen alles, was rundum liegt, an den Rand. Von der Nordsee bis zur Ägäis, vom Belt bis zur Adria sind Sie der Herr, erklingt die Sprache, in der Sie Europa befehlen! Im Westen können Sie nur Grenzen berichtigen. Hier aber ist Neuland, das Sie dem Reiche angliedern können, wie die alten

gewaltigen Kaiser es taten. Wollen Sie in ihre Reihe treten? Wollen Sie handeln, wie ich es Ihnen sagte — Kaiser?!"

Joseph bebt am ganzen Leibe. Seine zuckenden Hände fassen die Eugens, halten sie krampfhaft fest. Tief neigt er den Kopf.

„Der Kaiser sind Sie," flüstert er mühevoll. „Der heimliche, der wahre Kaiser. Wie dürfte ich versagen, was Sie von mir fordern! Wann soll ich beginnen?"

„Sofort," antwortet Eugen.

Kuhhandel mit dem Heiligen Vater

Der Marquis de Prié, der kaiserliche Unterhändler, und der Kardinal-Auditor Corradini, Bevollmächtigter des Papstes, sitzen einander gegenüber: ein weltlicher und ein geistlicher Diplomat, jeder an Schärfe des Witzes, Findigkeit staatskluger Seitenwege und nicht zuletzt Vortrefflichkeit der Manieren dem andern ebenbürtig. Ihre Unterredung ist ein fortgesetztes Kreuzen geistiger Waffen, ein gegenseitiges Ausfallen und Parieren voll jäher Angriffe und heimlicher Finten, ein unendlich geistreiches Duell der Gehirne, an dem höchstens zu beklagen ist, daß es keine Zeugen hat, die es bewundern dürften.

Denn die Zusammenkünfte finden in aller Heimlichkeit statt. Um die Aufmerksamkeit des französischen Ministers in Rom und seiner Späher zu täuschen, hat man wiederholt den Ort gewechselt und sich schließlich auf das am Corso gelegene Haus des Cavaliere Teodoli geeinigt, weil dieses zwei an verschiedenen Straßen gelegene Eingänge hat und darum beiden Parteien die Möglichkeit bietet, ohne Aufsehen aufzutauchen und wieder zu verschwinden.

Beide Herren sind mit einem Wust von Akten erschienen, die bei den jeweiligen Zusammentreffen wechseln. Bei Prié sind es Schreiben aus Wien, mit großen Staatssiegeln verschlossen und mit der Zierschrift der kaiserlichen Kopisten eng bedeckt, daneben weniger feierlich aussehende Briefblätter, deren kurzer Text rasch geschrieben und von einer die Buchstaben hastig hinkratzenden Hand gefertigt wurde: diese stammen aus dem Hauptquartier des Marschalls Daun und sind oft von unansehnlichen, zerknitterten, beschmutzten Zetteln begleitet, die kurze militärische Meldungen der Unterkommandanten enthalten; bei Corradini sind es pompöse Rol-

len, an denen die mächtigen Scheiben päpstlicher Bullen hängen, selten nur ein gefaltetes Briefblatt, das in seiner salbungsvollen Aufmachung den Duft des Weihrauchs mit sich zu tragen scheint.

Eine dieser Rollen öffnet Corradini mit seiner gepflegten, etwas welken Greisenhand zu ihrer vollen Länge, sieht über den Rand hinweg de Priè liebenswürdig lächelnd an.

„Mein lieber Marchese," sagt er mit seiner dunklen, wohllautenden Stimme, „so sehr es mir ein Vergnügen ist, mit Ihnen zu plaudern, so wäre es doch langsam an der Zeit, daß wir zu einem Übereinkommen gelangen."

„Eure Eminenz," erwidert de Priè artig, „kommen damit meinen heißesten Wünschen entgegen, noch ehe ich sie äußern konnte."

„Es ist auch der Wunsch Seiner Heiligkeit," versetzt der Kardinal. „Daher wir darangegangen sind, die Punkte des Friedensvertrages festzusetzen, dessen Fertigung wohl keinen Schwierigkeiten mehr begegnen wird."

„Ich zweifle nicht, daß höchstens geringfügige Abänderungen —. Doch lassen Sie hören, ich bitte Sie, Eminenz."

„Seine Majestät der Kaiser," beginnt Corradini, das Pergament seiner weitsichtigen Augen wegen mit gestreckten Armen von sich fernhaltend, „begehrt Comacchio zu behalten, indes Seine Heiligkeit es für ein päpstliches Lehen ansieht. Die Kurie schlägt vor, das Urteil einer Kongregation zu überlassen: inzwischen soll der Ort von den kaiserlichen Truppen besetzt bleiben."

„Vortrefflich," stimmt de Priè zu. „Nur möchte ich vorschlagen, den Ausdruck ‚Kongregation' durch ‚gemischte Kommission' zu ersetzen."

„Warum?" fragt der Kardinal naiv.

„Um den Anschein zu vermeiden, als suche die päpstliche Kurie in eigener Sache Richter zu sein." Er sieht mit Vergnügen, wie der Kardinal sich auf die Lippen beißt, bittet höflich: „Wollen Eure Eminenz fortsetzen?"

Corradini hat die Blöße, die er sich gab, sogleich wieder verdeckt, setzt im natürlichsten Ton der Welt fort:

„Seine Majestät wünschen ferner, daß Seine Heiligkeit die päpstlichen Truppen abdankt, bis auf die Anzahl, die vor der letzten Werbung unterhalten wurde." Wieder lächelt er gewinnend über das Pergament dem kaiserlichen Gesandten zu. „Erkennen Sie, lieber Marchese, die Bereitwilligkeit des Heiligen Vaters, sich Seiner Majestät erkenntlich zu zeigen: die Befehle sind bereits erteilt, die päpstlichen Truppen auf fünftausend Mann zu verringern."

„Ich begrüße dies um so mehr," gibt de Priè, das Lächeln erwidernd, zurück, „als die dadurch ausfallenden Soldzahlungen für Seine Heiligkeit eine namhafte Ersparnis bedeuten."

Doch diesmal ist es Corradini, der blitzschnell zusticht.

„Davon," sagt er etwas trocken, „kann leider keine Rede sein angesichts der geldlichen Forderungen Seiner Majestät. Gestehen Sie es nur, mein Bester: jener Mann, der von der Kurie Quartier für fünfzehntausend Mann kaiserlicher Truppen verlangte, und außerdem eine Kontribution von hunderttausend Scudi, war ein Witzbold."

„Haben Eure Eminenz je —" de Priès Stimme ist ähnlich trocken wie die Corradinis — „geldliche Forderungen zum Gegenstand eines Witzes machen sehen?"

„Aber diese Zahlung ist unmöglich!" ruft der Kardinal, sich leicht erhitzend. „Bedenken Sie doch! Ihre Truppen sind im Kirchenstaate eingefallen —"

„— und bis Jezi vorgedrungen," ergänzt de Priè. „Und Daun versichert, wenn die Verhandlungen zu lange dauern, wolle er bis Rom marschieren." Er schüttelt mißbilligend den Kopf. „Diese soldatischen Hitzköpfe sind nicht zu halten," bemerkt er tadelnd.

„Das eben wäre doch Ihre Sache, Marchese!"

„Die meine? Was bin ich? Ein armer Unterhändler, der

Auftrag hat, den Frieden zu traktieren. Das Militärdepartement hört nicht auf meine Stimme."

Des Kardinals Gesicht bleibt unbeweglich. Nur seine Hände, die nervös mit dem Saum der Rolle spielen, künden seine Erregung.

„Also gut," sagt er endlich. „Für zehntausend Mann will die Kurie Kontribution zahlen. Aber das ist das Äußerste," fügt er fast drohend hinzu. „Und sie müssen ihre Quartiere außerhalb des Kirchenstaates nehmen."

„Ich werde es nach Wien berichten," versichert de Priè zuvorkommend. „Hoffentlich trifft die Entscheidung ein, noch ehe Ferrara gefallen ist."

„Ferrara?" Der Kardinal verliert einen Augenblick lang seine Fassung, wird blaß.

„Ach, wußten Sie nicht, daß Ferrara von kaiserlichen Truppen blockiert ist? Es kam zu ärgerlichen Zwischenfällen, die unsern brannten die einzige Wassermühle nieder und die Stadt leidet Mangel an Brot."

Nur mit Mühe vermag der Kardinal wieder die Maske heiterer Gelassenheit anzunehmen.

„Es wird den Dickwänsten nicht schaden," sagt er mit einem Versuch, zu scherzen, „wenn sie ein wenig von ihrem Fett verlieren. Aber Sie drücken uns hart, lieber Marchese, sehr hart. Das Herz des Heiligen Vaters wird bluten, wenn ich ihm von den neuen Leiden seiner Untertanen berichte."

„Der Heilige Vater hat es doch in der Hand," versetzt de Priè jovial, „diese Leiden mit einem Schlage zu enden! Er braucht doch nur in unsere sehr bescheidenen Vorschläge einzuwilligen!"

„Willigen wir nicht ohnehin in alles, was Sie verlangen?" ruft Corradini aufgebracht.

„Aber Eminenz," sucht ihn de Priè spöttisch zu beruhigen, „das waren doch bisher nur Bagatellen! Über die Hauptsache haben wir ja noch gar nicht gesprochen."

Der Kardinal versteht ihn sehr wohl, hält es aber für klüger, sich unwissend zu stellen.

„Was nennen Sie die Hauptsache?" fragt er.

„Daß der Heilige Vater den König Karl, Seiner Majestät des Kaisers durchlauchtigsten Bruder, für den katholischen König und den Herrn der gesamten spanischen Monarchie erkennt."

„Die Anerkennung des Königs Karl ist ja bereits erfolgt!"

De Prié seufzt, schüttelt abermals den Kopf, diesmal über sich.

„Ich habe das Unglück," sagt er betrübt, „mich unklar auszudrücken. Seine Majestät der Kaiser läßt Seine Heiligkeit bitten, den König Karl nicht nur als König schlechthin, sondern als den allein rechtmäßigen König von Spanien anzuerkennen."

„Dieses," entgegnet der Kardinal spitz, „ist nicht gut möglich, da der Heilige Vater bereits Philipp von Bourbon als solchen anerkannt hat."

„Als der Heilige Vater dem Zug seines Herzens folgte, bedachte er eben nicht, daß die Verhältnisse sich ändern könnten. — Die Bedingung ist unabdinglich," sagt der Marchese hart, läßt für einen Augenblick die Maske fallen. „Der Kaiser ist entschlossen, sie mit jedem Mittel durchzusetzen."

„Mit welchem?" Auch der Kardinal hält es nicht mehr für nötig, freundliches Entgegenkommen zu heucheln. Aug' in Auge sitzen sie, nun tatsächlich wie zwei Duellanten. „Kommen Sie mir nicht abermals," fährt er rasch fort, da de Prié wieder in seinen Papieren zu blättern anfängt, „mit der Besetzung Roms! Wir haben auch gegen diese Schutzmaßnahmen."

„Ich sehe keine," bemerkt de Prié kaltblütig, „als die zeitweilige Abreise Seiner Heiligkeit."

„Und wenn es diese wäre?"

„Davon würde ich Seiner Heiligkeit abraten. Wohin will

Seine Heiligkeit flüchten? Nach Avignon? Die babylonische Gefangenschaft der Kirche wiederholen?"

Der Kardinal antwortet nicht. Er muß innerlich zugeben, daß der kaiserliche Unterhändler nur zu recht hat; die Flucht zum König von Frankreich würde in der Tat nichts anderes bedeuten als den Weg in eine freiwillige Gefangenschaft. — Er überlegt, sagt erst nach einer Weile versöhnlich:

„Dieser Punkt soll uns nicht entzweien. Die Titelfrage wird einer Kongregation von fünfzehn Kardinälen vorgelegt und von dieser entschieden werden. Sind Sie mit dieser Lösung zufrieden?"

Der Marchese de Priè ist mehr als zufrieden: er hatte Auftrag, die Frage der Anerkennung Karls so weit wie möglich vorzutreiben, ohne es jedoch darüber zum Bruch kommen zu lassen. Aber das darf er Corradini nicht verraten. So entgegnet er laut:

„Um Seiner Heiligkeit angenehm zu sein, stimme ich vorbehaltlich der Genehmigung durch den Wiener Hof zu. Unter der Bedingung allerdings, daß beide Prätendenten aus ihren jetzigen Titeln und denen, die ihnen Seine Heiligkeit etwa noch verleihen wird, keine Ansprüche ableiten können."

Kardinal Corradini täuscht sich nicht darüber, daß damit das Schiedsrichteramt, jene Stellung der Päpste den Königen dieser Welt gegenüber, der sie ihre Machtstellung verdankten, zunichte gemacht ist. Aber es bleibt ihm keine Wahl, er kann nichts als nur noch das Gesicht wahren.

„Dies entspricht," gibt er würdevoll zurück, „durchaus den Wünschen Seiner Heiligkeit. — So wollen wir," schließt er, sich erhebend, „an die Festsetzung der einzelnen Punkte des Traktats gehen. Ich eile in den Vatikan, Seiner Heiligkeit Bericht zu erstatten und den Vertragsentwurf aufzusetzen."

„Und ich," setzt de Priè hinzu, seine Zähne entblößend gleich einem höflichen Briganten, „eile, Daun den Befehl zu erteilen, er möge seinen Vormarsch einstellen."

Der Friede in Gefahr

Der Prinz legt das kleine Buch fort, in dem er eifrig las, sieht den Diener stumm an. Sein Geist ist weit fort, muß erst aus unbekannten Bezirken in diese Gegenwart zurückfinden. Erst nach einigem Schweigen fragt er:

„Wer, sagt er, wünscht mich zu sprechen?"

„Seine Durchlaucht Fürst Salm."

Der Prinz überlegt kurz, schüttelt leise den Kopf, erhebt sich.

„Ich lasse Seine Durchlaucht bitten."

Der Gemeldete tritt rasch ein, kaum daß der Diener ihm die Türe geöffnet hat. Er befindet sich in sichtlicher Erregung. Seine Wangen und seine Stirne sind gerötet, sein Mund festgepreßt, seine Augen funkeln, aber ihr zielloser Blick vermag nichts festzuhalten. Er nimmt sich nur eben Zeit, den Prinzen zu begrüßen, beginnt sogleich, kaum daß der Diener sich entfernt hat:

„Hoheit, ich hätte mir nicht erlaubt, Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen, wenn es sich nicht um eine Angelegenheit handelte, die ebenso wichtig wie dringlich ist."

„Ich stehe Ihnen gerne zu Diensten," antwortet Eugen leicht verwundert. „Doch bitte, nehmen Sie Platz." Er deutet auf einen der bequemen Lehnstühle, wartet, bis Salm sich gesetzt hat, läßt sich ihm gegenüber nieder, sieht ihn erwartungsvoll an.

„Es sind," setzt Salm ohne Umschweife an, „Dinge vorgefallen, die nicht weniger als den Frieden in Gefahr bringen. Hören Sie!" Mit Anstrengung bezwingt er die Erregung, die ihn fortzureißen droht, fährt mit einigermaßen gesammelter Stimme fort: „Sie kennen den Grafen Althan?"

„Der in Mission beim König Karl von Spanien weilt? Flüchtig. Warum?"

Salm stößt einen Laut des Unmutes aus.

„Das ist es ja eben, daß er nicht mehr in Spanien weilt! Er ist zurückgekommen."

„Nun wohl, wie kann Sie das so erregen? Den Grafen nimmt doch niemand ernst. Wie pflegen Sie ihn zu nennen? Wu — Wu —"

„Wurschtl," antwortet Salm. „Das ist er auch. Beim großen Karussell im vorigen Jahr," stößt er wütend hervor, „war er der einzige, der beinahe vom Pferd gefallen wäre."

„Also!" Der Prinz hebt vielsagend die Schultern.

„Aber er steht in großer Gunst beim König Karl."

„König Karl wird sich eben an seinen Tolpatschigkeiten erlustigen."

„König Karl hat ihm eine Botschaft an den Kaiser anvertraut. Eine Botschaft von höchster Bedeutung."

„Das wäre!" Der Prinz zieht die Augenbrauen hoch, wartet neugierig auf das, was folgen soll.

„Ich erzähle Ihnen am besten alles von Anfang an," sagt Salm. „Also merken Sie wohl auf. Heute früh kam Nachricht von Althan, er bitte um Audienz bei Seiner Majestät, da er eine Botschaft seines Souveräns zu überbringen habe. Ich dachte mir nichts Arges bei diesem hochtrabenden Geschwätz und teilte ihn für elf Uhr ein. Er kam, ganz in Schwarz, in feierlichem Stelzschritt, wie er ihn den spanischen Granden abgelauscht hat — es ließ ihm," unterbricht er sich wutschnaubend, „wie der Sau das Halsband!"

„Sie sind wirklich zu grausam gegen den armen Althan," bemerkt der Prinz, mit Mühe das Lachen verbeißend.

„Ich führte ihn," setzt Salm fort, ohne auf des Prinzen Bemerkung zu achten, „als die Reihe an ihn kam, zum Kaiser und entfernte mich sogleich wieder. Doch hatte ich kaum

einige Minuten im Vorsaal verbracht, als die Glocke aus des Kaisers Kabinett ertönte und der herauseilende Diener mir meldete, Seine Majestät wünsche mich unverzüglich zu sprechen. Ich trat ein und fand den Kaiser in sichtlicher Alteration, Althan gebläht vom Bewußtsein seiner Wichtigkeit. Der Kaiser befahl ihm, seine Botschaft vor mir zu wiederholen." Salm faßt mit krampfigen Händen die Seitenlehnen seines Lehnstuhles, wirft den Leib vor. „Wissen Sie," keucht er, „was deren Inhalt war? König Karl verlangt nicht mehr und nicht weniger, als daß in den Friedenstraktat ein Punkt aufgenommen werde, wonach König Ludwig seinen eigenen Enkel mit seinen eigenen, den französischen Truppen aus Spanien jagen soll!"

„Was?!" Prinz Eugen sitzt mit einem Ruck sehr aufrecht.

„Wie ich Ihnen sage. Doch lassen Sie mich weiter berichten. Nach Anhören der Botschaft entließ der Kaiser Althan mit der Bemerkung, er werde über den Wunsch höchstseines Herrn Bruders noch deliberieren. Mit mir allein geblieben, fragte er mich nach meiner Meinung über dieses Ansinnen. Mit dieser Meinung hielt ich denn auch nicht zurück. Ich sagte, das sei ein Wahnsinn, und der König von Frankreich sei doch ein Edelmann, dem man eine solche Demütigung nicht zumuten dürfe. Seine Majestät aber meinten, so schwerwiegend diese Bedingung sei, so müsse man sie in Betracht ziehen, da der König Karl von ihr nicht abgehe. Ich wiederholte meine Einwürfe, der Kaiser antwortete mit Schärfe — und endlich — Sie kennen mein unglückseliges Temperament — erklärte ich Seiner Majestät, mein Gewissen erlaube mir nicht, an diesem Werke mittätig zu sein, und ich bitte um meine Entlassung."

„Und der Kaiser?" fragt Eugen, der gespannt zugehört hat.

„Gewährte mir die Entlassung augenblicks mit allen Zeichen seiner Ungnade. Ich sei nicht mehr sein Erzieher, rief er, und er habe es satt, sich von mir tyrannisieren zu lassen. Ohnehin habe sein größter Fehler, sein Jähzorn, sich an dem

meinen gebildet. Ich ging — und eilte schnurstracks zu Ihnen, um Sie zu unterrichten."

„Und was soll ich dabei?" fragt der Prinz nach kurzer Überlegung.

„Die Sache in Ordnung bringen," antwortet der Fürst. „Nicht die meine," setzt er rasch hinzu. „Ich kenne den Kaiser, und ich kenne mich. Die alte Vertraulichkeit ist für immer vorbei, der heutige Tag würde immer zwischen uns stehen. Auch bin ich alt und ruhebedürftig. Aber," setzt er, wieder in seine Heftigkeit verfallend, fort, „es handelt sich nicht um mich, sondern um den Frieden, der auf dem Spiele steht. Wenn einer, so können Sie den Frieden retten. Tun Sie es!" ruft er leidenschaftlich. „Ich rufe Ihnen zu, was Starhemberg im belagerten Wien dem Lothringer sagen ließ: Ja keine Zeit versäumen, gnädiger Herr, ja keine Zeit versäumen!"

„Nun wohl," nickt Eugen. „Ich gehe sogleich zum Kaiser." Er will noch etwas hinzusetzen, doch da tritt abermals der Kammerdiener ein. „Was will er?" fragt Eugen kurz.

„Es ist ein Kurier aus der Hofburg eingetroffen," meldet der Diener. „Eure Hoheit mögen sich unverzüglich zu Seiner Majestät begeben."

Die beiden Männer wechseln einen raschen Blick.

„Er kommt wie gerufen," bemerkt der Prinz. Dann zum Diener gewendet: „Sag' er dem Kurier, ich sei eben auf dem Wege zu Seiner Majestät. Und lege er mir das Staatskleid zurecht."

„Was Staatskleid," fährt Salm dazwischen. „Gehen Sie, wie Sie sind! Die Sache leidet keinen Aufschub!"

„Das Staatskleid," wiederholt Eugen, entläßt den Diener mit einer raschen Geste. Allein gelassen, sieht er Salm mit seinen großen Augen an. „Wollen nun auch Sie, der Sie so offen Ihre Meinung sagten, die meinige hören?" Und da der Fürst ihn betroffen ansieht: „Der Friede ist nicht gefährdet; der Friede ist verloren, noch ehe er geschlossen wurde. So wollen wir ihm wenigstens ein Begräbnis bereiten, das

seiner würdig ist.“ Er sieht um sich, greift nach dem Buche, in dem er las, reicht es dem Fürsten. „Entschuldigen Sie mich,“ bittet er, „solang' bis ich mich umgekleidet habe. Ich lasse Ihnen einen guten Gefährten, das größte Ingenium, das ich bisher angetroffen: den Herrn Leibniz, dessen ‚Essai sur l'entendement humain‘ ich Ihrem Anteil wärmstens empfehle.“

Er wird sogleich vorgelassen. Irgendwelche dunklen Gerüchte über das Zerwürfnis des Kaisers mit Salm haben sich bereits verbreitet. Da er die Gänge der Hofburg und den Vorsaal des kaiserlichen Kabinetts durchschritt, begegnete er überall verstörten Gesichtern, und auch das des Kaisers zeigt noch Spuren jener Erregung, von der Salm ihm berichtete.

Joseph ist mit Papieren beschäftigt. Da der Prinz eintritt, blickt er kurz auf, schiebt mit einer hastigen Bewegung alles zur Seite, erhebt sich.

„Da sind Sie endlich," sagt er übellaunig. „Prinz, ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen. Ich erhielt eine bedeutsame Botschaft von meinem Bruder, dem König von Spanien."

„Ich kenne ihren Inhalt," erwidert Eugen unbeweglich.

„Sie wissen? Durch wen?"

„Durch den Fürsten Salm, der eben bei mir war."

„Hat der alte Hitzkopf sich beeilt, mich bei Ihnen zu verklagen? Immerhin — er hat mir damit einen Dienst erwiesen. Den letzten. Sie wissen, daß wir auseinandergehen?"

„Der Fürst erzählte mir auch davon."

„Allen Respekt vor seinen glänzenden Eigenschaften, aber er muß endlich erkennen, wer der Kaiser ist. So wäre es nicht weiter gegangen."

„Das ist auch des Fürsten Meinung. Übrigens sprach er kein Wort wider Eure Majestät, schien mir nur hart getroffen durch Ihre Ungnade."

„Das war nicht so arg gemeint. Der Fürst weiß ganz gut, daß wir beide schnell aufbrausen. Er soll seine Entlassung in aller Freundschaft haben. Aber dabei bleibt es." Er hat

unwillkürlich milder gesprochen, nun aber spannt sich sein Gesicht wieder, nimmt den übellaunigen Ausdruck an, den es beim Eintreten des Prinzen trug. „Doch zurück zu unserer Sache. Was sagen Sie zu meines Bruders Bedingung?"

„Daß der König von Frankreich nie darauf eingehen wird."

„Finden Sie? Er ist so sehr am Ende, daß er keine Wahl mehr hat."

„Man ist nie so sehr am Ende, daß man seine Ehre verkauft."

„Sie meinen sonach?"

„Daß wir bei den Friedenstraktaten die Bedingung Seiner Majestät des Königs von Spanien notwendig negligieren müssen."

„Es ist aber sein dringender Wunsch."

„Der Friede steht höher."

Joseph legt die Hände auf den Rücken, tritt ans Fenster, starrt in den Hof hinab. Kehrt sich endlich um, sagt schroff:

„Ich würdige Ihre Bedenken. Dennoch habe ich mich entschieden: in die Friedensverhandlungen ist der genannte Punkt aufzunehmen."

„Ist dies ein ausdrücklicher Befehl Eurer Majestät?" fragt der Prinz kalt.

„Er ist es," nickt der Kaiser; fügt streitlustig hinzu: „Weigern Sie sich etwa ihn auszuführen?"

An Eugens frostiger Ruhe prallt der herausfordernde Ton ab. Der Prinz antwortet gemessen:

„Der Soldat führt jeden Befehl aus, auch wo er mit ihm nicht übereinstimmt. Nur freilich kann er in diesem Fall nicht für den Erfolg bürgen."

„Wollen Sie etwa damit sagen, daß der Friede an dieser Bedingung scheitern wird?"

„Genau das, Eure Majestät. Ich sagte es bereits dem Fürsten."

„Diese Bedingung muß aber aufgenommen werden, sie muß es! Begreifen Sie das nicht?"

„Da Sie mich so geradezu fragen, Sire, muß ich Ihnen ebenso antworten: Nein, ich begreife es nicht, und ich werde es nie begreifen."

„Ihre Gründe? Sprechen Sie offen, Eugen, ganz offen! Ich wünsche es, ich befehle es Ihnen!"

„Nun denn, Sire, vergessen Sie für einige Augenblicke den Abstand zwischen Ihnen und mir, lassen Sie mich zu Ihnen sprechen wie einen Verantwortlichen zum andern." Mit einem Ruck wirft er den Kopf hoch, seine Augen blitzen auf, die für gewöhnlich halblaute, gedämpfte Stimme schallt: „Wer ist dieser Karl, daß er sich nicht einmal zutraut, sein Reich mit eigener Kraft zu erobern und zu halten? Und wie kommt die deutsche Nation dazu, ihm die Krone mit dem Blut ihrer Söhne zu erkaufen?" Seine Stimme fällt, ihr Ton wird eindringlich, mahnend. „Es ist noch keine zwei Wochen her," sagt er, näher zum Kaiser tretend, „da sprachen wir in diesem selben Zimmer von den Aufgaben, die vor uns aufstehen, von dem großen, mächtigen Reich, das wir aufbauen wollen. Um diese Aufgabe zu erfüllen, brauchen wir den Frieden. Sollen wir leichtfertig genug sein ihn, da er uns geboten wird, zurückzustoßen? Sollen wir, um einem Schwächling zu helfen, alles aufs Spiel setzen, was wir in acht blutgetränkten Jahren errungen haben? Sollen wir —" nun steigt seine Stimme wieder — „um der Laune eines verzogenen Prinzen willen opfern, was uns Ruhm, Ehre, Beglückung, der deutschen Nation aber Segen auf Jahrhunderte hinaus bedeuten würde? Wir haben des mächtigen Königs von Frankreich Armeen niedergerungen; wir haben Karl in den Sattel gesetzt. Nun reite er, ohne daß wir ihn darin festhalten! Wehe ihm, wenn er es nicht kann! Uns darf das nicht bekümmern."

Mit gesenktem Kopf hat der Kaiser ihn angehört. Nun antwortet er schwer, mühevoll:

„Sie sprachen kein Wort, Eugen, das ich mir nicht selbst gesagt hätte. Aber es muß sein. Ich kann nicht anders handeln."

Eugen tritt einen Schritt zurück, die vorige Kälte ist in seiner Stimme:

„Nun nehme ich mir die Freiheit, Eure Majestät nach den Gründen dieses ‚muß' zu fragen. Die Bedingung —"

Joseph macht eine verzweiflungsvolle Bewegung. Seine Augen, die die des Prinzen suchen, sind trüb vor Qual.

„Salm," sagt er schwer, „sagte Ihnen wohl nicht alles. sie sprechen immer von einer Bedingung. Es sind deren zwei."

„Zwei?"

„Die andere betrifft nicht den Friedenstraktat, sondern mich. Karl ließ mir sagen, wenn ich auf seine Wünsche nicht eingehe, so verzichte er auf die spanische Krone. Wie immer ich mich entscheide, meinte er, ein Thron bleibe ihm gewiß." Und da der Prinz immer noch nichts erwidert, mit fiebriger Ungeduld: „Erinnern Sie sich nicht? Das Paktum, von dem ich Ihnen erzählte, und das ihn zu meinem Nachfolger bestimmt."

„Und um dieser fernen Gefahr willen wollen Sie die nähere einer Gefährdung des Friedens auf sich nehmen?"

„Ich kann nicht wirken," bricht Joseph aus, „wenn ich es nicht in Ruhe vermag! Der Gedanke, jemanden in meinem Rücken zu wissen, der meine Pläne nicht versteht und willens ist, alles zu tun, um sie zunichte zu machen, lähmt meine beste Kraft! Karl muß in Spanien bleiben, damit ich meine Aufgabe erfüllen kann! Das weiß er auch, und darum kann er mir seinen Willen aufzwingen, darum ist er in diesem einen mächtiger als ich. Das ist meine Antwort auf Ihre Frage nach dem ‚muß'." Er schweigt erschöpft.

„Ich verstehe Sie," sagt Eugen still. „Ich würde vielleicht anders handeln, aber ich begreife, daß Sie so handeln müssen. — Nun denn, so müssen wir mit den gegebenen Tatsachen rechnen und das Bestmögliche aus ihnen zu holen trachten.

Ich reise in den nächsten Tagen nach dem Haag, um Torcy zu treffen. Was ich an Machtmitteln anwenden kann, will ich nicht sparen, ihm unsern Willen — oder," setzt er mit etwas bitterm Lächeln hinzu — „eigentlich den des Königs Karl aufzuzwingen."

„Und wenn es mißlingt, wie Sie befürchten?"

„Dann führe ich den Krieg weiter bis zum hoffentlich siegreichen Ende. Das Blut aber, das fließen wird, komme über das Haupt dessen, der den fast schon geschlossenen Frieden vernichtete."

Er sieht den Kaiser aufmerksam an, ob dieser noch etwas bemerken will. Da Joseph unbeweglich bleibt, verbeugt er sich tief, zeremoniell, verläßt, stumm und unenträtselbar wie das Schicksal, das kaiserliche Kabinett.

Der Marquis de Torcy ist zur Berichterstattung erschienen. Diesmal ist er allein mit dem greisen König, nicht einmal die allen Audienzwerbern bekannte Tapete birgt heute eine Lauscherin. Es ist eine der ganz seltenen Audienzen unter vier Augen, die ihm Ludwig gewährt hat.

In wohlberechneter dramatischer Steigerung schildert der Gesandte den Verlauf der Verhandlungen: wie er zuerst verhältnismäßig leicht mit den Generalstaaten und England zu einem Übereinkommen gelangt war, wie die Aussprachen mit dem Prinzen Eugen von Savoyen zunächst einem zähen Ringen glichen, das dennoch für Frankreich nicht ganz erfolglos verlief: war es de Torcy doch gelungen, den Prinzen zum Verzicht auf Toul zu bewegen, wie auch den größten Teil des Artois und des Hennegaus für Frankreich zu retten; wie er endlich so weit zu sein glaubte, die einzelnen Punkte des Friedenstraktates festsetzen zu können und plötzlich die ungeheuerliche Bedingung aufgetaucht sei, die eigenen französischen Waffen müßten sich gegen den bourbonischen Prätendenten in Spanien kehren; wie er schließlich, da der Prinz an dieser Bedingung halsstarrig festgehalten, die Verhandlungen abgebrochen habe und zur Berichterstattung nach Paris abgereist sei.

„Darf ich," endet er, „zu Eurer Majestät bemerken, daß der Prinz, so nachdrücklich er diese Bedingung verfocht, mit ihr doch nicht einverstanden zu sein schien. Er versicherte mir, er sehe selbst ein, wie schwer sie von uns zu erfüllen sei, aber sie sei notwendig zur Gewährleistung eines dauerhaften Friedens, der sonst von uns wieder vernichtet würde, sobald wir uns erst die nötige Kraft zutrauten."

Der König hat den Bericht schweigend angehört, die halb-

geschlossenen trüben Augen vor sich auf den Boden geheftet. So unbeweglich sitzt er, daß man ihn, liefe nicht ab und zu ein leises Zucken, wie ein tief aus dem Innern kommendes Frösteln, über seinen Leib, für eine Wachsfigur halten könnte. Erst da der Marquis geendet hat, stumm und wartend steht, hebt Ludwig den Kopf, sagt mit müder, tonloser Stimme:

„Sie haben meine Ehre verteidigt, lieber Marquis, und ich danke Ihnen dafür. Wollte Gott, ich hätte früher mehr solcher Diener gehabt, die um meine Ehre so besorgt waren wie Sie."

„Eure Majestät sind sehr gütig. Ich tat, was jeder französische Edelmann an meiner Stelle getan hätte."

„Dennoch," fährt der König mit der gleichen tonlosen Stimme fort, „muß ich Sie auffordern, nach dem Haag zurückzureisen und die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Der Friede muß geschlossen werden. Um jeden Preis."

„Fast um jeden Preis, wollen Eure Majestät sagen," wagt der Torcy einzuwerfen.

„Um jeden Preis," beharrt der König. „Nehmen Sie alle Ihre Kraft zusammen, feilschen Sie wie der ärgste Jude des Quartiers de St. Antoine, aber bringen Sie die Verhandlungen zu einem glücklichen Ende."

„Wie, und jene Bedingung? Wollten Eure Majestät wirklich darauf eingehen?"

„Es werden sich Mittel und Wege finden, auch mit dieser Bedingung fertig zu werden. Bieten Sie Neutralität an, Abzug unserer Truppen, so daß die des Kaisers freies Spiel haben."

„Das tat ich bereits, aber der Prinz lehnte es ab, ebenso wie den Waffenstillstand, den ich zur Erleichterung der Verhandlungen vorschlug."

„Darum kann ich ihn nicht tadeln. Einem besiegten Feind Waffenstillstand zu gewähren ohne ihn zugleich zu entwaffnen wäre mehr als töricht. Aber zurück zu jener Bedingung. Sie müssen eine Möglichkeit schaffen, sie zu umgehen.

Schlimmstenfalls erklärt das Armeekommando in Spanien alle, die sich gegen den geschlossenen Frieden auflehnen, für Rebellen, die den französischen Waffen begegnen würden. Oder sonst dergleichen. Machen Sie, was Sie wollen," ereifert er sich plötzlich in greisenhafter Erregung, „aber bringen Sie mir den Frieden!"

Der Gesandte wagt keinen Einspruch mehr. Er ahnt, was es das stolze Herz seines Königs kosten muß, so zu sprechen. Und der Gedanke an den tiefen Fall Frankreichs dreht ihm das eigene Herz in der Brust um.

„Mein Leben lang habe ich Krieg geführt," hört er wieder die dumpfe Stimme Ludwigs, „Ströme von Blut vergossen, ganze Länder verwüstet — und alles war umsonst. So will ich wenigstens meine letzten Jahre im Frieden leben." Wieder übermannt ihn jene greisenhafte Erregung. „Dazu habe ich doch das Recht, wie?" kreischt er. „Ich, der König, darf doch verlangen, was dem ärmsten Taglöhner zugebilligt wird?!"

Der Marquis will beruhigend antworten, horcht plötzlich auf; waren das nicht Schritte?

Ja — leichte Schritte, die Schritte einer Frau, die sich eilig nähern. Dann fliegt die Türe, die ins Nebengemach führt, auf, Madame de Maintenon stürzt herein, mit funkelnden Augen und bebenden Lippen:

„Ludwig!" ruft sie. Erblickt den Marquis, versinkt in einen tiefen Hofknix: „Eure Majestät —"

Der König winkt mit schwacher Handbewegung ab.

„Lassen Sie, Françoise. — Was bringen Sie?" Und da sie noch zögert, ungeduldig: „Sie können vor dem Marquis ungescheut sprechen: er ist einer meiner wenigen wirklichen Freunde. Also was bringen Sie?" wiederholt er drängend.

„Das Wunder!" jubelt sie in überströmendem Gefühl, das alle Schranken durchbricht. „Das Wunder, worauf Frankreich wartete!"

Ludwig wiederholt heftig seine abwehrende Handbewegung.

„Heutzutage geschehen keine Wunder mehr," wirft er herb hin.

„Diesmal doch!" ruft sie. „Denn wie wollten Sie es sonst nennen, daß England binnen kurzem vom Krieg absteht?" Er schaut sie erstaunt, sprachlos an. Fieberhaft fährt sie fort: „Seit geraumer Zeit berichteten unsere Agenten, Tallard vor allem, daß zwischen der Gattin Marlboroughs und der Königin eine Entfremdung eingetreten sei. Es soll sich um einen jungen Mann handeln," fügt sie mit einer Grimasse des Widerwillens hinzu, „dem beide ihre Gunst zugewandt hatten."

„Halten Sie diesen Frauenstreit für genügend —"

„Hören Sie nur weiter! Es geht nun darum, einen Mann ins Spiel zu bringen, der diesen Frauenstreit, wie Sie es nennen, auf das Gebiet der Politik hinüberleiten könnte. Dieser Mann," stößt sie triumphierend hervor, „ist gefunden!"

„Ist es derselbe junge Mann, um den sich der Streit dreht?"

„Nein," lacht sie verächtlich, „der ist eine bloße Schachfigur ohne Bedeutung. Der Mann aber, den wir fanden, ist selbst ein Spieler, ein Politiker von Format und ein Mensch, der dank seinem unersättlichen Ehrgeiz für jeden zu haben ist, der ihm die Mittel an die Hand gibt, an eine führende Stelle zu gelangen."

„Das klingt nach Geldausgaben," bemerkt der König mißmutig, aber doch nicht ohne Anteil. „Damit sieht es bei uns windig aus. Der Krieg hat drei Viertel unseres Wohlstandes verschlungen. — Wie heißt der Mann?" fragt er abbrechend.

„Lord Bolingbroke."

„Bolingbroke? Mir ganz unbekannt."

„Er war Staatssekretär des Krieges im ersten Kabinett

Godolphin," wirft der Marquis de Torcy ein, der ebenso aufmerksam zuhörte wie der König.

„Ja," ergänzt Madame de Maintenon eifrig, „und verlor seine Stelle, als das Kabinett auf Veranlassung Marlboroughs umgebildet wurde! Seither ist er der Todfeind des Herzogs."

„Und dieser Bollerbonne oder wie er heißt —"

„Bolingbroke," berichtigt sie. „Er und sein Freund Harley machten sich anheischig, Marlborough zu stürzen und England zu einem Sonderfrieden zu bewegen."

Von Wort zu Wort hatte sich der König aus seiner zusammengesunkenen Haltung mehr aufgerichtet. In die fahlen Wangen kommt Farbe, in die glanzlosen Augen Leben. Er trinkt die Worte der Maintenon ein, als wären sie ein Zauberelixier.

Torcy hat diese Veränderung wohl gemerkt, stößt schnell entschlossen nach.

„Madame hat recht," ruft er enthusiastisch. „Dieser Bolingbroke muß gebraucht werden! England und auch Holland haben den Krieg satt, und nur dem Ansehen des Prinzen Eugen ist es bisher gelungen, die große Allianz zusammenzuhalten! Ein kraftvoller Stoß muß sie in Trümmer werfen!"

Immer noch spricht der König nicht. Aber nun sitzt er gestrafft, die Hände zu Fäusten geballt, starrt mit weit offenen Augen in eine Ferne, aus der ihm der Glanz Frankreichs, sein einziges Lebensziel, entgegenstrahlt. Nein, er ist noch nicht besiegt! Mögen auch die Waffen gegen ihn entschieden haben, die Künste der Diplomatie, die er beherrscht wie kein zweiter, werden ihm das schon verloren Gegebene zurückgewinnen.

„Soll ich noch nach dem Haag reisen," klingt neben ihm die Stimme Torcys, „und die Verhandlungen wieder aufnehmen? Bestehen Sie noch auf den Frieden um jeden Preis, Sire?"

Der König entreißt sich seinen Gedanken, wendet ihm langsam den Kopf zu.

„Nein," antwortet er verhalten. „Sie werden dem Prinzen schreiben, daß dieser Friede für die Ehre Frankreichs unannehmbar sei. Und Sie," kehrt er sich Madame de Maintenon zu, „ermächtige ich, das glücklich begonnene Werk fortzusetzen. Immer sind es die Frauen, die Frankreich retten!"

„Wer ist dieser Bolingbroke eigentlich?"

Marlborough zuckt die Schultern.

„Ein Schuldenmacher und politischer Abenteurer. Seien Sie froh, Prinz, daß Sie ihn nicht näher kennen."

Prinz Eugen sieht den Herzog prüfend an. Marlborough hat sein ewiges Lachen, seine ewig gute Laune völlig verloren. Verdrossen und mißmutig hockt er auf seinem kleinen Feldstühlchen und malt mit seiner Reitgerte Figuren in den Sand.

„Ich muß ihn aber näher kennen lernen," beharrt Eugen. Überlegt, packt dann das Problem von einer andern Seite an. „Wie kommt er überhaupt zu solchem Einfluß?"

„Die Tories stützen ihn."

„Die — wer?"

„Die Tories. Wir haben zwei Parteien in unserm Parlament: die Whigs und die Tories, die einander ununterbrochen bekämpfen."

„Warum?"

„Weil beide dasselbe wollen," gibt Marlborough mit ärgerlichem Lachen zurück. „An die Macht gelangen nämlich. Bald sind die einen am Ruder, bald die andern. Die gerade den Kürzern gezogen haben, bilden die Opposition."

Prinz Eugen schüttelt leise den Kopf, unterläßt jedoch aus Zartgefühl jede Kritik.

„In diesem Fall nun?" fragt er statt dessen.

„Dieser Fall —" der Herzog sieht flüchtig auf — „ist verwickelter als jeder andere. Als wir den Krieg begannen, waren die Tories an der Macht, und mein Freund Godolphin bildete aus ihnen sein Kabinett. Aber wir sahen bald, daß die großen Herren den Kampf nicht ernst nahmen. So

schwenkten wir zu den Whigs hinüber und warfen die Tories über Bord."

„Ging denn das ohne weiteres?"

„Die Whigs griffen natürlich mit beiden Händen zu, und die Tories waren machtlos, da sie die öffentliche Meinung gegen sich hatten."

„Parteien — öffentliche Meinung — das sind mir lauter spanische Dörfer. Wie können derlei Nichtigkeiten für die Geschicke eines Landes bestimmend sein?"

„Bei uns ist das eben so," versetzt Marlborough achselzuckend. „Das sind die Früchte des parlamentarischen Systems. — Sie haben ja auch Ihren Reichstag," setzt er giftig hinzu.

„Das ist etwas ganz anderes," erwidert Eugen, „obgleich es weiß Gott wie ein Bleigewicht an unsern Schößen hängt. Doch damit soll aufgeräumt werden," sagt er abschließend, kehrt wieder zum eigentlichen Gegenstand zurück: „Diese Tories also?"

„Die Tories machten das, was die oppositionelle Partei immer macht: sie warteten ihre Zeit ab. Es kam ihnen zuhilfe, daß die Königin sich für die Whigs nie erwärmen konnte. Und nun ging es, wie es eben zu gehen pflegt: das Volk, so wenig es vom Kriege spürte, wurde seiner überdrüssig; die Einflüsterungen geschickter Agenten, daß England ja gar keine Veranlassung habe, gegen ein ohnmächtig gewordenes Frankreich ein desto mächtigeres Deutsches Reich einzutauschen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Dazu kamen versteckte Angriffe gegen mich; schlug ich nicht, so war dies in meinem Wunsche gelegen, den Krieg möglichst zu verlängern, um das mir genehme Kommando zu behalten; schlug ich, so feierte man nicht meinen Sieg, sondern beklagte die Menge der Gefallenen und Verwundeten. Und überdies, fanden meine Erzfeinde Harley und Bolingbroke, erhebe sich Frankreich aus jeder Niederlage mit immer erneuter Kraft, und die Fortsetzung des Krieges habe keinen andern Zweck, als

meinen Ehrgeiz immer höher zu spannen. Das wurde so oft wiederholt, bis alle es glaubten, und schließlich durch Lady Masham auch der Königin hinterbracht."

„Wer ist wieder Lady Masham?"

„Eine arme Verwandte, die von meiner Frau aus Mitleid unterstützt wurde, und die ihr ihre Wohltaten dadurch vergalt, daß sie gegen sie bei der Königin intrigierte."

„Ich dachte, Lady Marlborough sei bei der Königin in hoher Gunst?"

„Sie war es, lieber Freund. Es tut mir leid, meine Frau bei Ihnen anschwärzen zu müssen, aber sie ist an dem Zerwürfnis mit der Königin nicht unschuldig. Saddie hat ein goldenes Herz, aber eine heftige, aufbrausende Gemütsart. Sie pflegte ihre Wünsche bei der Königin in einer Art vorzubringen, die sie Befehlen gleichen machte. Abigail Masham dagegen tut so sanft und unschuldig, als ob sie kein Wässerlein trüben könne. Kein Wunder, daß die Königin ihre Gunst der unbequemen Mahnerin entzog und dem scheinbar fügsamen Werkzeug zuwandte."

„Ich errate alles Weitere," fällt ihm der Prinz in die Rede. „Diese so sanfte, fügsame Lady Masham war in Wirklichkeit ein Werkzeug der Tories."

„Sie sagen es," nickt Marlborough düster.

„Und wußte die Königin so gut zu bearbeiten, daß sie nun völlig im Fahrwasser dieser Partei segelt."

„Wenn Sie selbst einer der Tories wären, so könnten Sie deren Absichten nicht besser schildern."

„Mein lieber Herzog," bemerkt Eugen mit einem trüben Lachen, „gegen mich wurden Zeit meines Lebens so viele Intrigen gesponnen, daß ich mich darin einigermaßen auskenne. — Und die gegen Sie gesponnene," setzt er ernsthaft fort, „scheint mir eine der allergefährlichsten. Was werden Sie dawider beginnen?"

„Mein lieber Prinz," versetzt Marlborough mit einer leichten Grimasse, „vorderhand nichts andres, als die Macht

meiner Person einsetzen. Noch ist der Glanz meiner Taten zu frisch, noch ist mein Name im Bewußtsein der Massen zu fest eingewurzelt, als daß man ernsthaft wider mich vorgehen könnte. Auf die Dauer freilich —" Er zuckt die Achseln.

„Wie, Sie wollen doch nicht sagen, daß das Netz unentrinnbar sei, das man über Sie zu werfen sucht?" Der Prinz möchte gerne ungläubig sein; aber eine innere Stimme sagt ihm, daß er einen Gezeichneten vor sich sieht.

Und mit eben diesen Worten sagt es ihm der Herzog:

„Ich bin ein Baum, der zum Fällen bestimmt ist," entgegnet er finster. „Noch ehe die Axt an meinen Stamm gelegt wurde, kenne ich mein Schicksal." Er sieht voll auf, zum erstenmal während dieser Unterredung, blickt Eugen mit trüben Augen an. „Sie haben's gut," setzt er mit leisem Neid fort, „Sie müssen den einen zufriedenstellen, den Sie durch ihre Taten sich verpflichtet haben. Selbst wenn er weniger dankbar wäre als Ihr Kaiser es ist, so wüßten Sie wenigstens, daß es nur dieser eine ist, mit dem Sie es zu tun haben, und könnten danach Ihr Handeln einrichten. Ich hingegen bin von der wandelbaren Gunst der Masse abhängig, die immer neu gefüttert werden will und die leicht morgen ausspeit, was ihr gestern noch Lieblingskost zu sein schien. — Ich bin erledigt," schließt er aufstehend, „und kann mit nächstem schon aus unserm Spiele ausscheiden. Handeln Sie danach. Als Ihr aufrichtiger Freund sage ich es Ihnen, solang' es Zeit ist." Er nickt dem Prinzen bedeutsam zu.

Eugen erwidert den Blick des Herzogs, zieht nachdenklich die Oberlippe durch die Zähne.

„Ich hoffe, Sie nicht zu verstehen," sagt er endlich. „Meinen Sie, daß man Ihnen einen Nachfolger geben könnte, dessen Art unsere gemeinsame erfolgreiche Arbeit in Frage stellen würde?"

Der Herzog lacht kurz; aber es klingt so wenig fröhlich wie zuvor das Lachen des Prinzen.

„Sie verstehen mich sehr gut, Prinz," antwortet er.

„Wozu das Versteckenspielen? Ich meine, daß man mir überhaupt keinen Nachfolger geben wird, daß mit meinem Abtreten auch meine Heere das Kriegstheater verlassen werden; daß England, gelingt es meinen Feinden, mich zu stürzen, sein Bündnis mit dem Kaiser lösen und den Kampf aufgeben wird."

„Und Frieden machen mit Frankreich?"

„Und Frieden machen mit Frankreich. Ich kenne die Art unserer Politiker: was sie machen, das machen sie ganz: das Anständige wie das Verwerfliche."

„So weiß ich das beste Mittel, Ihren Feinden entgegenzutreten: wir stehen unmittelbar vor dem größten, vielleicht dem letzten Kampf; bedecken Sie sich darin so mit Ruhm, daß die Trompete der Fama das Zischen Ihrer Neider übertönt. Wenn die Sonne in ihrem Glanz erstrahlt, hat das Nachtgewürm es eilig, sich zu verkriechen."

„Doch sie geht auch unter," murmelt der Herzog bedrückt. Ruckt die Schultern, reißt sich hoch, wirft den Kopf in den Nacken. „Aber Sie haben recht: es soll wenigstens ein Sonnenuntergang werden, der ihnen die Augen blendet!"

General Heister hat wohl bemerkt, daß der diensttuende Korporal seinem Adjutanten eine leise Meldung erstattete; er hat auch die Gruppe der niedergeschlagen und demütig beisammenstehenden Bürger bemerkt, die in einiger Entfernung warten; aber er läßt sich in seinem Studium der eingelaufenen Meldungen nicht stören, liest geruhig Blatt um Blatt, Bericht um Bericht, stärkt sich dazwischen ab und zu mit einem Schluck roten Erlauers, als befinde er sich in seiner Kommandantur und nicht vor der belagerten Stadt Veszprin, in deren Mauern sein grobes Geschütz eine gewaltige Bresche geschossen hat.

Erst nachdem das letzte Aktenstück gelesen und pedantisch zu den übrigen gelegt worden ist, nachdem er den letzten Tropfen aus seinem Glas getrunken und sich den Mund abgewischt hat, beliebt es ihm, von den Geschehnissen rings um ihn Notiz zu nehmen. Er winkt den Adjutanten näher, fragt in seiner schroffen, abgehackten Art:

„Was haben Sie mir zu melden?“

Der Adjutant nimmt Stellung, zieht den Hut.

„Der Rat bittet Eure Exzellenz um eine Unterredung.“

„Um mir die Unterwerfung der Stadt mitzuteilen?“

„Um über die Bedingungen der Übergabe zu verhandeln.“

Der General lehnt sich zurück, legt die geballten Fäuste auf die Schenkel.

„Mit Rebellen verhandle ich nicht.“

„Die Bürgerschaft ist willens —“

„Die Bürgerschaft hat sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, weiter nichts. Sagen Sie ihnen das. Wenn sie noch eine Minute hier verweilen, lasse ich das Feuer auf sie eröffnen.“

Der Adjutant steht noch einen Augenblick lang unschlüssig, dann grüßt er abermals militärisch, begibt sich zur Abordnung. Man sieht ihn mit den Bürgern reden, dann machen diese zögernd kehrt und verlassen mit hängenden Köpfen den Platz vor Heisters Zelt.

Dem zurückkommenden Adjutanten blickt Heister mit seinen scharfen, bösen Augen entgegen.

„Sie finden wohl, ich sei zu hart verfahren?" poltert er.

Der blutjunge Leutnant macht eine verlegene Bewegung.

„Eure Exzellenz — "

„Sie sind noch sehr jung, mein Lieber, und kennen nicht Krieg und Kriegsbrauch. Wissen Sie, wer in Veszprin kommandiert?" Und da der Adjutant ihn nur fragend ansieht: „Der frühere kaiserliche Offizier Eckstein, der Eidbrüchige, der Verräter, der Verbrecher gegen die Kriegsgesetze. Fragen Sie einen seiner Gefangenen, wie es ihm ergangen ist — wofern ihm die Zunge nicht herausgeschnitten oder mit glühendem Eisen durchbohrt wurde — und was er gesehen hat — wofern ihm die Augen nicht geblendet oder mit dem Stahl ausgestochen wurden."

Der kleine Leutnant schweigt noch immer, ist nur totenblaß geworden.

„Und mit derlei Gesindel, mit irgendeinem von Rakoczys Komplizen soll ich verhandeln? Ich bin vom Kaiser nach Ungarn gesandt worden, um Ordnung zu machen, und Ordnung machen werd' ich, so wahr ich Sigbert Heister heiße!" Er steht schwerfällig auf. „Ich lege mich jetzt ein wenig auf's Ohr," knurrt er. „Und weder das verdient harte Los der Stadt, noch die Kanonade, die fortgesetzt werden soll, werden meinen Schlummer stören." Er blitzt den Adjutanten unter buschigen Brauen nochmals an, dann wendet er sich wortlos ab und betritt sein Zelt, dessen Vorhänge hinter ihm zusammenschlagen. —

Als er nach etwa einer halben Stunde wieder erwacht, sieht er abermals den Leutnant vor sich stehen.

„Was wollen Sie schon wieder?“ fährt er ihn übellaunig an. „Hat sich die Stadt bereits ergeben?“

„Nein,“ stottert der Leutnant, „sie schmeißen Steine in's Lager, um die sie Briefe gewickelt haben.“

„Schmeißen Sie die Steine wieder zurück.“

„Es sind die Bedingungen ihrer Übergabe.“

„Bedingungen! Was! Ich kenne keine Bedingungen! Geben Sie her!“ Er reißt dem Adjutanten das Blatt, das dieser in der Hand hält, weg, überfliegt es rasch. „Wie ich mir's gedacht habe,“ höhnt er. „Freier Abzug mit Waffen und Gewehr! Ich werd' ihnen einen freien Abzug geben! Lassen Sie die Belagerten wissen, wenn nicht binnen einer halben Stunde die Stadttore geöffnet würden, so müßten alle Waffenfähigen über die Klinge springen.“

„Eure Exzellenz,“ wagt der Adjutant in bittendem Tone einzuwerfen, „es sind Frauen und Kinder in der Stadt.“

Der Alte verzieht das verwitterte Gesicht zu einer Grimasse, die wohl ein Lächeln bedeuten soll.

„Alle Waffenfähigen, hab' ich gesagt,“ schnaubt er. „Ihr alle haltet den Heister für einen Bluthund, aber so sehr ist er es nicht, daß er sich an Frauen und Kindern vergriffe. — Nun gehen Sie endlich,“ faucht er. „Jede Minute, die Sie hier verweilen, verkürzt die Gnadenfrist, die ich gesetzt habe!“

Der Leutnant macht, daß er zum Zelt hinauskommt, indes der General sich ächzend erhebt, den abgelegten Uniformrock anzieht und Feldbinde und Degen umlegt.

Eben im Begriff, das Zelt zu verlassen, stößt er beinahe mit dem Adjutanten zusammen, der abermals zurückgekommen ist.

„Na, na,“ weist ihn Heister ärgerlich zurecht. „Immer schön langsam! Was gibt's denn schon wieder?“

„Sie schlagen den Ergebungsmarsch auf den Wällen.“

„Das Feuer soll verdoppelt werden, dann hören wir den Trommelschlag nicht.“ Er tritt ins Freie.

„Sie pflanzen weiße Fahnen auf," ruft der Offizier, hinter ihm hereilend.

„Sie haben sich selbst aus den Kriegsgesetzen begeben, die Kriegsgesetze gelten nichts mehr für sie." Er wendet sich dem Artilleriekommandanten zu, um diesem einen Befehl zu erteilen, da schreit der Leutnant mit verzweifelter Anstrengung:

„Sie öffnen die Tore!"

Er hat recht. Das ihnen gerade gegenüberliegende Tor bewegt sich knarrend in seinen Angeln. Erst öffnet sich nur ein Spalt, dann wird der eine Flügel ganz zurückgeschlagen, der andere folgt schwerfällig.

„Tatsächlich!" nickt der General. „Feuer einstellen."

Das Schießen verstummt allmählich. Erst das der nächsten Batterien, dann, wie der Befehl weitergegeben wird, auch das der übrigen. Nach wenigen Minuten herrscht Stille.

Heisters Stimme, ähnlich knarrend wie die Torflügel, unterbricht sie:

„Herr Leutnant, Sie gehen in die Stadt und überbringen dem nächsten Verantwortlichen meinen Befehl: Die Garnison hat die Stadt zu verlassen und die Waffen hier vor mir niederzulegen." Er sieht den Adjutanten, der zögert, scharf an, setzt bissig hinzu: „Nun, worauf warten Sie? Sie sollen ja zu Ihren Schutzbefohlenen. Haben Sie etwa Angst?"

„Nein, Exzellenz," antwortet der Leutnant leise.

„Also dann marsch!" poltert der grimme Alte.

Der Leutnant grüßt, macht sich ohne ein weiteres Wort auf den Weg, überschreitet den freien Raum bis zum weitklaffenden Tor, verschwindet in diesem. Heister hat ihm unbeweglich nachgeblickt, kehrt sich zu einem der ihn umstehenden Offiziere.

„Herr Oberst, Sie stellen ein Sturmbataillon bereit. Wenn mein Adjutant binnen zehn Minuten nicht zurückkommt, wird die Stadt im Sturm genommen und an allen

vier Ecken angezündet." Verdoppelte Bärbeißigkeit soll aufkeimende Sorge übertäuben. „Die übrigen Truppen," fährt er laut fort, „bilden ein offenes Karrée. Die Insurgenten sind nach ihrer Entwaffnung zu umzingeln und abseits zu führen. Über ihr Los behalte ich mir die Entscheidung vor." Er kehrt sich ab, beginnt auf- und abzugehen.

Die Befehle werden mit der Schnelligkeit und Genauigkeit ausgeführt, die das Merkmal der Ausführung aller Befehle eines gefürchteten Vorgesetzten bildet. Dann beginnt die Zeit des Wartens in einer tiefen Stille, die nur unterbrochen wird durch das leise Klirren der Sporen des Generals Heister, der, die Uhr in der Hand, immer wieder Blicke auf das leere, offene Stadttor wirft.

Sechs Minuten vergehen — acht — nichts rührt sich. Heister nagt die Lippen, von Schritt zu Schritt sein Gesicht finsterer zusammenziehend. Bleibt endlich stehen, schiebt die Uhr in die Tasche, will das entscheidende Kommando geben.

In diesem Augenblick wird der Leutnant wieder sichtbar. Durchschreitet eilig das Tor, kommt heran, hält vor Heister.

„Keine Sekunde zu früh," stellt dieser knurrig fest. „Eben wollt' ich die Stadt stürmen lassen. — Nun?"

„Die Garnison wird befehlsgemäß die Waffen niederlegen."

„Gut." Der Alte blickt den Jungen mit zusammengekniffenen Augen an. „Bin zufrieden mit Ihnen. Haben sich brav gehalten. War ein Wagestück, zu den Verzweifelten in die Stadt zu gehen."

Dem Leutnant schießt das Blut ins Gesicht. Er weiß nicht, was auf dieses unerwartete Lob zu antworten. Da entreißt ihn das Auftauchen des Zuges der Besiegten seiner Verlegenheit. Er deutet hin, sagt:

„Da kommen sie eben."

Aus dem breiten Stadttore quillt es in Massen, ohne jede

militärische Ordnung, Angst und Grauen in den aschfahlen Gesichtern. Bauern sind es zumeist, stämmige Menschen, deren Händen der Pflug besser zusagen würde als die Waffen, die sie tragen und nun auf einen stummen, herrischen Wink Heisters zu seinen Füßen niederlegen.

Der Alte blickt jeden einzelnen von ihnen an, mit seinen hellen, scharfen Augen, in deren Raubvogelblick kein Empfinden erkennbar wird. Sieht, wie sie abgeführt werden, willenlos, stumm, den groben Befehlen der Unteroffiziere eilig und beflissen gehorchend.

Ganz am Schluß schreiten die Offiziere, mit düstern Blicken, um Haltung bemüht, unter ihnen der Kommandant der Stadt, lang, hager, das grausame, verlebte Gesicht totenfahl, als ahnte er sein Schicksal.

Heisters nächste Worte beweisen ihm die Richtigkeit seiner Vermutung:

„Das Kriegsgericht tritt sofort zusammen," befiehlt der General. „Alle Anführer der Rebellen sind vorzuführen." Ohne den Gefangenen noch einen Blick zu gönnen, tritt er wieder in sein Zelt.

Die Verhandlung währt nur kurz. Sie alle sind mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, ihnen allen ist damit allein schon Aufruhr nachgewiesen, dem Kommandanten Eckstein außerdem noch Eidbruch, Plünderung, Mord und Folterung der Kriegsgefangenen. Das Urteil lautet entsprechend: Eckstein ist zu hängen, jeder zweite Offizier und jeder zehnte Mann zu füsilieren. Taumelnd verlassen die Gefangenen, von der Wache eskortiert, wieder das Zelt. An ihrer Statt tritt eine neue Gruppe ein: eine Abordnung der Bürger, mit dem Bürgermeister und dem reformierten Pastor an der Spitze.

Heister sendet ihnen sein böses Lachen entgegen.

„Der hochlöbliche Stadtrat und die ehrwürdige Klerisei," spottet er. „Was wollen Sie, meine Herren? Mich Ihrer Ergebenheit versichern?"

Der Bürgermeister verbeugt sich tief.

„Eure Exzellenz —" stammelt er — „wir hätten nie an Widerstand gedacht —"

„Wenn nicht die böse Garnison gewesen wäre?" unterbricht ihn Heister beißend. „Immer alles auf den Soldaten abschieben! Das kenne ich schon!"

„Im Innern waren wir immer gut kaiserlich!" beteuert der Bürgermeister.

„Dann hätten Sie sich rechtzeitig wenden lassen sollen!" gibt Heister zurück. Belacht seinen groben Witz, fährt hart, scharf fort: „Wir rücken in die Stadt ein. Wenn sie sich ruhig hält, soll keinem ein Haar gekrümmt werden. Andernfalls ist morgen das Nest — gewesen." In seiner schroffen Art steht er auf, klirrt an ihnen vorbei, zum Zelt hinaus, winkt den dort wartenden Offizieren mit einem Hochwerfen des Kopfes: „Lassen Sie antreten, meine Herren!" Sieht plötzlich, daß sein Adjutant schon wieder da ist, gleich einem weggejagten Hündchen, das dennoch immer wieder zurückkehrt. „Was wollen Sie noch?" schnaubt er. „Ja so, mir den Vollzug der Exekution melden, wie?"

„Nein, Exzellenz. Eine Bitte." Der Leutnant läßt sich durch Heisters finstern Blick nicht beirren, spricht eilig weiter: „Seien Sie Eckstein gnädig!"

„Dem Verbrecher? Dem Folterknecht unserer Kameraden? Sind Sie wahnsinnig? Der hat den Tod hundertfältig verdient!"

„Ich bitte nicht um sein Leben, Exzellenz. Aber geben Sie ihm einen ehrlichen Tod."

„Sprechen Sie für einen eidbrüchigen Offizier?"

„Aber immerhin Offizier. Oder zumindest Soldat. Jedem Deserteur wird die Kugel gewährt, Exzellenz."

Heister starrt ihn an. In seinem Gesicht wettert es.

„Meinetwegen die Kugel," sagt er schließlich. „Auf Ihre Fürbitte."

Der Leutnant atmet auf.

„Und die übrigen Gefangenen?" fragt er eifrig.

Heister blickt ihm lang in die Augen. In den seinen ist kein Grimm mehr, sondern eher etwas wie gerührte Verwunderung über so viel Menschlichkeit.

„Die laßt laufen," befiehlt er kurz.

„Alle?"

„Alle."

Die Soldaten des Prinzen Eugen und des Herzogs von Marlborough rücken wieder ins Feld. Von der glänzenden Truppenschau bei Lille hinweg nehmen sie ihren Weg über die fette flandrische Erde, die Walstatt schwerer Kämpfe, den Schauplatz glänzender Siege.

Hundertsiebzig Bataillone und zweihunderteinundsiebzig Schwadronen wurden bei jener Heerschau gezählt, im ganzen hundertzwanzigtausend Mann, alle trefflich ausgerüstet und bestens genährt, alle vor allem voll jenen Selbstvertrauens, das sich bei siegreichen Armeen im Laufe glücklicher Feldzüge bildet und eine solche Armee zu einem furchtbaren Kriegswerkzeug macht.

Sie haben auch allen Grund, zuversichtlich zu sein: stehen doch an ihrer Spitze die beiden nach wie vor unbesiegten, die berühmtesten Feldherren der Zeit, sind doch auch die Unterführer, aufs sorgsamste ausgewählt, in vielen Schlachten erprobt: der preußische General von Lottum, kaltblütig und umsichtig wie kein zweiter, der junge Erbprinz von Hessen-Kassel, tapfer bis zur Tollkühnheit, der hartnäckige Prinz von Nassau, von dem die Sage geht, er lasse nie mehr los, was er einmal gepackt habe, der sächsische General von der Schulenburg, feingebildet und zuvorkommend im täglichen Verkehr, aber ein wahrer Berserker im Angriff, der verwegene Cadogan, der unbestrittene Meister der Überfälle, der bedächtige Holländer Fagel, der keinen Schritt ohne ausreichende Sicherheit tut, dann aber unerschütterlich dabei beharrt, und viele, viele andere, die sich in den glänzenden Feldzügen der letzten Jahre bewährt und immer wieder bewährt haben.

Nur die wohlgenährten Deputierten der Generalstaaten

fehlen, freilich ohne vermißt zu werden; man hat ihnen klar gemacht, daß die Strapazen der zu erwartenden Märsche für Dero Hochvermögen zu anstrengend seien, und die Herren, die nichts mehr fürchten als eine Minderung ihrer Bequemlichkeit, lassen sich gern überreden. Das ist gut so, und alles, ob Offizier oder gemeiner Mann, freut sich darüber: nun werden alle Kriegsnotwendigkeiten ohne leidige Verzögerung ins Werk gesetzt werden können, nun wird geschehen, was soldatisches Muß und Feldherrengenie für nützlich und erforderlich erachten. Die prachtvolle Haltung der Armee, der Geist, der sie erfüllt, verbürgen allein schon die Hälfte des Sieges; das Fernbleiben der Hemmnisse gewährleistet nahezu die andere.

So wie die Generale sind auch die ihnen unterstehenden Truppen aus allen deutschen, aus allen Ländern der Verbündeten zusammengeströmt: Österreicher und Preußen, Pfälzer und Holsteiner, Hannoveraner und Hessen, münsterische und sächsische Abteilungen, Dänen, Holländer und Briten. Jedes Kriegsvolk hält für sich, marschiert unter eigenen Fahnen: Adler und Löwen recken Fänge, Klauen und Zungen, das Einhorn stößt seine bewehrte Stirn gegen den Himmel, die seligste Jungfrau, auf der Mondsichel stehend, breitet segnend ihre Hände, prunkvolle, vielfarbige Wappen bauschen sich auf der schweren Seide, in die sie gestickt sind. Manche dieser Fahnen sind neu, eben erst ins Feld gelangt; andere zerfetzt, zerschlissen, von Kugellöchern durchbohrt, den Zeichen ruhmvoll bestandener Kämpfe. Und wie die Fahnen, so sind auch die Soldaten, die unter ihnen marschieren; die einen milchgesichtige Rekruten, den Kasernen und Exerzierhäusern eben erst entronnen, zwischen Scheu und Übermut schwankend und der ersten Schlacht entgegensehend wie einem unbekannten, ebenso erschreckenden wie lockenden Abenteuer, die andern alte, kampfgewohnte Krieger, schnauzbärtig, gelassen, das Zusammentreffen mit dem Feinde erwartend wie eine notwendige Gefahr, die man kennt, ohne

sie zu fürchten, stolz auf alte Wunden und festen Herzens bereit, neue zu empfangen.

Und es scheint, als sollte es bald wieder zu Kämpfen und Wunden kommen. König Ludwig hat seinen besten Marschall, den Herzog von Villars, ins Feld gesandt und ihm die letzte Armee anvertraut, über die Frankreich noch verfügt. Und ob auch die letzte, ist diese Armee kaum weniger glänzend als die der Verbündeten. Nur um zehntausend Mann schwächer, steht sie ihr um einiges an Fußvolk nach, übertrifft sie hingegen an Reiterei. So scheint es nicht ohne Berechtigung, daß Marschall Villars, da er Versailles verläßt, große Worte macht: er wolle die Feinde so weit jagen, daß sie für lange Zeit die Ufer der Schelde nicht wieder sehen sollten, ja, er hoffe, ihnen alle Eroberungen durch eine einzige Schlacht zu entreißen.

Aber die Wirklichkeit sieht anders aus als alle großsprecherischen Versicherungen. Da Villars zur Armee kommt, führt er sie, durch die flandrischen Festungen gedeckt, von einem befestigten Lager zum andern, dem Angriff, wenn etwa ein solcher erfolgen sollte, nicht ausweichend, ihn aber keineswegs herausfordernd oder gar selbst unternehmend.

Einem dieser Lager, das ihn endlich in die Nähe der Verbündeten geführt hat, geht auch deren Marsch zu: der weiten Ebene zwischen Lens und La Bassée, wo sich der Marschall gesetzt hat und die Ankunft des Gegners erwartet.

Die Nähe des Feindes erweckt in der anmarschierenden Armee jenes leichte Fieber, von dem die erfahrensten Soldaten nicht verschont bleiben. Aller Sinne sind geschärft, die auslugenden Augen scheinen da und dort schon die Späher der Franzosen zu erblicken, die lauschenden Ohren deren leisen, schleichenden Fußtritt zu hören. Schon die nächste Stunde kann den Befehl bringen, sich zur Schlacht bereit zu machen!

Nur die beiden Feldherren bewahren ihre volle Kaltblütigkeit, in der sie durch des Marschalls übergroße Vorsicht noch bestärkt werden. Auch sie sehen voll Verlangen der

Schlacht entgegen; aber sie haben keine Lust, sie dem Gegner zu Gefallen zu schlagen, auf einem Gelände, das er ausgesucht und in dem er sich häuslich eingerichtet hat, und unter Umständen, die ihm genehm sind; denn zurückgekehrte Spähtrupps melden tatsächlich, was man im Hauptquartier der Verbündeten zu hören erwartet hat: der großsprecherische Villars hat sich bei Lens so tief eingegraben, daß ein Angriff Tollkühnheit wäre; zu beiden Seiten ist seine Stellung durch Moraste gedeckt, dazwischen hat er doppelte Gräben gezogen und diese zum Überfluß noch durch Schanzen gesichert.

Das würde die Soldaten Eugens und Marlboroughs nicht schrecken; aber das Verantwortungsgefühl der beiden Feldherren hütet sich, ihre tapferen Truppen dem sichern Verderben auszusetzen. So wird in einem kurzen Kriegsrat beschlossen, von dem unsinnigen Angriff abzusehen. Statt dessen gilt es, Villars aus seinem Lager zu locken, das Gesetz des Handelns ihm aufzuzwingen. Dies ist umso leichter, als seine strategische Lage zwei empfindliche Punkte aufweist, deren Bedrohung er nicht ohne weiteres hinnehmen kann: die Festungen Ypern und Tournay.

Sie sind für ihn von besonderm Wert: zwischen ihnen glaubt er das Heer der Verbündeten wie in einer Zange zu halten, und zudem decken sie den Weg nach Frankreich: Ypern den in die Picardie, Tournay den in den Hennegau. Lange schwankte Villars, welcher der beiden Festungen er den Vorrang geben solle; endlich entschied er sich für Ypern; diese Festung erschien ihm als die schwerer gefährdete, und zudem gab es nach ihrer Überwindung keine natürlichen Hindernisse mehr, den Vorstoß in eine der reichsten Provinzen Frankreichs aufzuhalten. Darum hat er sie besonders stark besetzen lassen und auf Jahre hinaus verproviantieren und mit Munitionsbedarf versehen — zum Schaden Tournays, das einen Teil seiner Garnison wie seiner Vorräte abgeben und sich mit einer Besatzung von sechstausend Mann begnügen muß.

Das gibt bei Eugen und Marlborough den Ausschlag. Die

Armee, die bis nun nach Süden marschierte, dem Feinde zu, so nahe, daß die beiderseitigen Vorposten schon die ersten Schüsse wechselten, macht plötzlich eine Linksschwenkung und wendet sich, fast im Angesicht des überraschten Gegners an ihm vorbeimarschierend, scharf nach Osten, Tournay zu, um dieses zu belagern.

Die Enttäuschung im Heere ist allgemein: die Truppen ziehen die Schlacht, so blutig sie auch sein mag, einer Belagerung vor: denn in jener fällt die Entscheidung an einem Tage, und es folgt eine Rast, in der man sich von Mühen und Gefahren erholen und seine Wunden pflegen kann; die Belagerung hingegen mit ihren vielfältigen Wechselfällen, ihrem anstrengenden Dienst in den Laufgräben, ihren Stürmen gegen vollendet ausgebaute Schanzen, ihren Minen und Gegenminen, wobei es in den Stollen oft zu erbitterten Kämpfen kommt, stellt an die Kräfte viel größere Anforderungen und ist oft genug erst recht von der Schlacht gefolgt, die den Rest der Kraft verzehrt. Dennoch fällt es keinem ein, zu murren: die Feldherren haben die Belagerung beschlossen, sie wissen selbst am besten, was sie wollen. Sache des Soldaten ist es, stumm zu gehorchen.

Prinz Eugen hat Marlborough den Oberbefehl über die Belagerung überlassen und kommandiert die Bedeckungsarmee: alle Ehren sollen in diesem Feldzuge dem Herzog zukommen, damit die Sonne seines Ruhmes, wie der Prinz es gesagt hatte, die dunklen Pläne seiner Neider überstrahle. England soll sehen, was es an diesem Manne besitzt, den die so unenglische Tugend der Selbstlosigkeit in so hohem Maße auszeichnet.

Manöver zwischen Festungen

Tournay fällt nach kurzer Belagerung, nur die Zitadelle hält sich noch. Trotz der verzweifelten Tapferkeit der Besatzung war die Stadt den fast ununterbrochenen Stürmen der Preußen, Sachsen und Holländer nicht gewachsen. Vergeblich spien die Batterien Tod und Vernichtung in die Reihen der Angreifer, vergeblich sprang Mine um Mine in die Luft — allein beim Angriff des Generals von Lottum zählte man deren achtunddreißig — der Platz war nicht zu halten. Nach kaum drei Wochen rasselten alle Trommeln den Ergebungsmarsch, erhoben sich auf den Wällen die weißen Fahnen.

Zu den Verhandlungen über die Übergabe ist der Kommandant der Stadt, der Marquis de Surville, mit dem Befehlshaber der Zitadelle, Megrigny, persönlich erschienen. Die beiden Herren werden im Hauptquartier des Prinzen Eugen, dem Schlosse Florival, bestens empfangen. Die militärischen Notwendigkeiten sind rasch erledigt: die Stadt wird von den Franzosen geräumt und den Holländern übergeben, die sie sogleich besetzen; das ist für Eugen und Marlborough nicht durchaus angenehm, denn es bedeutet, daß binnen kurzem die unwillkommenen Deputierten doch wieder erscheinen werden; aber man hatte keinen Grund, den Holländern die ihnen schon im Vornhinein zugesagte Stadt zu verweigern; die Garnison, noch an die viertausend Mann stark, zieht sich in die Zitadelle zurück; diese soll binnen sechs Wochen übergeben werden, wenn bis dahin Villars sie nicht entsetzte; den gleichzeitig erbetenen Waffenstillstand schlägt Eugen wohlweislich ab, solange nicht die Zustimmung zu diesen Abmachungen aus Versailles eintreffe: er weiß, wie sehr es dem Feinde auf Zeitgewinn ankommt, und hat keine Lust, ihm diesen zu ermöglichen.

Nach Beendigung der Verhandlungen werden die beiden französischen Herren zur Tafel gebeten. „Lassen Sie auftischen, was gut und teuer ist," hat Marlborough dem Prinzen geraten. „Desto mehr werden die Franzosen den Mangel in der Zitadelle empfinden." Und so folgt denn ein Gang dem andern, alle mit den edelsten Weinen ausgiebig befeuchtet, bis die Gäste rote Gesichter bekommen und heimlich den Degengurt um ein oder zwei Löcher weiter schnallen.

Beim Nachtisch hebt Eugen sein Glas dem ihm gegenübersitzenden Megrigny entgegen.

„Ich freue mich sehr," sagt er artig, „den berühmten Erbauer der Zitadelle von Tournay an meinem Tisch begrüßen zu können. Ich bin sehr gespannt," fügt er mit leiser Bosheit hinzu, „Ihr Werk kennen zu lernen."

Megrigny lächelt höflich zurück.

„Und ich," antwortet er, „bedauere, Eurer Hoheit dazu keine Gelegenheit geben zu können — es wäre denn, wir hätten das Glück, Sie zum Gefangenen zu machen."

Prinz Eugen nickt vergnügt: es macht ihm Spaß, sein Gegenüber so schlagfertig antworten zu hören. Behaglich setzt er das Wortgefecht fort:

„Als ich die Zitadelle von Lille in Augenschein nahm, war ich kein Gefangener, im Gegenteil: ich kam eben von einer Mahlzeit, die uns Herr de Boufflers gegeben hatte. Es war eine kostbare Mahlzeit," bemerkt er mit bedeutsamem Blick. „Boufflers hatte sein Leibroß, einen vollblütigen Araber, dazu schlachten lassen."

„Darauf," wirft Surville ein, „dürfen sich Eure Hoheit bei uns keine Hoffnung machen. Wir sind so vortrefflich versorgt, daß ich Sie bitte, uns heute schon Ihre Tafelwünsche bekanntgeben zu wollen."

Diese Prahlerei entlockt dem Prinzen nur ein geringschätziges Achselzucken: er ist über die Kargheit der Vorräte in der Zitadelle nur zu gut unterrichtet, und sie spielte keine

geringe Rolle in seinen und Marlboroughs strategischen Erwägungen.

„Sie werden," mengt sich Marlborough ins Gespräch, „nicht dazu kommen, Ihre Vorräte zu verzehren. Haben Sie uns nicht versprochen, uns Ihre Festung zu übergeben, wenn nicht der Marschall Villars Ihnen zuhilfe kommt?"

„Diese Bedingung konnte ich leicht eingehen," versetzt Surville spöttisch, „da ich mit Sicherheit auf die von Ihnen erwähnte Hilfe rechne."

„Mit Sicherheit?"

„Mit vollkommener Sicherheit."

„Dann," meint Marlborough, „tut mir mein Freund, der Prinz von Savoyen leid."

„Und warum, wenn ich fragen darf, Herr Herzog?"

„Weil ich Ihnen vorher die Zitadelle derart zusammenschießen werde, daß der Prinz nicht einmal den Umriß wird erkennen können."

„Dies letztere mag wohl der Fall sein," erwidert Surville mit einiger Hitze. „Aber nicht wegen Ihres Bombardements, sondern wegen der Minen, die ich springen lassen werde, wenn Ihre Soldaten einen Sturm versuchen."

Das Gespräch beginnt sich zuzuspitzen. Der Prinz, der eine harmlose Neckerei liebt, aber mit einem achtenswerten Gegner keinen ernsthaften Streit heraufbeschwören möchte, beeilt sich, abzulenken.

„Ich will," sagt er, „auf jeden Fall hoffen, daß der Krieg uns nicht zweier Männer berauben wird, die wir schätzen. Lassen Sie sich, meine Herren, versichern, daß Ihre Verteidigung unsere höchste Bewunderung hervorruft."

„Und wir," lenkt auch Surville sogleich in Bahnen der üblichen Komplimente ein, „sind glücklich, uns die Achtung so berühmter Kriegshelden zu verdienen."

„Und werden," ergänzt Megrigny, „unser Möglichstes tun, diese Achtung noch zu steigern."

Man wechselt noch einige Höflichkeiten, dann erheben sich

die Franzosen und nehmen Abschied. Marlborough trägt Sorge, daß ihnen ein Offizier beigegeben wird, der sie sicher bis zu den feindlichen Verschanzungen geleitet, kehrt wieder zu Eugen zurück. Er findet ihn über eine der Karten gebeugt, ohne die der Savoyer nachgerade nicht zu denken ist.

Beim Eintreten Marlboroughs hebt der Prinz das Haupt, sieht den Herzog mit Augen an, deren Blick tiefer scheint denn je.

„Ich glaube, John,“ sagt er mit verhaltener Ruhe, „wir haben sie.“

„Meinen Sie die Zitadelle oder die Truppen Villars?“

„Beides.“ Eugen beugt sich wieder über die Karte, stützt den Ellbogen darauf und schmiegt die Wangen in die Hände. „Kommen Sie!“ fordert er den Herzog auf, beginnt, als dieser der Einladung gefolgt ist, zu erläutern: „Wir wissen, daß Villars bereits eine Bewegung gemacht hat: er ist über die Scarpe gegangen und stützt sich nun auf Douay und Condé! Er glaubte uns damit zuvorzukommen, hat sich uns in Wahrheit aber gestellt. Wir führen die Armee bis Orchies und bieten ihm dort die Schlacht an.“

„Er wird sie nicht annehmen,“ meint Marlborough kopfschüttelnd. „Ich müßte meinen Villars schlecht kennen, wenn er sich zwischen den beiden Städten nicht eingegraben hätte. Zudem —“ sein Finger fährt unruhig über die Karte — „sehen Sie: das sind doch lauter Wälder. Er ist gedeckt und übergedeckt. Wir stehen derselben Lage gegenüber wie bei Lens,“ schließt er mißmutig.

Aber der Prinz ist dem Einwand gewachsen.

„Ich habe auch das bedacht,“ versetzt er. „Will er nicht bei Orchies schlagen, so ziehen wir ihn in die Gegend von Mons. Wir haben an der Dendre ein kleines Detachement stehen. Ich verstärke es und lasse über die Schelde und die Hayne vormarschieren.“

„Dort stoßen wir auf die französischen Linien an der Trouille."

„Die Linien können nicht sehr besetzt sein. Es gilt nur, das Korps entsprechend stark zu halten — ich denke an acht- bis zehntausend Mann — dann muß es möglich sein, durchzustoßen. Damit aber ist Mons von den Kräften Villars abgeschnitten."

Marlboroughs gespanntes Gesicht hat sich von Wort zu Wort aufgehellt.

„Ich beginne zu verstehen," bemerkt er überlegend. „Villars muß seine Stellung verlassen, um Mons zu decken."

„Er kann nichts anderes tun," bestätigt Eugen. „Das Ganze ist nur eine Frage der Schnelligkeit. Sobald die Zitadelle von Tournay gefallen ist, ziehen wir unsere Hauptkräfte dem vorgeschobenen Korps nach und zwingen Villars zum Schlagen."

Marlboroughs Miene hat sich wieder verdüstert.

„Sie sagen: sobald die Zitadelle gefallen ist. Das dauert im günstigsten Fall noch sechs Wochen."

„Nein."

„Was nein! Wir haben doch eben erst die Abmachung getroffen."

„Vorbehaltlich der Bestätigung durch König Ludwig. Ich kenne den König: er wird nie seine Zustimmung geben."

„So sind Sie auf Survilles Bedingungen nur eingegangen —"

„Um unsern Truppen Zeit zum Veratmen zu geben und die Feinde zu zwingen, ihre Vorräte aufzuessen. Sowie der ablehnende Bescheid aus Versailles eingetroffen ist, beginnt der Sturm."

„Und bringt die Festung in unsern Besitz!"

„Und führt uns den Marschall vor die Klinge."

„Und vernichtet Frankreichs letztes Heer!"

„Und eröffnet uns den Weg —"

„— nach Paris!" ergänzt Marlborough enthusiastisch. „Wann werden Sie in Versailles einziehen?"

„Nie."

„Was reden Sie? Es ist der nächste Weg."

„Der weiteste," erwidert Eugen still. „Erst muß das Reich geeint sein."

Malplaquet

Der Wald von Sarte ist genommen. Nach einem über zwei Stunden dauernden Kampfe, in dem auf beiden Seiten mit todesverachtender Tapferkeit gekämpft wurde, sind die Franzosen gezwungen, sich allmählich zurückzuziehen. Von Baum zu Baum, von Dickicht zu Dickicht zieht sich das Gefecht, aber allem Heldenmut zum Trotz wird Villars' linker Flügel Schritt für Schritt zurückgedrückt.

Hingegen sind die Verbündeten auf der andern Seite wenig erfolgreich. Der ungeduldige Prinz von Nassau hat den Befehl zum Eingreifen seines Korps nicht abgewartet, ist auf eine stark befestigte Stellung losgegangen, mit ihm die Holländer. Zwei der feindlichen Linien durchstößt er, vor der dritten wird er aus der Flanke mit schwerem Geschütz beschossen und, als er sich diesem mörderischen Feuer entzieht, vom Marschall Boufflers mit frisch herangeführten Truppen zurückgeworfen.

Ja — Boufflers ist wieder da: der heldenhafte Verteidiger von Lille ist zu Beginn des Feldzuges in Villars' Lager erschienen, hat sich, obgleich im Rang älter, dessen Befehlen unterstellt, vollführt nun Wunder an Umsicht und Tapferkeit. Seinem unerschütterlichen Mut ist vor allem der zähe Widerstand des rechten französischen Flügels zuzuschreiben, seiner nie erlahmenden Tatkraft die Gegenangriffe, die den anstürmenden Alliierten das eroberte Gelände immer wieder entreißen. Vergeblich halten die Angreifer trotz furchtbarer Verluste dem verheerenden Feuer aus Verschanzungen und Batterien stand, das Tausende, darunter vier ihrer Generale hinrafft; vergeblich erstürmt der Prinz von Nassau die Brustwehr, pflanzt dort die Fahne auf, die er schwang, mit dem Rufe: „Hierher, Kameraden! Hier ist euer Platz!" Über-

all brechen die Franzosen aus ihren Verschanzungen vor, und über die Leichen der Gefallenen muß sein Korps zurück, die mühevoll vorgeführten Kanonen in der Hand der Feinde lassend.

Auch Villars selbst, der auf dem linken Flügel kommandiert, schont sich nicht. Stets ist er in einer der vordersten Reihen zu finden, mitten unter den Soldaten, sie anfeuernd und zum Ausharren ermutigend. Wenn der gellende Kampfruf der Angreifer aufklingt: „Josephus! Josephus!" so ist er der erste, der dem Feinde sein „Vive le roi!" entgegenwirft, und alle andern, ihrem abgöttisch verehrten Marschall folgend, stimmen in seinen Ruf ein.

Aber er hat es nicht mit einem Prinzen von Nassau zu tun, ihm gegenüber steht der Unüberwindliche selbst, Eugen, allgegenwärtig, nun eine Sturmkolonne vorführend, nun, etwas abseits vom ärgsten Getümmel, die Schlacht mit flammenden Augen überblickend. Wo sich die trägen Schwaden des Pulverdampfs verziehen, sieht man seine schmächtige Gestalt auftauchen. Er ist barhaupt, die linke Seite seines Gesichts ist mit einer eingetrockneten Blutkruste bedeckt: wieder einmal hat ihn eine Kugel getroffen, und wieder einmal war das Schicksal ihm gnädig: es ist nur ein stark blutender Streifschuß, den er nicht einmal verbinden ließ. Als man ihn darum bat, erwiderte er zwischen zwei Befehlen nur kurz: „Am Abend, wenn ich noch am Leben bin!"

Es ist seine Schlacht, die hier geschlagen wird: er hat die vorbereitenden Manöver angeordnet, er hat das französische Heer in diese riesige Waldlichtung von Malplaquet gelockt. Sein Feldherrnruhm, die Frucht so vieler Kämpfe, steht auf dem Spiel, und mehr: die Zukunft des Reiches, dessen Marschall er ist; wenn er heute nicht Sieger bleibt, wenn Frankreich sich in neuer Kraft erhebt, ist alles vertan, was in den blutigen Jahren errungen wurde, der Krieg beginnt von neuem und frißt des Reiches Mark.

Darum weiß er, daß ihm nur die Wahl bleibt, zu siegen

oder zu sterben. Und entschlossen zum einen wie bereit zum andern wirft er sich an die Spitze seiner Truppen immer wieder gegen den Feind, zugleich wie ein vollendeter Fechter nach der Blöße ausspähend, die sein ihm fast ebenbürtiger Gegner sich doch endlich einmal geben muß.

Vorläufig freilich sieht es nicht danach aus. Selbst sein treuer Waffengefährte Marlborough, der bisher alle seine Erfolge teilte, scheint ihn diesmal im Stich zu lassen. Über dem Gehaben des eisernen Herzogs liegt schwere Unlust. Zwar erteilt er seine Befehle mit gewohnter Schnelligkeit der Überlegung, zwar achtet er seines Lebens ebensowenig, wie alle andern Führer es tun, aber jener auffallende Stimmungswechsel, der ihn seit seiner letzten Rückkehr aus England beherrscht, hat ihn in ein Wellental seiner Laune geführt und lähmt die Kraft seines Geistes. Er ist heute nichts als ein ausgezeichneter, sehr erfahrener General, keineswegs der geniale Schlachtenlenker, als der er sich in frühern Kämpfen so oft und so erfolgreich erwiesen hatte.

So findet ihn auch Eugen, als er selbst nach dem bedrohten Flügel der Alliierten eilt, um Ordnung und Abhilfe zu schaffen. Hier sieht es ärger aus denn je: General von Rantzau hat sich mit weit überlegenen Kräften eingelassen, General Fagel muß sich unter dem Kartätschenhagel der französischen Geschütze in die erste Linie der eroberten Stellung zurückziehen, die Truppen des Prinzen von Nassau sind in volle Unordnung geraten und vermögen dem unaufhörlich vordrängenden Feinde kaum noch Widerstand zu leisten.

Die beiden Freunde wechseln nur wenige Worte. Marlborough bemerkt, daß es schlecht stehe, Eugen antwortet mit gewohnter Kaltblütigkeit, er hoffe, daß es bei den Franzosen bald schlechter stehen werde. Marlborough möge nur die beiden Heißsporne Nassau und Rantzau aus dem Kampfe ziehen und sie unter seinen persönlichen Befehl stellen. Er will noch etwas hinzusetzen, als ihm ein anreitender Ordonnanzoffizier einen Zettel Lottums bringt. Auf diesem steht in des preußi-

schen Generals etwas steifer Handschrift, der linke Flügel der Franzosen greife mit neuen starken Kräften und mit sichtlichem Vorteil an. Wortlos reicht der Prinz den Zettel dem Herzog. Dieser überfliegt ihn, läßt ihn sinken.

„Das ist das Ende!" murmelt er tonlos.

Eugens Augen brennen auf.

„Das ist der Sieg!" antwortet er. „Woher nahm Villars die frischen Kräfte, da sein rechter Flügel völlig gebunden ist? Er schwächt sein Zentrum, um seine Flügel zu verstärken!" Er faßt die Zügel seines Pferdes kürzer. „Halten Sie Boufflers fest!" ruft er, schon im Davonreiten. Schweigend, fragend sieht Marlborough ihm nach. Dann wendet er sich wieder seinen bedrohten Truppen zu.

Zu dem von Villars angegriffenen Flügel zurückjagend, kommt Eugen an der in Ruhestellung befindlichen Reiterei der Verbündeten vorbei. Er verhält sein Pferd und winkt die Kommandanten zu sich: den Prinzen d'Auvergne, den Anführer der holländischen Reiterei, und den Prinzen von Württemberg und den General von Vehlen, die Befehlshaber der großen kaiserlichen Kavalleriereserve in der Stärke von neunzig Schwadronen. Er befiehlt ihnen kurz, sich zum Einsatz bereitzuhalten, stürmt weiter.

Die Truppen Lottums und Schulenburgs haben inzwischen den an das Gehölz von Sarte anschließenden Forst von Taisnière durchschritten und sich durch Verhack und andere Hindernisse ihren Weg gebahnt. Diese Bataillone nun rafft er zusammen, führt sie, plötzlich aus dem Walde vorbrechend, gegen die Franzosen zum Sturme vor.

Es geschieht, was er erwartet hatte: mit überlegenen Kräften wirft sich Villars auf ihn. Deutlich sieht man die hohe Gestalt des Marschalls, mit geschwungenem Degen seine Leute anfeuernd. Ein Schuß wirft sein Pferd nieder; trotz seiner sechsundfünfzig Jahre springt Villars mit der Gewandtheit eines Jünglings von dem stürzenden Tier, stürmt zu Fuß weiter. Eben will auch Eugen sein Pferd verlassen,

als er plötzlich den Marschall zusammenbrechen sieht. Im Nu sind seine Soldaten um ihn, er wird fortgetragen.

Aber der Kampf geht weiter. Als wollten sie den Fall ihres geliebten Führers rächen, werfen sich seine Soldaten mit doppelter Wut auf Eugens Truppen, drängen sie in ununterbrochenem Ansturm in den Forst von Taisnière zurück.

Dies paßt in Eugens Plan. Während er sich, sein Weichen durch immer neue Gegenangriffe deckend, mit seinen Bataillonen wieder zurückzieht, findet er noch Zeit, drei Offiziere abzufertigen: den einen an Marlborough mit der Aufforderung, die feindliche Mitte anzugreifen, den zweiten an den Prinzen d'Auvergne, mit der holländischen Reiterei gleichfalls in das Zentrum einzubrechen, den dritten an den Prinzen von Württemberg, d'Auvergne mit seiner Reitermasse im zweiten Treffen zu folgen. Es ist der Durchbruch, den er plant, und er hat um so mehr Hoffnung, ihn zu erreichen, als der feindliche Feldherr außer Gefecht gesetzt ist.

Lebhaftes Feuer und gesteigerter Kampflärm von der Mitte her belehren ihn, noch ehe er mit seinen Truppen den deckenden Wald wieder erreicht hat, daß der eiserne Herzog seine Aufforderung befolgt hat: englische Regimenter bohren sich in wütendem Stoß tief ins feindliche Zentrum. Gleichzeitig beginnt der Prinz d'Auvergne, seine Reiterei in Kolonnen zu formieren.

Aber Boufflers, der Löwe von Lille, gibt den Tag noch nicht verloren. Obgleich die Engländer alle Verschanzungen der Mitte im ersten Angriff nehmen, obgleich General von Rantzau der wichtigsten der französischen Batterien, die bisher jeden Angriff durch Flankenfeuer vernichtet hatte, in den Rücken gelangt und die dort stehenden Garden zurückwirft, obgleich der Prinz von Nassau in erneuertem Ansturm die Umwallungen ersteigt und zwei der besten französischen Regimenter, Lannoy und Elsaß, in die Flucht treibt, behält der greise Marschall kühlen Kopf: er sammelt alle in der Nähe stehende Reiterei, vor allem die berittenen Trup-

pen der Maison du Roi, deren Kapitän er ist, und wirft sich an ihrer Spitze dem Prinzen d'Auvergne entgegen, der durch die Bresche vorgebrochen und im Begriffe ist, seine Reiterschwadronen zu entwickeln. In wuchtigem Anprall durchstoßen die königlichen Haustruppen die Reihen erst der holländischen, dann der zuhilfe eilenden englischen und preußischen Reiterei, treiben sie bis zur Einbruchstelle zurück — sehen sich plötzlich der Hauptmasse der kaiserlichen Kavallerie gegenüber, den neunzig Schwadronen des Prinzen von Württemberg, die soeben zur Attacke ansetzen.

Das ist die Entscheidung. Selbst Boufflers' Kühnheit vermag der fürchterlichen Wucht dieser wie ein Riesengeschoß herandonnernden Masse nicht zu widerstehen. Im Nu ist seine Reiterei überflutet, und die neunzig Schwadronen durchstoßen auch das Zentrum, die feindliche Armee in zwei Teile zerreißend. Nun ficht jeder Flügel für sich, den Angriffen überlegener Kräfte preisgegeben, von der Umzingelung und damit der völligen Vernichtung bedroht.

Selbst jetzt möchte Boufflers den Kampf noch fortsetzen: er denkt daran, in einem letzten verzweifelten Versuch das Manöver der Verbündeten nachzuahmen, ihre Linien zu durchbrechen und so noch in letzter Minute das Schicksal des Tages zu wenden. Da erreicht ihn die Nachricht, daß der linke Flügel sich schon in vollem Rückzug befinde. So erteilt er schweren Herzens den gleichen Befehl, löst sich vom Gegner, wendet sich der nach Maubeuge führenden Straße zu.

Er wird von den Verbündeten nicht sehr belästigt: zu schwer sind ihre Verluste, zu groß die Ermattung ihrer Truppen. Nur zwölf Schwadronen kaiserlicher Reiter folgen dem geschlagenen linken Flügel über Athis und Andreguies, der Rest der Armee lagert sich auf dem Schlachtfeld. Es hat die letzte Kraft gekostet und viel Blut, furchtbar viel Blut. Aber die letzte Armee König Ludwigs ist geschlagen, zwischen den Siegern und ihm liegt nichts mehr als die letzte dünne Festungskette.

Das letzte Opfer

Jubel herrscht im Lager der Anhänger Rakoczys. Nach Jahren der Mißerfolge, nach einer ununterbrochenen Kette von Hiobsbotschaften die erste gute Nachricht: Oszkay, der Abtrünnige, der Verräter, ist gefangen! Als er sich mit einer kleinen Begleitung auf sein Landgut begeben wollte, wurde er von einer Abteilung der Aufständischen aufgehoben und nach Neuhäusel vor Rakoczy gebracht. Nun stehen die beiden einstigen Kampfgefährten einander gegenüber, der eine in Ketten, sein Schicksal erkennend, der andere mit dem harten, unbarmherzigen Blick des Richters.

Keiner von beiden spricht, und auch die übrigen Anwesenden wagen keinen Laut. Rakoczy sättigt sich am Vorgefühl der Rache, Oszkay wirft ihm allen Trotz entgegen, dessen er fähig ist. Es ist ein stummer Zweikampf der Blicke, in dem keiner der Unterlegene bleiben will.

Endlich ist es doch Rakoczy, der das Schweigen bricht.

„Nun, Oszkay," sagt er beißend, „so hast du dir unser Wiedersehen wohl nicht vorgestellt?"

„Nein," antwortet Oszkay kalt. „Ich hoffte es zu erleben, daß an dir die Strafe vollzogen wird, wie sie einem hartnäckigen Rebellen wider des Kaisers Majestät zusteht."

Ein Murren erhebt sich, das der Fürst durch Aufheben seiner Hand sogleich dämpft.

„Des Kaisers Majestät laß aus dem Spiel!" fertigt er Oszkay ab. „Ich habe nie die Schranken des Respekts überschritten, den ich dem Kaiser schuldig bin, zumal man ihm das Übel am wenigsten zuschreiben kann."

„An diesem Übel ist niemand schuld," schreit Oszkay, „als du selbst und die dir anhangen. Warum hast du die neuen

Friedensvorschläge verworfen, die dir vom Landtag zu Preßburg gemacht wurden?"

„Weil sie neue Stricke sind, die der Nation gelegt wurden, und Bande, durch die man Ungarn in schärferer Sklaverei halten will, als die es ist, daraus es gezogen zu haben man sich rühmt."

„So geht eben der Kampf weiter, und für seinen Ausgang trägst du allein die Verantwortung."

„Ja," ruft Rakoczy. „Und desto leichter, da endlich aus ganz Europa die Bundesgenossen sich erheben, uns in unserer ehrlichen Sache zu helfen."

Oszkay bricht in ein Lachen aus, daß es ihn schüttelt. Wiederholt möchte er zum Sprechen ansetzen, aber immer wieder verhindert ihn ein neuer Lachanfall daran.

„Die Bundesgenossen!" ruft er endlich. „Meinst du etwa die vierhundert Schweden und die etliche hundert Franzosen und Polen, die zu dir gestoßen sind?"

„Es sind insgesamt viertausend Mann," berichtigt ihn Rakoczy. „Und weitere werden folgen. Das ist erst der Anfang."

„Das ist das Ende!" fährt ihn der Gefangene mit glühenden Augen an. „Höre, du Narr, welche Nachricht im kaiserlichen Lager einlief, kurz ehe ich es verließ: deine Schweden und Polen sind vor dem Zaren geflohen, und er wird dich angreifen, wofern du sie nicht beizeiten von dir schaffst!"

„Das ist nicht wahr!" stammelt Rakoczy mit erblassenden Lippen.

Oszkay zuckt die Achseln.

„Du brauchst mir nicht zu glauben," entgegnet er frostig. „Wenn erst zu allem andern Unheil auch noch die Kosakenschwärme in dieses unglückliche Land einfallen, wirst du wissen, ob ich wahr gesprochen habe oder nicht." Er verfällt wieder in seine Hitze, wendet sich an die Umstehenden. „Erkennt es endlich, ihr Herren," schreit er, „wie es um Ungarn steht! Ihr seid von aller Welt verlassen! Der Kaiser ist

siegreich in Flandern und Spanien! Keine Hand wird sich für euch erheben, und ihr werdet mit diesem Erzrebellen untergehen, wo anders euch euer gesunder Sinn nicht eingibt, euch rechtzeitig von ihm zu scheiden!"

Diesmal ist kein Murren in der Versammlung zu hören. Die Magnaten sind sichtlich beeindruckt, wechseln betretene, bedeutungsvolle Blicke. Rakoczy merkt es, richtet sich höher auf, blickt um sich.

„Wenn jemand," sagt er schneidend, „sein Vergnügen an den Wiener Sklavenfesseln findet, muß ich es geschehen lassen. Ich meines Orts werde niemals meiner Ehre vergessen, noch von unserm ruhmreichen Unternehmen lassen. Doch wenn es geschehen sollte, daß ich allein bleibe, so werde ich mir einen Ruheplatz suchen, wo ich zeit meines Lebens das Unglück des Vaterlandes beweinen kann."

Wieder lacht Oszkay, diesmal kurz und heftig.

„Verständlich gesprochen und ohne die aufgeblähten Redensarten, mit denen du deinen bösen Sinn verschleierst: du wirst, wenn du alle andern ins Unglück gestürzt hast, dafür Sorge tragen, dich in Sicherheit zu bringen." Abermals wendet er sich an die Versammelten, hebt die gefesselten Hände gegen sie. „Und das ist der Mann," ruft er leidenschaftlich, „dem ihr anhanget! Ein Scharlatan, ein Wortemacher und Windbläser, der nie an etwas anderes dachte als an sein eigenes Heil!"

Rakoczy sieht, wie der Einfluß von Oszkays Worten immer stärker wird. Er muß ein Ende machen, sonst verführt ihm die Schlange noch seine letzten Getreuen.

„Genug!" schneidet er ihm schroff das Wort ab. „Du hast schon zuviel geredet! Es ist dafür gesorgt, daß deine freche Zunge für immer verstummt!" Er zieht sich wieder, wie zu Beginn, in die starre Ruhe des Richters zurück. „Wenn es nach mir gegangen wäre," sagt er kalt, „so wärst du zum Spieß verdammt worden. Nur der Fürbitte der

Herren hast du es zu danken, daß ich dich zum Schwert begnadige."

Wenn er glaubte, durch seine harten Worte die Ruhe des Gefangenen zu erschüttern, so hat er sich getäuscht. Oszkay bleibt gelassen.

„Du tust an mir nicht anders," erwidert er, „als ich an dir getan hätte, wärest du in meine Hand gefallen. Ich fluche dir nicht: das tut schon das Land, das du ins Unglück brachtest." Er dreht ihm schroff den Rücken. „Führt mich fort," sagt er durch die Zähne.

Auf einen stummen Wink Rakoczys nehmen ihn zwei Heiducken in die Mitte, führen ihn aus dem Zimmer.

Eine halbe Stunde später sind sie alle auf dem Richtplatz versammelt. Man hat nicht viel Umstände gemacht. Ein niedriger Schemel dient als Sitz für den Delinquenten, der freie Raum ist von einem Detachement der Aufständischen umgeben. Nur mit dem Henker hatte man Schwierigkeiten: der alte war vor kurzem gestorben, ein neuer nicht zur Hand. Endlich hatte Bercsenyi eine Lösung gefunden. Oszkays eigener Reitknecht soll ihn enthaupten. Nun steht der arme Bursch, käsweiß und an allen Gliedern schlotternd, etwas abseits und läßt das Richtschwert beinahe fallen, das sie ihm in die Hand gedrückt haben.

Bald naht der traurige Zug. An Oszkays Seite geht der Pastor, mit lauter Stimme Gebete plärrend. Oszkay nimmt keine Notiz davon. Vor dem Schemel angelangt, bleibt er stehen, läßt sich die Ketten abnehmen, dann den Leibrock. Während sie ihm die Hände auf den Rücken fesseln, wendet er sich an den Reitknecht.

„Gyuri," sagt er mit völlig ruhiger Stimme, „getraust du dich, mir den Kopf auf einen Hieb abzuschlagen?"

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr," stottert der Knecht, kaum der Sprache mächtig. „Ich hab's noch nie getan."

„Dann ist es höchste Zeit, daß du es lernst." Selbst in diesem Augenblick gibt ihm sein unerschütterlicher Mut die

Kraft zum Scherzen. „Seid ihr fertig?“ fragt er die mit ihm Beschäftigten.

„Ja, Herr,“ antwortet einer von ihnen kurz.

Oszkay nimmt auf dem Schemel Platz.

„Dann schlag' zu, Gyuri!“ befiehlt er.

Mit einer raschen Geste hemmt Graf Karolyi, der neben Rakoczy steht, die Bewegung des Reitknechtes, tritt zu dem Delinquenten.

„Oszkay,“ sagt er gedämpft, „es ist des Fürsten Wille, daß dir nichts Billiges verweigert werde. Hast du noch einen Wunsch?“

Oszkay funkelt ihn haßerfüllt an.

„Daß mein Blut über euch komme. — Schlag' zu, Gyuri!“ wiederholt er.

Achselzuckend tritt Karolyi zurück. Der arme Gyuri, die Augen in Tränen schwimmend, nähert sich Oszkay.

„Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr!“ jammert er.

„Hol' dich der Teufel,“ gibt Oszkay wütend zurück. „Schlag' endlich zu! Glaubst du, es ist ein Vergnügen, auf den Tod zu warten?“

Der Reitknecht zögert noch, blickt hilflos um sich. Soweit er sieht, lauter starre, bleiche, erbarmungslose Gesichter. Da faßt er das Richtschwert mit beiden Händen, holt aus, schließt die Augen und schlägt zu.

„Verdammter Hund!“ Oszkay brüllt vor Schmerz. Der schwache, schlecht gezielte Schlag hat ihn an der Schulter getroffen und ihm dort eine klaffende Wunde gerissen.

Gyuri öffnet die Augen, sieht, was er angerichtet hat. Im unbewußten Drang, seinen Fehler zu verbessern, schlägt er rasch nochmals zu, trifft den Nacken, aber wiederum zu schwach. Das Blut fließt in Strömen, Oszkay brüllt wie ein Stier, sitzt aber immer noch aufrecht.

Immer wirrer wird der Reitknecht. Im Kopf summt es ihm, vor den Augen tanzt ihm ein Feuerwerk von Funken. Er schlägt zum drittenmal hin, legt alle Kraft in den Hieb.

Diesmal hat es den Delinquenten vom Schemel geworfen. Aber Oszkay ist immer noch nicht tot; er windet sich am Boden und röchelt:

„Mach' — ein Ende! — Mach' — ein Ende —!"

Dieses schaurige Röcheln benimmt dem Knecht vollends die Besinnung. Eine vage Erinnerung überkommt ihn, wie man bei ihm daheim die Schweine schlachtet. Er läßt das Schwert fallen, wirft sich neben dem Stöhnenden auf die Knie, faßt nach dem Messer, das er am Gürtel trägt, und durchschneidet Oszkay, ihm den Kopf zurückdrückend, mit einem raschen Schnitt die Kehle.

Ein neuer Blutstrom, ein erstickes Gurgeln, ein Zucken, dann liegt der Körper unbeweglich. Der Knecht wirft das Messer von sich, springt auf, läuft laut heulend davon. Niemand hält ihn auf.

Eine schwere Stille ist über dem Platz. Keiner rührt sich, alle starren vor sich hin. Rakoczy sucht die Blicke der andern, trifft keinen einzigen. Da kehrt er sich wortlos ab und verläßt mit müden, schleppenden Schritten die Richtstätte. Im Fortgehen hört er in seinem Rücken die gedämpfte, von Grauen erfüllte Stimme Karolyis:

„Das war unmenschlich."

Dem Fürsten geht es durch den Kopf, daß er nun eigentlich etwas sagen müßte von der Gerechtigkeit, der Genüge geschehen sei. Aber er hat nicht die Kraft dazu.

Plauderstunde am Kamin

Der Diener hat die Girandolen auf den Kaminsims gestellt und die Vorhänge zugezogen. Dann ist er gegangen. Die Stille tiefer Ruhe liegt über dem Gemach.

Der Prinz nimmt einen kleinen Schluck aus der Kaffeetasse, setzt sie mit einem behaglichen Aufseufzen nieder.

„Der Koffee ist gut," lobt er. „Niemand in Wien weiß ihn zu bereiten wie Sie, Lori."

Sie antwortet mit einem verschmitzten Frauenlächeln:

„Ich ließ mir auch angelegen sein, ihn nach Ihrem Geschmack zu bereiten."

„Nach meinem Geschmack? Wie fingen Sie das an?"

„Ich ließ mir den Kolschitzky kommen und fragte ihm die Seel' aus dem Leib."

Er lacht ein wenig.

„Frauen wissen doch immer einen Weg," sagt er.

„Er erzählte mir, wie sie ihn drüben bei den Türken machen, und ich tat's ihm nach."

„Der Kolschitzky ist ein schlauer Bursche. Mit seinem Einfall, sich aus der Türkenbeute nach der Belagerung nur die grauen Bohnen auszubitten, mit denen sonst keiner was anzufangen wußte, macht er sein Glück. Sein Koffeeschank ist Tag um Tag gesteckt voll. — Der Koffee tut aber auch gut," setzt er anerkennend hinzu. „Er macht den Kopf klar und stärkt das Herz."

„Als ob Sie das eine oder das andere nötig hätten, Eugen!"

„Ich habe es mehr nötig, denn je, Lori. Der Kaiser ist besten Willens, aber das Titanenwerk, das er sich vorgesetzt hat, braucht uns beide bis zum Letzten auf."

„Aber Sie sehen wenigstens den Erfolg. Es steht um vieles besser als vor fünf Jahren."

„Es stünde besser noch, wenn wir Frieden hätten. Der unselige Krieg bindet unsere beste Kraft."

„Wird denn nicht endlich Friede? Was will König Ludwig noch? Sein letztes Heer haben Sie geschlagen."

„Aber nicht vernichtet. Und nicht seinen ränkevollen Geist, der nach wie vor Europa in Atem hält." Er schweigt, blickt vor sich hin, beantwortet nun erst ihre Frage: „Nein, es wird noch nicht Friede. Die Verhandlungen haben keinen Zweck, als Ludwig Zeit zu lassen, seine üblen Anschläge bis zum Ziel zu verfolgen."

„Sie meinen in England?"

„Es ist nicht England allein. Freilich sind dort die Merkzeichen eines Umschwungs am auffälligsten: wir siegen ihnen zu viel. Aber auch die Generalstaaten haben den Krieg satt. Die Herren im Haag sind Krämer. Um eines augenblicklichen kleinern Vorteils willen lassen sie den ferner winkenden außeracht, den sie freilich durch neue Anstrengungen erringen müßten."

„Ist das nicht menschlich?" wirft sie entschuldigend ein.

Der Prinz antwortet auf den Einwand nicht, setzt, vor sich hinblickend, gedämpfter fort:

„Aber nicht genug daran: Ludwig streckt seine Fühler bis ins Reich und tastet dessen Fürsten ab, ob ihrer einer oder der andere ihm willfährig wäre. Und was das Schlimmste ist — er hat einen gefunden, der bereit ist zu verhandeln."

„Eugen!" ruft sie erregt. „Das ist doch Hochverrat! Um des gleichen Verbrechens willen verlor der Kurfürst von Bayern Würde und Land!"

„Der, den ich meine, traut sich zu, beides zu behalten," bemerkt der Prinz mit bitterm Lächeln.

„Wer ist es? Einer von den Großen?"

„Der König von Preußen," entgegnet der Prinz mit einem tiefen Seufzer. Und da sie betreten schweigt, spricht er weiter: „Der General von Grumbkow und der Fürst von Dessau, von den Projekten ihres Souveräns so entsetzt wie ich, beschwören mich, eilig nach Berlin zu kommen. Andernfalls, schreiben sie, werde Preußen in den Abgrund stürzen."

„Und werden Sie fahren?"

„Ich muß im Frühjahr ohnehin nach den Niederlanden. Da macht es wenig Unterschied, wenn ich meinen Weg über Berlin nehme."

„Und was werden Sie dem Könige sagen?"

„Das Selbstverständliche: daß er ein Fürst des Reiches ist und darum dieses Reich in der Not nicht im Stiche lassen darf."

„König Friedrich fühlt sich mehr denn als bloßer Reichsfürst. Ich habe seinen Gesandten sagen gehört, es sei nur gerecht, daß eines Tages die Krone zu den Evangelischen übergehe."

Der Prinz streckt deutend den Zeigefinger gegen sie aus.

„Da haben Sie die Wurzel des Übels," sagt er mit Nachdruck. „Katholisch — evangelisch. An diesem Zwiespalt krankt das Reich. Läßt es sich ein übereifriger katholischer Fürst beifallen, seine protestantischen Untertanen zu drücken, ist flugs ein evangelischer Herrscher bei der Hand, der seinen katholischen Landeskindern mit gleichem vergilt — und umgekehrt; fremde Mächte maßen sich an, unter dem Vorwande religiöser Schutzherrschaft in des Reiches Angelegenheiten dreinzureden; so oft etwas Bedeutsames ins Werk gesetzt wird, ersticken religiöse Streitigkeiten es im Keime; keine Partei erlangt einen Vorteil, ohne daß nicht auch die andere des gleichen Erfolges teilhaftig zu werden begehrte. Jeder Teil denkt nur an sich, und das Ganze geht darüber zugrunde," schließt er grimmig.

„Ihr Koffee wird kalt," mahnt sie ablenkend.

Der Prinz faßt nach seiner Tasse, leert sie, ohne zu schmecken, was er getrunken hat, setzt fort:

„So war auch danach, was erreicht wurde. Es war genau so viel, als man mit einem Gespann erreichen kann, dessen beide Pferde nach verschiedenen Seiten ziehen. Wohl gab es einzelne Männer — in beiden Lagern — die, auf das Heil des Ganzen bedacht, die katholische wie die evangelische Mähre am Zügel nahmen und beide zwangen, einen Weg zu gehen. Aber welche Mühe erforderte das, und wie kurzlebig war der Erfolg! Denn sich selber überlassen, strebten die beiden sogleich wieder auseinander, und wenn sie einmal einander die Köpfe zuwandten, so nur darum, um eins das andere zu beißen."

Sie hat aufmerksam zugehört, mit jener Aufnahmebereitschaft, die sie ihm, wenn er sich aussprechen will, zur vollendeten Lauscherin macht. Nun blickt sie mit ihren klugen, ernsten Augen in die seinen, fragt:

„Und wie wollen Sie das ändern?"

Mit sprechender Bewegung breitet er die Hände.

„Ich will," sagt er, „die Menschen lehren, daß es nicht so sehr darauf ankommt, ob einer evangelisch ist oder katholisch, als darauf, ob einer seine Pflicht tut oder nicht. Wir leben auf der Erde nicht nur, um uns auf das Jenseits vorzubereiten. Es gibt hier Arbeit genug, der wir uns nicht entziehen dürfen. Und daß Gleiches zu Gleichem sich helfend gesellt zur Vollendung dieser Arbeit, ist nur eine notwendige Folgerung."

Wieder greift er mit abwesender Bewegung nach seiner Tasse. Die Gräfin beeilt sich, sie zu füllen. Er dankt ihr mit einem leichten Lächeln, spricht weiter:

„So entstehen Völker. ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt', sagt der Heiland. Die Völker aber sind es. Und darum sollen die Einzelnen zu ihrem Volke stehen, sich in ihm vereinigen zu einer höhern Einheit. Haben sie das erst einmal gelernt, so werden sie erkennen, daß sie damit viel

besser den Willen des Höchsten erfüllen, als indem sie über die Zeremonien streiten, nach denen sie ihn verehren."

„So wollen Sie den Deutschen eine neue Religion geben?" fragt sie lächelnd.

„Nein," antwortet er ruhig. „Eine neue Gläubigkeit: die an das Reich."

Zwischen den drei massigen Gestalten wirkt die schmale des Prinzen doppelt zierlich. Betont wird dieser Gegensatz noch dadurch, daß er auf dem breit ausladenden Sofa Platz genommen hat, indes seine Besucher sich's in den umstehenden Lehnstühlen bequem machten.

„Der König," berichtet Eugen, „war überaus huldvoll zu mir und überhäufte mich, wie Sie sehen, mit unverdienten Geschenken." Er weist mit leichter Handbewegung auf das Tischchen, auf dem, ein wahrhaft fürstliches Schaustück, der ihm zugesandte Ehrendegen mit dem edelsteinübersäten Griff liegt.

Die drei folgen der Geste mit den Blicken, betrachten den Degen mit der Hochschätzung, die Soldaten stets einer schönen Waffe entgegenbringen. Der Prinz setzt seinen Bericht fort:

„Aber freilich muß ich eingestehen, daß ich vorgezogen hätte, nicht so festlich empfangen zu werden, aber dafür auch nicht die Mühe zu haben, die Bedenklichkeiten Seiner Majestät des Königs zu zerstreuen."

Der Fürst von Dessau räuspert sich.

„Der König denkt an die Machenschaften Frankreichs am englischen Hofe und im Parlament," sagt er.

„Und an die in den Generalstaaten," setzt der Kronprinz Friedrich Wilhelm hinzu, „die auch mehr Erfolg zu haben scheinen als zu wünschen."

„Und an die Wirren in Ungarn," schließt der General von Grumbkow, „die des Kaisers Macht in seinen eigenen Landen einschränken."

„So sagte mir Seine Majestät," bestätigt der Prinz.

„Und Sie?"

„Ich antwortete, dies alles sei nicht wesentlich, wofern es unsern festen Willen nicht beeinflusse, den Krieg in Einigkeit fortzusetzen und mit Gottes Hilfe siegreich zu beenden. Zudem, setzte ich hinzu, sei ein Ausscheiden Englands und Hollands keineswegs gewiß, ja, fürs erste nicht einmal wahrscheinlich, und der Aufstand in Ungarn stehe vor dem Zusammenbruch, da unsere Heere überall siegreich seien und Rakoczys Härte ihm die Herzen seiner Anhänger entfremde."

„Und was sagte der König darauf?" drängt der Kronprinz.

Eugen wirft einen musternden Blick auf den stämmigen jungen Menschen in seiner betont schlichten Uniform aus grobem Tuch und mit dem glatt zurückgestrichenen Haar, das die derben, festen Züge völlig freiläßt. Und er denkt, wie seltsam es ist, daß der prunkliebende, fast weibisch elegante König diesen Korporal zum Sohne habe.

„Seine Majestät der König," entgegnet er behutsam, „mag aus der Prachtentfaltung des französischen Hofes wohl allzu weitgehende Rückschlüsse auf die tatsächliche Macht Ludwigs ziehen."

Das Gesicht des Kronprinzen rötet sich vor Zorn.

„Das ist nicht der König," murrt er. „Das ist wieder dieser Wartenburg!"

Prinz Eugen wirft einen verstohlen fragenden Blick auf den Dessauer; dieser deutet ihm mit einer kleinen Gebärde an, daß er ihm später Auskunft geben werde. So übergeht er den Einwurf des Kronprinzen, fährt fort:

„Dennoch war Seine Majestät gnädig genug, mich seiner fortdauernden Beihilfe zu versichern. Er sehe, sagte er, daß unsere Sache die gerechte sei, und dies verpflichte ihn mehr als alles andere, dem Kaiser und dem Reiche die Treue zu halten."

Kronprinz Friedrich Wilhelm atmet tief, wie erlöst auf.

„Der König ist gut!" ruft er lebhaft. „Sie sehen, daß der König gut ist! Er hat nur schlechte Ratgeber."

„Deren Einfluß entgegenzutreten doch wohl zunächst Ihre,

des Thronerben Sache wäre," versetzt der Prinz mit einem festen Blick.

Abermals jene fliegende Röte auf Friedrich Wilhelms Wangen.

„Sie haben recht," sagt er, „und ich will mir Ihre Worte angelegen sein lassen. — Demnach verlassen Sie Berlin befriedigt?" lenkt er wieder zum Gegenstande zurück.

„Beruhigt," verbessert Eugen. „So mehr, als ich in Ihnen, königliche Hoheit, einen wertvollen Bundesgenossen zurücklasse."

„Auf mich können Sie rechnen," versichert der Kronprinz mit Nachdruck. „Ich bin ganz der Ihre." Er zieht eine plumpe Sackuhr, erhebt sich. „Ich muß nun Eure Hoheit bitten, mich zu entschuldigen," setzt er etwas steif fort. „Ich muß zur Wachparade, die ich nur versäumte, um mir bei Ihnen Zuversicht zu holen." Er verbeugt sich kurz, soldatisch vor dem Prinzen, wendet sich dann zu den beiden andern. „Kommen Sie mit, Durchlaucht?" fragt er. „Und Sie, Grumbkow?"

„Ich stehe Eurer königlichen Hoheit zu Diensten," erwidert der General.

„Mich bitte ich zu entschuldigen," sagt der Dessauer. „Alte Soldaten haben so viel miteinander zu reden, daß ich gern noch bei Seiner Hoheit dem Prinzen verweilen möchte, wofern ich seine Zeit nicht übermäßig in Anspruch nehme." Die letzten Worte richtete er halb fragend an Eugen selbst, und dieser beeilt sich zu versichern:

„Durchaus nicht! Sie sind mir immer willkommen, Durchlaucht! Sie gedulden sich nur, bis ich meine Gäste geleitet habe." Er läßt den Worten die Tat folgen, geht mit dem Kronprinzen und dem General zur Türe. Unter mehrfachen Komplimenten von beiden Seiten verlassen Friedrich Wilhelm und Grumbkow das Gemach.

Zurückkehrend richtet der Prinz seine tiefen Augen for-

schend auf den Fürsten von Dessau, der gedankenvoll in seinem Lehnstuhl wieder Platz genommen hat.

„Wer ist Wartenburg?" fragt er knapp.

„Ein Günstling des Königs," antwortet der Fürst ebenso. „Vermutlich von Frankreich gekauft."

„Er ist wohl nicht der einzige," fährt der Prinz scharf fort. „Auf Schritt und Tritt begegne ich Widerständen an diesem Hof, die sichtlich ihren Ursprung in Versailles nehmen."

„Diesen da haben Sie gebrochen," beteuert der Dessauer. „Der Kronprinz war Wartenburg schon früher nicht grün. Nun Sie ihn auf die Spur gesetzt haben, wird er alles tun, ihn zu stürzen. — Wie gefällt Ihnen der Kronprinz?"

„Ich wollte, wir hätten es mit ihm zu tun statt mit dem König. Sie verstehen, lieber Fürst, daß ich den Vater vor dem Sohne schonte. In Wahrheit verlief unsere Unterredung nicht so glatt."

„Ich kann mir's denken," nickt der Dessauer.

„Immer wieder kam er darauf zurück, es jammere ihn, noch einen großen Teil seiner Soldaten wegen eines Krieges aufopfern zu sollen, dessen Ende bei weitem nicht abzusehen."

„Sie dürfen es ihm nicht verübeln. Er mag sich erinnert haben, wie sein Vater, der Große Kurfürst, in seinen schwedischen Händeln vom Kaiser im Stich gelassen wurde."

„Hätte er, hätten seine Vorfahren sich dem Kaiser unterstellt, nie hätten die Schweden deutschen Boden auch nur gesehen."

„Die Kaiser aus dem Hause Habsburg verwechseln zu gerne ihre Würde als Reichsoberhaupt mit ihrer landesherrlichen Macht."

„Weil beides seit Jahrhunderten in ihrer Person vereint ist."

„Die deutsche Kaiserkrone ist nicht erblich." In des Dessauers Gesicht kommt ein verbissener Zug.

„Will das Haus Hohenzollern mit dem Erzhause darum streiten?"

„Warum nicht, wenn's die Gelegenheit ergibt? Reichsfürsten sind die einen wie die andern."

Der Ton des alten Kämpen gefällt Eugen nicht. Schon will er zufahren, doch dann beherrscht er sich, sagt lächelnd:

„Mir scheint, lieber Fürst, wir sind im Begriff, das bekannte Sprichwort von der deutschen Zwietracht zu exemplifizieren. Wann wird endlich Einheit herrschen im Reich?"

Der Fürst von Dessau schämt sich seiner Heftigkeit. Aber er findet nicht sogleich daraus zurück. Seine nächsten Worte sind noch voller Trotz:

„Bis einer da ist, der es zu führen versteht."

„Wollen Sie dem jungen Kaiser nicht Zeit lassen zu zeigen, ob er's vermag?" fragt Eugen warm, überredend.

Der Dessauer sieht ihn an, lacht plötzlich auf.

„Ihm allein nicht," antwortet er vergnügt. „Aber solang er Ihre Pläne ausführt, Hoheit — mit dem größten Vergnügen."

„Welche immer es seien?"

„Und wenn Sie uns alle in die Hölle kommandieren, — Ihnen folgen wir. Denn wir wissen, Sie werden vorangehen."

„Das ist gut zu wissen," nickt Eugen, aber vollkommen ernst und ohne in das Lachen des Fürsten einzustimmen. „Denn für das Reich ginge ich selbst in die Hölle — und bliebe dort."

„Ich würde es dem Teufel nicht wünschen," meint der Fürst bedächtig. „Sie würden auch noch sein Reich erobern."

„Der Brief, Eure Hoheit."

Der Prinz fährt aus seinem Halbschlummer auf, sieht seinen Kopisten vor sich stehen, einige engbeschriebene Bogen in der Hand.

„Was —? — Ja so. Geb' Er her."

„Trotz aller Mühe," sagt der Sekretär entschuldigend, „die ich mir gab, ist er nicht so schön ausgefallen wie sonst. Das Papier wird tropfnaß in dieser Witterung, und die Tinte ist ganz blaß."

„Der Herr Graf wird ihn schon lesen können," antwortet der Prinz zerstreut, im Begriff, mit dem Durchlesen des Geschriebenen zu beginnen.

Aber der Sekretär hat noch etwas zu bemerken.

„Wenn ich Eure Hoheit aufmerksam machen darf — an zwei Stellen sprechen Sie von Dingen, auf die Sie zurückkommen wollen: das einemal von einem Einspruch des Herrn Herzogs von Marlborough, das anderemal von seinen Feinden; aber —" die Stimme klingt leicht gekränkt — „mir diktierten Eure Hoheit nichts mehr davon."

„Es ist gut," sagt der Prinz etwas kurz. „Ich werde es selbst dazuschreiben. — Es ist gut," wiederholt er schärfer, da der Sekretär zögert. „Er kann gehen."

„Wie Eure Hoheit befehlen." Mit beleidigter Miene zieht sich der Schreiber zurück. Der Prinz geruht nicht, es zu bemerken, beginnt zu lesen:

‚Eure Exzellenz!

Hochzuverehrender Herr Graf und teurer Freund!

Obgleich willens, binnen kurzem selbst die Rückreise nach Wien anzutreten, möchte ich doch von der Gelegenheit der heute abgehenden Kurierpost Gebrauch machen, um Ihnen

vom Stande unserer Angelegenheiten Kenntnis zu geben. Ich halte es für umso nützlicher, Sie so rasch wie möglich zu unterrichten, als infolge verschiedener Umstände die Lage hier nicht zum besten steht und tatkräftige Beschlüsse notwendig macht. Ich werde sogleich nach meiner Rückkehr bemüht sein, solche durchzusetzen, und rechne auf Ihre Bereitwilligkeit, mir dabei behilflich zu sein.'

Der Prinz läßt das Blatt sinken, überlegt. Hatte er recht? Ist der Graf der Mann dazu? Er ist klug, arbeitsam, findig. Seine Treue hat er wiederholt bewiesen, ebenso seine Fähigkeit, sich selbst von einer scheinbar rettungslos verfahrenen Lage nicht verblüffen zu lassen. So wird er ihn wohl verwenden können. Zudem — er hat keinen andern. Er nimmt achselzuckend das Blatt wieder auf.

‚Wie Ihnen bekannt, hatten der Herzog und ich den Plan vereinbart, in diesem Sommer die letzten großen Festungen Douai und Arras anzugreifen und zu Falle zu bringen; da zu erwarten war, daß Villars diesem Beginnen entgegentreten werde, durften wir hoffen, ihn zu stellen, zumal er in seiner großsprecherischen Art, von der er nun einmal nicht lassen kann, versichert hatte, er wolle uns das Laufen schon beibringen.'

Trotz seiner Verdrossenheit kann der Prinz ein Lächeln über diese Prahlerei nicht unterdrücken. Es verschwindet sogleich, da er im Lesen fortfährt:

‚Leider aber hatten der Herzog und ich die Widerstandskraft gleich der ersten Festung, Douai, die zu bekämpfen wir uns anschickten, unterschätzt. Dies wurde mir klar, als ich erfuhr, daß im letzten Augenblick General Albergotti zu deren Kommandanten ernannt worden war. Ich hatte wiederholt mit ihm zu tun gehabt und kenne ihn als einen Widerpart, der im Angriff nicht eben zu fürchten, in der Verteidigung aber Hervorragendes leistet. So ging es auch diesmal. Die Einschließung gelang ohne besondere Verluste, aber sie entwickelte sich zu einer recht langwierigen Belagerung, die

Villars und seiner Armee Zeit gab, im Felde zu erscheinen und unsere Stellung zu bedrohen.

Hier nun erlebten wir die zweite Enttäuschung. Denn weit davon entfernt, die Schlacht anzunehmen, die wir ihm wiederholt anboten, beschränkte sich der Marschall darauf, drohende Bewegungen auszuführen, die unsere Operationen empfindlich störten. Ob die Erinnerung an seine bei Malplaquet erhaltene Wunde und das Gedächtnis der Niederlage ihn so vorsichtig machten, oder das Gefühl der Verantwortlichkeit für die ihm vom König anvertraute letzte Armee Frankreichs, weiß ich nicht; jedenfalls erschöpfte sich seine Feldherrnkunst darin, von einer wohlausgesuchten, unangreifbaren Stellung zur andern hinüberzuwechseln, unsere Truppen durch erzwungene umständliche Märsche zu ermüden — und uns schließlich doch, wohin immer wir uns wandten, seine befestigten Lager in den Weg zu stellen.

Einmal allerdings war er so unvorsichtig, sich zu weit vorzuwagen, und ich gedachte, die Gelegenheit zu benützen, ihn zum Schlagen zu bringen. Angesichts seines eiligen Rückzuges aber und infolge des Einspruches des Herzogs, auf dessen Gründe ich später zu sprechen kommen werde, mußte ich meine Absicht aufgeben, was ich heute noch aufrichtig bedauere.

Die Bewegungen des Marschalls konnten den Fall von Douai verzögern, aber nicht verhindern. Die Festung fiel endlich, nachdem der Besatzung freier Abzug gewährt worden war, in unsere Hand, und wir wandten uns gegen Arras mit der Absicht, weiterhin gegen Abbeville durchzustoßen und von da aus alle wichtigen Häfen, vor allem Boulogne und Calais zu besetzen. Die Vorteile dieses Planes sind offensichtlich: gelang er, so lag die Picardie, das nordwestliche Tor Frankreichs, vor unsern Heeren offen da, und überdies hatte Marlborough die Möglichkeit, auf kürzestem Wege und ungefährdet Truppen in beliebiger Zahl aufs Festland nachkommen zu lassen. Sonach bedeutete der Fall von Arras den endgültigen Zusammenbruch der Militärmacht Frankreichs.'

Der Prinz beißt die Zähne zusammen. So nahe dem Ziel — und im letzten Augenblick gescheitert durch eine unvorstellbare Schurkerei! Seine Augen greifen nach den nächsten Worten, die von dieser Felonie sprechen:

‚Mag nun Villars aus unsern Bewegungen unsere Absicht erraten haben, oder mag er (was ich für wahrscheinlicher halte) durch die Feinde des Herzogs, über die ich gleichfalls später mehr sagen will, davon unterrichtet worden sein — der Marschall tat alles, um diese Belagerung zu verhindern. Er zog alle verfügbaren Truppen an sich, verstärkte Garnison und Vorräte der bedrohten Festung und legte sich selbst davor — abermals in einer jener unangreifbaren Stellungen, in deren Auffindung und Ausbau er Meister ist. Alle unsere Bemühungen, ihn fortzulocken oder zu umgehen, waren erfolglos, und wir mußten uns endlich entschließen, nur um nicht überhaupt untätig zu sein, das wenig wichtige Bethune anzugreifen.'

Unzufriedenheit und Unruhe erfüllen das Herz des Prinzen. Statt eilig wirken, den Krieg mit wuchtigen Schlägen vorwärtstreiben und womöglich beenden zu können, war er gezwungen, seine kostbare Zeit vor kleinen Werken zu vertrödeln, deren Bedeutung weder der aufgewendeten Mühe entsprach, noch den Blutopfern der Erstürmung.

‚Endlich, nach sechs Wochen, fiel auch Bethune. Wiederum dasselbe Spiel: freier Abzug der Besatzung und Einnahme wertloser, zerschossener Werke. Villars hatte nicht eingegriffen, wie es meine Hoffnung gewesen war, ermannte sich lediglich zu einem neuen Stellungswechsel, der aber Arras ebenso deckte wie zuvor, und baute seine neuen Linien zum Überfluß mit Schanzen und Vorwerken noch mehr aus.

Allerdings wirkte sich seine Unbeweglichkeit auch nachteilig für ihn aus: er gab uns damit die ganze Küste nordwestlich von Arras frei. Nur zwei kleine Festungen deckten sie noch: waren sie genommen, so konnten wir wenigstens einen Teil unseres Planes ausführen und Calais zu Fall bringen,

ohne daß Villars es hindern konnte. Damit war die Verbindung mit England hergestellt und den Franzosen der Kanal versperrt. Wir schlossen also die beiden Festungen ohne Verzug ein, in der Absicht, uns bei ihnen nicht lange aufzuhalten und die Belagerung von Calais zu forcieren.

Die eine davon, St. Venant, war binnen wenigen Tagen unser. Bei Aire aber, der andern, wurde mir dieselbe unangenehme Überraschung zuteil wie vor Douai: hielt uns dort Albergotti in Schach, so war es hier der General de Goesbriand, dessen ausgezeichnete militärische Fähigkeiten ich schon bei Malplaquet kennengelernt hatte. Das Ende des Sommers verging, und der Herbst kam, ein kalter, regnerischer Herbst, der die Straßen in ein Kotmeer verwandelte und unter unsern Truppen Seuchen ausbrechen ließ, die ihre Zahl stärker dezimierten als das Feuer des Feindes. Aire aber spottete aller unserer Anstrengungen, es zu erobern, ebenso wie Villars in seinen festen Linien aller unserer Anstrengungen zu spotten schien, eine Entscheidung im offenen Feld herbeizuführen.'

Das Blut steigt dem Prinzen zu Kopfe, eine kalte Wut erfaßt ihn. Seine besten Kräfte hatte er in diesem elenden Festungskrieg verzettelt, den Ludwig Jahre hindurch aushalten konnte, zumal die Zeit sein bester Verbündeter war. Er muß sich zwingen, den noch verbleibenden geringen Rest des Briefes zu lesen.

‚Ich eile zum Schlusse meines Berichts. Es war fast Mitte November, als Goesbriand die Werke von Aire übergab. Der Weg nach Calais war offen, aber ein in einen Morast verwandelter Weg. Die Armee war erschöpft. Es fehlte ebenso an Lebensmitteln wie an Munition. Der Versuch einer Erstürmung von Calais hätte notwendig mit einem Mißerfolg geendet. So entschlossen wir uns schweren Herzens, die Truppen in die Winterquartiere zu führen.

Das Ergebnis dieses vergeudeten Sommers sieht so aus: eine mittlere und drei kleinere Festungen eingenommen; drei-

ßigtausend Mann verloren; nichts Wesentliches von unserm Plan ausgeführt; Arras und Calais so wenig erobert wie Abbeville und Boulogne; und Villars in seinen Verschanzungen liegend und die Straße nach Frankreich bewachend wie ein wachsamer Kettenhund.'

Hier endet die Niederschrift. Der Prinz überlegt kurz, erhebt sich von dem bequemen Streckſessel, geht, die Blätter in der Hand, zum Schreibtisch, vor dem er Platz nimmt. Gewissenhaft, fast pedantisch verbessert er zunächst den falsch geschriebenen Namen ‚Goesbriand', indem er über den letzten Buchstaben mit seiner großen Schrift ein ‚t' malt. Dann bleibt er, die Feder in der Hand, unbeweglich sitzen.

Drunten, unter seinen Fenstern, ist gerade Wacheablösung. Der Prinz vernimmt die nahenden Schritte des Aufführers und des neuen Postens, hört das „Wer da?" des alten, Losung und Feldgeschrei, kurze Rede und Widerrede. Dann entfernt sich der aufführende Gefreite mit dem alten Posten, ihre Schritte verhallen, die des neuen beginnen ihr gleichmäßiges Auf und Ab.

Halben Ohres hat der Prinz den wohlbekannten Geräuschen gelauscht. Nun setzt er sich zurecht, taucht die Feder ein, beginnt langsam, einen Buchstaben nach dem andern malend, den zweiten Teil seines Berichtes, der so geheim ist, daß ihn nicht einmal sein langjähriger Sekretär kennen darf:

‚Ich erwähnte das Zögern des Herzogs. Tatsächlich war er so verändert, daß ich ihn kaum wiedererkannte. Sprudelte er früher fast über vor Heiterkeit und guter Laune, so war er in diesem Sommer die leibhaftige Melancholie. Auch seine Fähigkeiten litten darunter. War das noch derselbe Marlborough, den ich als Sieger von Höchstädt, Ramillies, Oudenaarde, Malplaquet gekannt hatte, der klarste, durchdringendste Geist, der mir je begegnet, der genialste Feldherr unserer Zeit?'

Der Bescheidenheit des Prinzen kommt es gar nicht zum Bewußtsein, daß er den begabten, aber eitlen Marlborough

mit Lobsprüchen bedenkt, die er selbst weit mehr verdienen würde. Ohne Aufenthalt schreibt er weiter.

‚Er war auch jedem Troste unzugänglich. Als ich ihm gegenüber (wider bessere Überzeugung) die Wirksamkeit seiner Feinde zu verkleinern suchte und auf die Freunde hinwies, die in London für ihn immer noch tätig seien, bat er mich mit viel Bitterkeit, ich möge ihm mit den Menschen vom Leibe bleiben; man müsse von ihnen nichts erhoffen — und alles fürchten.‘

Nun erst zögert der Prinz, überfliegt das Geschriebene, überlegt. Dann setzt er entschlossen fort:

‚In der Tat ist die Lage des Herzogs verzweifelt. Zwar hat das englische Parlament aus Anlaß seiner Siege eine Dankadresse an ihn gerichtet; zwar versicherte ihm die Königin, daß sie ihn nach wie vor für den ersten Feldherrn der vereinigten Königreiche ansehe; zwar ließ sie mir die gleiche Versicherung zugehen mit der Bemerkung, alle Veränderungen an ihrem Hofe seien rein persönlicher Natur und beeinflußten in keiner Weise die Verbindung unserer beiden Mächte; aber andererseits sind jene Veränderungen derart, daß sie weitere notwendig nach sich ziehen müssen. Erst war Lord Sunderland, der Schwiegersohn des Herzogs, seines Amtes als Staatssekretär enthoben; ein böser Zufall wollte es, daß die Nachricht davon gerade am Tage des Falles von Douai eintraf; Sie können sich denken, wie sie dem Herzog die Siegesfreude vergällte; dann fiel der Premier Godolphin, der Rückhalt des Herzogs im königlichen Kabinett; dann die Herzogin selbst, die mit allen Zeichen der Ungnade ihrer Würde als Oberhofmeisterin entkleidet wurde; und endlich hat das neue Ministerium die Selbständigkeit des Herzogs in empfindlicher Weise eingeschränkt, indem es seine Entschließungen an die Genehmigung durch einen Geheimen Rat band. Von diesem mögen auch die durch mich vermuteten Warnungen an Villars ausgegangen sein.

Der Herzog steht allein, und darum ist es völlig ungewiß, wie lange er noch steht. Sein Beispiel beweist, daß alle An-

strengung, alle Leistung vergeblich bemüht sind, verlorene Gunst wiederzugewinnen, sei es die der Großen oder die des Volks.'

Wieder hält der Prinz inne. Soll er schreiben, was er auf Grund seines Wissens erwarten — befürchten muß? Das erscheint ihm selbst in einem Privatbriefe zu gefährlich. Mag der Empfänger sich das Bild selbst vervollständigen. Ist er dazu nicht fähig, so war es ohnehin um jedes Wort schade. Er beschließt den Brief:

‚Dies sind die Tatsachen, die Ihnen zu berichten ich für nützlich erachtete. Ich beschränkte mich nur auf diese. Die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen, überlasse ich Ihrem Witze und sehe mit Verlangen dem Augenblick entgegen, wo ich mich mit Ihnen darüber aussprechen kann. Inzwischen bitte ich Sie, meiner vollkommenen Hochachtung versichert zu sein, mit der ich verbleibe

Ihr stets dienstwilliger und Sie liebender
Diener

Brügge, den 23. November 1710 Eugenio von Savoy.'

Er schüttet etwas Streusand über den Brief, faltet die Blätter, siegelt sie, schreibt die Anschrift:

‚Sr. Exzellenz
dem hochgebornen
Herrn Grafen Johann Wratislaw
Kanzler der hl. Wenzelskrone, außerordentlichen Bevollmächtigten Sr. Hl. Röm. Maj. etc. etc. etc.

zu Wien.'

Nur die engsten Ratgeber des Kaisers sind zugezogen worden: der neue Obersthofmeister Fürst Trautson, der allerdings nicht mehr die Machtvollkommenheit seines Vorgängers besitzt, der Vizepräsident des Reichshofrates Graf Sintzendorff, der Hofkanzler Freiherr von Seiler und der böhmische Kanzler Graf Wratislaw. Unter Vorsitz des Kaisers haben sie sich versammelt und hören schweigend den Darlegungen des Prinzen Eugen von Savoyen zu, der in knappen Worten nochmals die Ereignisse des letzten Jahres schildert, nichts verhehlend und nichts beschönigend, so schonungslos, wie er es in dem Briefe an den Grafen Wratislaw getan.

Nachdem er geendet und wieder Platz genommen hat, herrscht um den großen Tisch zunächst tiefes Schweigen. Der Kaiser spielt mit einem Federkiel, den er zwischen den Fingern kreisen läßt, starrt mißmutig vor sich hin, die übrigen Herren sitzen unbeweglich, wechseln nur hier und da verlegene, fragende, bedeutsame Blicke.

Endlich sieht der Kaiser auf, wirft die Feder achtlos hin, fragt den Prinzen über den Tisch hinüber:

„Und der Schluß, Euer Liebden?" Und da der Prinz nicht sogleich antwortet, ungeduldig: „Ihre Schilderung bleibt ohne Schluß. Ich warte darauf."

„Es ist keiner," antwortet Eugen gesammelt. „Vor zwei Jahren befahl mir Eure Majestät, die Entscheidung herbeizuführen. Das ist trotz allen Bemühungen nicht gelungen. Wir gewannen Schlachten, nahmen Festungen, stellten Friedensbedingungen — und sind heute vom Frieden genau so weit entfernt wie damals. Frankreich ist unbesiegt wie eh' und je, und wir verbrauchen unsere Kräfte, ohne einen Vorteil daraus zu ziehen."

Der Kaiser nimmt sein Spiel mit der Feder wieder auf, wirft verdrossen hin:

„Es war nicht unsere Schuld allein.“

„Ganz allein unsere Schuld,“ berichtigt ihn respektvoll aber unbeugsam der Savoyer. „Es steht uns nicht an, uns der Rechenschaft zu entziehen. Wir müssen Gerichtstag halten über uns, Sire, ehevor andere es tun.“

„Ich höre Sie aber nur anklagen.“

„Ja. Mich vor allem.“

„Für das Reich waren Sie nicht verantwortlich. Ihre Aufgabe war Flandern, und dort haben Sie Übermenschliches vollbracht.“

„Ich war,“ betont der Prinz, ohne der Schmeichelei zu achten, „für jeden Fehler verantwortlich, den ich sah, ohne auf dessen Remedur zu dringen. Wie, der Kurfürst von Hannover überließ in untätigem, pflichtvergessenem Schmollen die Rheinarmee sich selbst, und ich forderte keine Abhilfe? Ich wußte um die Unzulänglichkeit dieser Truppen, um ihre mangelhafte Ausrüstung und Verpflegung, um den Schlendrian, der sich in ihre Reihen geschlichen hatte, und tat nichts, dies alles zu bessern? Wahrhaftig, Eure Majestät, hätte ich dergleichen bei meinen Armeen geduldet, es gab weder ein Turin noch ein Lille, weder ein Oudenaarde noch ein Malplaquet.“

„Ich kann den Kurfürsten von Hannover doch nicht vor's Kriegsgericht stellen!“ ruft der Kaiser ärgerlich.

„Sie haben um keines größern Vergehens willen die Kurfürsten von Bayern und Köln geächtet, Sire.“

Der Kaiser, der auf diesen Vorhalt keine Antwort findet, zuckt unmutig die Achseln. Sinzendorff greift als erfahrener Diplomat ein, um die sich zuspitzende Aussprache ihrer Schärfe zu entkleiden.

„Eure Majestät,“ bittet er, „darf ich sprechen?“ Der Kaiser nickt gewährend; Sinzendorff fährt fort: „Ohne Zweifel muß man eine Kritik, die aus so berufenem Munde erfolgt, entsprechend würdigen. Ich finde nur, daß Seine

Hoheit der Prinz von Savoyen vor allem sich zu hart anklagt. Keine der von ihm gerügten Übelstände, am allerwenigsten die Mängel der Rheinarmee, sind derart, daß sie nicht behoben werden könnten."

„Um aus der Rheinarmee ein brauchbares Kriegswerkzeug zu machen, brauche ich ein Jahr," grollt der Prinz.

„Was?!" fährt der Kaiser auf.

„Es ist nicht zum erstenmal, daß ich die bittere Pflicht habe, es Eurer Majestät zu melden. Dabei habe ich die Frist ohnehin schon verkürzt."

„Aber das ist doch unmöglich!" ruft der Kaiser erregt. „Bedenken Sie unsere Lage! England ist im Begriff, die Koalition zu verlassen, und Englands Abfall zieht den der Niederlande nach! Unter solchen Umständen an eine jahrelange Reorganisation zu denken ist — ist — —" Er vollendet nicht, zerknickt zwischen zuckenden Fingern die Feder.

England ist das Stichwort für Wratislaw. Er meldet sich, beginnt auf des Kaisers zustimmende Geste:

„Es ist wohl nicht zu befürchten, daß England schon morgen abfällt."

„Aber über's Jahr," wirft der Kaiser finster ein.

„Vielleicht über's Jahr," gesteht der Graf zögernd zu. „Doch selbst dann braucht man nicht anzunehmen, der Abfall werde in schroffen Formen erfolgen. Eher denke ich an ein allmähliches Erkalten von Englands Eifer für die gemeinsame Sache, an ein Erlahmen der Kräfte —"

„Was bessert das?"

„Immerhin soviel, wenn Eure Majestät mir die Bemerkung gestatten, daß wir in dieser Zeit England gebrauchen können, wenngleich in immer mehr abgeschwächtem Maße; daß uns diese Zeit bleibt —"

„Um fortzuwurschteln, gut wienerisch gesagt," unterbricht ihn der Kaiser zornig. „Um die Entscheidung hinauszuschieben, bis sie unentrinnbar vor uns steht — und über uns hinweggeht."

Mit der Miene gekränkter Unschuld legt Wratislaw die fleischige Hand auf die Brust.

„Eure Majestät mißverstehen mich," sagt er mit Würde. „Ein Hinausschieben lag mir so wenig im Sinne, daß ich im Gegenteil raten wollte, die uns verbleibende Zeit nach Kräften zu benützen, eine Entscheidung herbeizuführen. Ich kenne Seine Hoheit den Prinzen zu gut, als daß wir nicht erwarten dürften, er werde einen glücklichen Gedanken haben —"

„Ihr erwartet immer," schneidet ihm der Kaiser das Wort ab, aufgebracht wie zuvor, „einen glücklichen Gedanken des Prinzen, als brauchte eurer keiner sonst seinen Kopf anzustrengen!"

„Zudem," bemerkt der alte Freiherr Seiler, „nützen die glücklichsten Gedanken nichts, wenn wir nicht die Kraft haben, sie zu Taten werden zu lassen. Diese Kraft aber verweigert uns das Reich."

„Das wollte ich eben bemerken," stimmt Prinz Eugen lebhaft zu. „Es gibt natürlich mehr als ein Mittel, den Krieg erfolgreich fortzuführen, und ich habe in der Tat einen Einfall gehabt, der kühn ist, vielleicht verwegen, aber durchaus nicht undurchführbar. Doch er wie jeder andere Plan setzt die endliche tatkräftige Unterstützung durch das Reich voraus, die äußerste Anstrengung der gesamten Nation. Sonst ist alles vergeblich, was wir versuchen."

Über des Kaisers Züge läuft ein Zucken, halb Lachen, halb Ärger.

„Euer Liebden gleichen einem Arzte, der die Natur einer Krankheit erkennt, ohne Heilmittel anzuführen."

„Die Heilmittel, Sire, sind stets dieselben: Einigung des Reiches auch über den Kopf jener hinweg, die selbe hindern wollen."

Der Kaiser schweigt; die Räte, die von den geheimen Absichten Eugens und Josephs keine Kenntnis haben, geraten in Bewegung. Sinzendorff meint kopfschüttelnd:

„Das bedeutet einen Widerstand, den wir in unserer Lage nicht heraufbeschwören können."

„Überschätzen Sie den Widerstand nicht, Graf," widerspricht Eugen. „Die Kleinen werden sich ducken; und nennen Sie mir die Großen, die es wagen werden, sich wider den Kaiser zu stellen."

„Bayern."

„Ist in unserer Hand; wir schalten damit nach Gutdünken."

„Hannover," wirft Freiherr von Seiler ein.

„Der Kurfürst wird in Ungnade des Kommandos entsetzt, dessen er sich unwert gezeigt hat. Wenn er zu murren wagt, bedroht ihn, was ich vorhin nannte. Er wird gehorchen," setzt der Prinz voll eisernen Ernstes hinzu. „Verlassen Sie sich darauf."

„Sachsen," meldet sich Fürst Trautson.

„Die Mätressen- und Günstlingswirtschaft Augusts hat das Mark aus seinen Knochen, das Geld aus seinem Lande gesogen. Den Rest seiner Kraft binden die polnischen Wirren."

„Preußen," sagt Wratislaw bedeutsam.

„Muß gewonnen werden, ohne daß wir in den Mitteln wählerisch sein dürften."

Der Graf glaubt zu verstehen, gibt zu bedenken:

„Der König hat dreißigtausend Mann unter Waffen!"

Dem Prinzen behagt es nicht, zu gut verstanden worden zu sein. Absichtlich gibt er den Worten Wratislaws einen andern, von diesem nicht gemeinten Sinn:

„Die uns trefflich zustatten kommen werden. Den Kronprinzen nehme ich in mein Lager; der Dessauer kommt von selbst."

„Sie verstehen es wie kein zweiter, lockende Bilder zu malen," sagt der Kaiser fast feindlich.

„Sire," ruft der Prinz mit ungewohnter Heftigkeit, „meine Herren! Verstehen Sie doch, daß es nicht darum geht, lockende Bilder zu schildern und zu betrachten, sondern

darum, zu handeln! In diesem Jahr muß das Reich ebenso geordnet sein wie die Armee, die unfähigen Fürsten abgesetzt, die fähigen zu Helfern gewonnen an der Einheit des Reiches, ein einiger Wille vom Kaiser bis zum letzten Taglöhner — durch das ganze Volk hindurch."

„Und dieses Jahr," führt der Kaiser mit grimmigem Spott das Gespräch zum ursprünglichen Gegenstand zurück, „benützt England, um Frieden zu machen, und wir stehen Frankreich allein, ohne den kleinsten Bundesgenossen gegenüber."

„Und wer," gibt der Prinz mit unvermindert erhobener Stimme zurück, „sind wir, daß wir einen Bundesgenossen — daß wir vor allem England brauchten, wofern wir einig sind? Wir alle kennen England: es hat unter dem Vorgeben, dem Recht der andern helfen zu wollen, immer nur für den eigenen Vorteil gearbeitet. Alles, was ich von ihm erwarte, ist, daß es uns den Feind noch dieses eine Jahr festhalte. Marlborough muß weder Schlachten schlagen, noch Festungen erobern. Es genügt mir, wenn er Villars, oder wer sonst die Franzosen kommandieren mag, verhindert, auch nur einen Mann von Flandern abzuziehen. Dann mag er abtreten, wir brauchen weder ihn mehr, noch sein Land." Er bricht plötzlich ab wie immer, wenn er zögert, seine letzten Gedanken zu verraten.

Der Kaiser kennt dieses inhaltsschwere Schweigen, weiß, daß er allein den Prinzen zu veranlassen vermag, es zu brechen.

„Inzwischen?" fragt er.

„Inzwischen," nimmt der Prinz Josephs Wort auf, „marschieren unsere Truppen: die kampfgewohnten Regimenter aus Ungarn, wo sie mit nächstem nicht mehr notwendig sein werden, nach Flandern, um Marlborough abzulösen; sie stützen sich dort auf die vormals französischen Festungen; die nicht minder erprobten Truppen aus Italien, wo wir die Herren sind, an die Grenze der Dauphiné; hier erfolgt der erste Stoß; die Franzosen sind gezwungen, sich

dagegen zu kehren; sie können es nur, indem sie ihre flandrische Position schwächen; nun rücken unsere Truppen aus Flandern vor; die Franzosen machen zum Teil kehrt, müssen, um gegen zwei Fronten kämpfen zu können, die ihre übermäßig dehnen; nun hat sich die gewandelte, in harter Arbeit Arbeit geschulte Rheinarmee zu bewähren: sie überschreitet den Rhein, stürmt die französischen Stellungen, zerreißt die französische Armee in zwei Teile."

„Eugen! Eugen!" ruft der Kaiser, den Kopf in die Hände stützend. Die andern sitzen lautlos, gebannt, fühlen das Herz im Halse schlagen.

„Diese beiden Teile," setzt der Prinz fort, mit einer furchtbaren Sachlichkeit, die nichts von seiner Erregung verrät, „werden gepackt und geschlagen, immer wieder geschlagen, wohin sie sich auch wenden: im Süden und Norden sind es die italienische und die Flandernarmee, auf die sie treffen, im Zentrum die Rheinarmee. Sie weichen, aber schon sind wir wieder da, stellen sie, überflügeln sie; der Rückzug wird zur Flucht, diese zur Auflösung — und diese zur Vernichtung." Er läßt die Fingerknöchel auf den Tisch fallen, übersprüht mit seinen Flammenblicken die Versammlung.

Der Kaiser steht auf, die andern folgen seinem Beispiele.

„Und wann —" die Stimme gehorcht Joseph kaum — „soll dies geschehen?"

„Sire, decken Sie mir den Rücken, und ich schwöre Ihnen: in achtzehn Monaten lege ich diesen Degen zu den Stufen Ihres Thrones nieder und bitte Sie, den Frieden zu diktieren."

„Den — endgültigen — —?"

„Den tausendjährigen."

Rakoczy sieht starr vor sich zu Boden. Bercsenyi kaut an seinem langen, hängenden Schnurrbart. Karolyi steht unbeweglich vor ihnen, mustert beide mit seinen kalten grauen Augen.

„So wären wir also so weit," murmelt der Fürst vor sich hin.

„Danke Gott," sagt Karolyi, und seine Stimme ist so kalt wie sein Blick, „daß es nicht noch ärger gekommen ist. Der Kaiser bietet dir Pardon und einen Teil deiner Güter. Das ist mehr als du verdienst."

„Wie sprichst du mit dem Fürsten?!" fährt Bercsenyi auf. Aber es ist nicht mehr das alte Feuer im Ton seiner Stimme; es klingt eher, als suche einer eine Trommel zu schlagen, deren Fell geplatzt ist.

„Hier gibt es keinen Fürsten mehr," berichtigt ihn Karolyi schneidend. „Die Hauptbedingung des kaiserlichen Pardons ist, daß Rakoczy auf seine angemaßten Würden verzichte."

„Das wird er nie," eiferte Bercsenyi. „Er kann es auch gar nicht. Die Nation hat ihn eingesetzt —"

„Die Nation setzt ihn auch wieder ab," ergänzt Karolyi höhnisch. „Oder denkt ihr, es hätte noch irgendeiner Lust, an eurer Seite den aussichtslosen Streit fortzusetzen?"

Rakoczy blickt auf. Seine Auge ist erloschen, nur ganz tief drinnen glüht noch ein letzter Funke.

„So wollt ihr alle euern Frieden machen mit dem Kaiser?" fragt er.

„Alle," betont Karolyi ätzend. „Sieh um dich. Es ist nicht einer mehr, der dir noch anhinge. Du bist ganz allein, du und Bercsenyi," schließt er mit grausamen Triumph.

„Warum war ich's nicht immer?" sagt Rakoczy vor sich

hin. „Schlimmer als es ist, hätte es doch nicht kommen können — und dem Lande wäre viel erspart geblieben."

„Ja," nickt Karolyi herb. „Wir waren Narren genug, dir zu folgen. Das war unser Fehler, für den wir schwer büßen. Erinnerst du dich noch deines ersten Manifestes? ‚Recrudescunt vulnera inclytae gentis Hungariae!' Du hast die alten Wunden nicht zu schließen vermocht, aber so viel neue hinzugefügt, daß sich das Land daran verblutet hat."

„Ich habe das Beste gewollt," stöhnt der Fürst.

„Das genügt nicht, wenn man das Schlechteste tut. Du hattest oft genug Gelegenheit, den Kampf auf anständige Weise zu beenden. Aber dir war's nicht um Ungarn zu tun, sondern um deine Hoheit."

„Das ist nicht wahr," fährt Rakoczy auf. „Du weißt selbst, daß das nicht wahr ist! Wäre Ungarn frei geworden, ich hätte gern als der letzte Bauer darin gelebt!"

„Und um es frei zu machen, verbündetest du dich mit aller Welt, mit den Polen, den Türken, den Franzosen und glaubtest, sie würden dir Hilfe bringen."

„Was hätte ich sonst tun sollen?" murmelt Rakoczy, wieder in seine Starrheit zurückfallend.

„Erkennen, daß die Freiheit nicht von außen kommen kann. Ein Volk kann nicht anders frei werden als durch sich selbst. Darum mußtest du einen Frieden annehmen, sobald er irgend annehmbar war."

„Und dem Volke einreden, nun sei alles erreicht, worum es sich bemühte, und die Hände in den Schoß legen?" Die Stimme des Fürsten ist unsäglich bitter, seine Lippen zittern, seine Augenlider schlagen, als könne er kaum noch die Tränen zurückhalten.

„Nein," berichtigt Karolyi. „Dem Volke sagen, daß dies die Grundlage sei, darauf weiter zu bauen; daß die Freiheit nicht an einem Tage und durch eine einzige Anstrengung

errungen werde, sondern durch die nimmermüde Mühe von Geschlechtern. Diese Aufgabe übernehmen nun wir."

„Und ich?"

„Du magst dich auf deine Güter zurückziehen — es bleiben dir immer noch genug — und darüber nachdenken, warum deine Anschläge mißglückten."

„Du tust," wirft Bercsenyi ein, „als gehörten wir schon zum alten Eisen. Irre dich nicht und irre nicht die Sklavenhalter, denen du dich ergeben hast. Uns bleibt noch Mannschaft genug, den Kampf neu zu entfachen und —"

Karolyis hartes, trockenes Lachen unterbricht ihn.

„Ihr würdet wie die Hasen gejagt werden," sagt er durch die Zähne. „Nicht nur von den Kaiserlichen, sondern auch von dem Volk, das euch haßt wie die Pest!"

„Mag's geschehen!" schreit Bercsenyi. „So finden wir wenigstens im Verzweiflungskampfe den ehrlichen Tod, der unseres hohen Bestrebens würdig ist — den Tod auf dem Schlachtfeld."

„Sieh zu, daß es nicht der Tod auf dem Hochgerüst werde! Denke Oszkays letzter Worte! Sein Blut ist über euch, und ebenso das Rakovszkys, Okolicsanys und Beszeredyis, die ihr vorher gemeuchelt habt! Ich habe keinen Teil daran!"

„Du hast nur Teil an den Bissen, die vom Tisch der kaiserlichen Kommissarien abfallen, wenn sie Ungarn zerstückeln. Wir mochten geirrt haben; aber wir sind wenigstens uns treu geblieben, indessen du zu Kreuz krochest, als es dir an den Hals ging — und dich obendrein dafür bezahlen ließest!"

„Streitet nicht." Rakoczy hat sich erhoben, der Ausdruck dumpfer Verzweiflung ist von seinem Gesicht abgefallen, eine schwere Ruhe liegt darüber und etwas von der feierlichen Würde, die einst alle die Häupter beugen ließ. „Euer Zank zeigt am klarsten, warum wir unterliegen mußten. Wenn wir nicht untereinander bereit waren, alles an die

Sache des Vaterlandes zu setzen, wie konnten wir hoffen, zu siegen? Das Urteil, das uns gesprochen wurde, war gerecht — wir selbst haben alles getan, daß es gerecht sei." Er richtet seinen Blick auf Karolyi. „Es liegt nicht Oszkays Blut über uns noch das der andern," sagt er. „Daß es vergossen wurde, daran war die mangelnde Opferbereitschaft schuld und die Schwäche des Glaubens an unser Werk. Das hat auch mir den Glauben zerstört."

„So willst du den Kampf aufgeben?" fragt Karolyi.

„Ja," nickt Rakoczy. „Aber nicht, um meinen Frieden zu machen mit dem Kaiser und aus seiner Hand als Gnadengeschenk einen Teil dessen zu nehmen, was rechtens mir gehört. Und auch nicht um den Preis eines unedlen Verzichtes auf meinen Fürstenrang. Denn, Karolyi, sag' das den kaiserlichen Unterhändlern: Rakoczy Ferencz verzichtet nicht. Er weicht nur der Gewalt, die stärker ist als er."

„Was also willst du tun?" ruft Bercsenyi ungeduldig.

„Das, was ich zu Oszkay sagte," erwidert der Fürst voll düsterer Größe. „Das Land verlassen und nicht das meine, sondern das Los Ungarns beweinen."

„Und ich?" fragt Bercsenyi.

Rakoczy legt ihm mit freundschaftlicher Bewegung die Hand um die Schultern.

„Du wirst mit mir gehen, Miklos. Es ist das letzte Opfer, das ich von dir verlange. Wir werden das bittere Brot der Verbannung miteinander teilen, wie wir die Größe unserer Gedanken teilten. Und wenn wir an langen Winterabenden beisammensitzen und die Hände, die nie wieder ein Schwert schwingen werden, ans Feuer halten, um sie zu erwärmen, so werden wir einander erzählen, wie groß Ungarn hätte werden können, wenn seine Streiter unser würdig gewesen wären."

„Ungarn wird euch vergessen," sagt Karolyi hart, trocken.

„Ungarn," greift der Fürst das Wort auf, „wird unser gedenken, solang noch ein Kind ein ungarisches Wort sprechen

kann. Fern von der Heimat werden wir mehr für sie tun, als wir es konnten, solang wir auf ihrem heiligen Boden weilten. Denn unser Geist bleibt hier, und einst kommt der Tag, da auch unsere Gebeine zurückkehren — in ein freies Land!" Er blickt um sich, drückt Bercsenyis Schulter, die er immer noch festhält. „Komm, Miklos," sagt er still. „Wir sind hier fertig." Mit sanftem Zwang führt er ihn zur Türe. Sie durchschreiten sie wortlos, ohne Karolyi noch einen Blick zu geben.

Allen fällt es auf, wie schlecht der Kaiser aussieht. Die sonst so lebhaften Augen sind glanzlos und trübe, die gesunde Gesichtsfarbe ist einer fahlen Blässe gewichen. Mit müden, schleppenden Schritten tritt Joseph in den Hof, wo die Jagdgesellschaft wartet, dankt für die ehrfurchtsvollen Grüße nur mit einem mühsamen Lächeln.

Der Oberststallmeister Fürst Schwarzenberg tritt gezogenen Hutes näher, um Meldung zu erstatten. Unter der Last des teilnahmslos auf ihn gerichteten Blicks wird die Meldung zu einer besorgten Frage:

„Befinden sich Eure Majestät nicht wohl?"

Der Kaiser verzieht das Gesicht.

„Ich hatte eine schlechte Nacht," erwidert er. „Auf der Jagd wird mir, hoff' ich, besser werden."

„Wollen Eure Majestät nicht befehlen," drängt Fürst Schwarzenberg, dessen Besorgnisse durch die wie mit schwerer Zunge gesprochenen Worte nicht zerstreut wurden, „daß die Jagd abgesagt werde?"

„Was fällt Ihnen ein, Schwarzenberg," weist ihn der Kaiser unwirsch zurecht. „Man darf sich nicht gehen lassen." Er tritt zum Pferde, faßt Zügel und Sattel, steckt den linken Fuß in den Steigbügel, blickt sich um. „Helf' mir einer!" befiehlt er.

Ein Reitknecht springt herzu, schiebt die flache Hand unter den rechten Fuß des Kaisers, stemmt ihn hoch. Der Kaiser schwingt das Bein über den Rücken des Pferdes, rückt sich im Sattel zurecht, reitet an. Die Gesellschaft setzt sich, eng anschließend, in Bewegung.

Sonst pflegt der Kaiser nach den ersten paar Schritten den Oberststallmeister an seine Seite zu rufen und mit ihm ein

fröhliches Gespräch zu beginnen. Die frühen Morgenstunden sind des Kaisers beste Zeit. Er ist ausgeruht, hat alle Regierungssorgen von sich getan, denkt nur an das Vergnügen, das ihn erwartet und das ihm von allen am liebsten ist. Heute aber bleibt er allein an der Spitze des Zuges, blickt, den Kopf leicht zwischen die Schultern gezogen, schweigend vor sich hin, erwidert, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, auch nicht die Grüße der spärlichen ihnen begegnenden Fußgänger.

Der Fürst Schwarzenberg betrachtet unverwandt den Rükken des vor ihm Reitenden. Er ist erst seit einem Monat im Amt, als Nachfolger des kürzlich verstorbenen Fürsten von Leuchtenberg, des Jugendgespielen des Kaisers, und weiß nicht, wie er sich verhalten soll. Er entschließt sich endlich, abzuwarten, was der Kaiser tun wird, und sich danach zu richten.

Er hat nicht lange zu warten. Sie haben die Vorstadt Maria-Hülf noch nicht durchquert, da wendet der Kaiser den Kopf nach ihm, sieht ihn mit einem hilflosen Blicke an.

„Wir müssen umkehren, Schwarzenberg," sagt er gepreßt wie einer, der Schmerzen leidet und sie zu überwinden trachtet. „Der Kopf tut mir unmenschlich weh, und im Rücken hab' ich Stiche. Ich muß mich verkühlt haben."

Langsam macht der Zug kehrt, reitet den Weg zurück, den er gekommen ist. Schwarzenberg sendet einen Boten voraus, die unerwartet schnelle Rückkehr anzukündigen, hält sich dann ungebeten an des Kaisers Seite, die besorgten Augen auf ihn geheftet. Der junge Monarch ist sichtlich krank. Zusammengesunken, verfallen sitzt er auf seinem Pferde, dessen Zügel seine unsichern Hände kaum halten, sein Gesicht ist schlaff, über die Blässe seiner Wangen gleitet ab und zu, gleich wieder verschwindend, eine fliegende, ungesunde Röte.

Endlich sind sie wieder im Burghof angelangt. Schwarzenbergs Bote scheint alles in Aufruhr versetzt zu haben: der Obersthofmeister Fürst Trautson erwartet persönlich den Kai-

ser am Fuß der kleinen Treppe, und hinter ihm drängen sich Kammerherren, Offiziere der Leibgarde und das Lakaienvolk.

Noch mühsamer als das Aufsitzen ist dem Kaiser das Absteigen: fast muß man ihn vom Pferd herunterheben. Ohne einen Befehl zu erteilen, ohne an einen der Anwesenden ein Wort zu richten, nimmt er Trautsons Arm, betritt wankenden Schrittes die Burg.

Der Obersthofmeister will in den Gang einbiegen, der zu den kaiserlichen Privatgemächern führt. Da bleibt Joseph, wie aus einer Betäubung erwachend, plötzlich stehen.

„Wohin führen Sie mich?" fragt er mühsam.

„Eure Majestät sollten sich zu Bette legen," erwidert Trautson.

Der Kaiser schüttelt den Kopf.

„Ins Arbeitszimmer," befiehlt er. „Ich habe zu tun."

„Aber wenn Eure Majestät —" setzt Trautson zu einem Einwand an.

„Ins Arbeitszimmer," wiederholt der Kaiser ungeduldig.

Schweigend gehorcht der Fürst, setzt seinen Weg fort, geleitet den Kaiser, bis dieser vor seinem Tische Platz genommen hat, wartet. Joseph hebt den Kopf.

„Noch etwas?"

„Wollen Eure Majestät nicht doch —"

Eine rasche, herrische Kofbewegung, deren Heftigkeit gleich darauf das Gesicht des Kaisers sich vor Schmerzen verziehen macht.

„Lassen Sie mich allein."

Der Fürst vollführt eine Reverenz, entfernt sich rückwärtsgehend. Die Türe fällt hinter ihm ins Schloß.

Alleingeblieben, öffnet der Kaiser die Weste seines Jagdkleides, dann das Hemd, sucht, zieht einen kleinen Schlüssel hervor, den er an einem goldenen Kettchen um den Hals trägt. Er schließt damit eine der Laden des Tisches auf, nimmt mit Anstrengung einen Stoß Papiere heraus, legt ihn vor sich hin, beginnt darin zu blättern.

Es sind eigenhändige Entwürfe zu den Reformen, die er mit dem Prinzen Eugen besprach und nun im Begriffe ist, in die Tat umzusetzen. Ein kurzes Dekret zuerst, das die Auflösung des Regensburger Reichstages bestimmt, das Konzept eines Schreibens an die Fürsten, verbindlich in der Form, aber von unbeugsamer Festigkeit im Inhalt, Notizen zu einer Umbildung des Kammergerichts, die Skizze einer neuen Kreiseinteilung. Jede freie Minute benützte Joseph, heimlich an diesen Entwürfen zu arbeiten. Keiner sollte davon wissen außer dem Einen, dem Auserwählten, den er in feierlicher Stunde den heimlichen Kaiser genannt hatte. Alle andern sollten von dem fertigen Werk überrascht werden, von der Kette von Anordnungen, die sich um die auseinanderstrebenden Teile des Reiches schlingen sollte, sie unlösbar aneinanderbindend.

Joseph sucht sich zu sammeln, um weiterarbeiten zu können, aber es ist unmöglich. Der Kopf schmerzt unerträglich, die Buchstaben tanzen vor seinen Augen. Fieberschauer durchjagen und schütteln seinen Leib. Einen verschnörkelten Satz liest er zwei-, dreimal, ohne seinen Sinn zu erfassen, eine durchstrichene Stelle scheint sich vor alle übrigen zu legen.

Noch einmal entreißt er sich der Trübung, die von allen Seiten auf seinen Geist eindringt, greift zur Feder, schreibt mit zuckender Hand, in schiefen Zeilen, fast unleserlich die Worte:

„Auf daß des Reiches Macht und die Größe des teutschen Volkes gesichert werde wider die Scheelsucht von außen und die Selbstsucht von innen —"

Er will fortsetzen, aber seine Kraft ist erschöpft. Die Hand mit der Feder gleitet nieder, diese selbst fällt aus den erschlaffenden Fingern, dann sinkt der Kopf auf die Tischplatte, bleibt dort liegen.

So findet nach einer halben Stunde, als er eintritt, um eine Meldung zu erstatten, Fürst Trautson den Kaiser.

Der Fürst zögert nicht. Die Schelle ruft eilig Diener

herbei, die den Kaiser vorsichtig aufheben, in sein Schlafzimmer tragen, entkleiden, zu Bette legen, ohne daß der Kranke sein Bewußtsein wiedererlangt hätte.

Die eilig herbeigerufenen Leibärzte, die hochgelahrten Herren Doktores von Doblhoff und von Becherstein, stellen hohes Fieber fest. Eine weitere Diagnose wagen sie noch nicht auszusprechen. Das ist Sache eines einzuberufenden Konsiliums.

Sie, die sein Gesicht so gut kennt, bemerkt sogleich seine tiefe Verstörtheit. Dennoch bewahrt er Haltung, solange der anmeldende Diener noch im Zimmer ist. Erst als sich die Türe hinter dem Manne geschlossen hat, gestattet der Prinz auch seinen Zügen, die schwere Sorge zu spiegeln, die in seinen Augen steht.

„Nun?" fragt sie gespannt. „Was ist's?"

„Das Ärgste," antwortet er. „Die Blattern." Ohne ihre Aufforderung abzuwarten, wirft er sich in einen Lehnstuhl, betupft mit seinem Taschentuch Stirn und Mund.

Sie versteht, will aber nicht glauben.

„Ist es gewiß?" fragt sie.

Er hebt den Kopf, sieht sie an.

„Ich komme soeben aus der Burg," berichtet er. „Ich wollte ihn sprechen. Man ließ mich nicht vor. Die Ärzte seien bei ihm, hieß es. Ich wartete. Alles wartete. Stundenlang. Die Untersuchung mußte längst vorbei sein, aber die Ärzte berieten."

„Wen hatte man berufen?"

„Ich kenne nicht alle Namen. Es waren ihrer über ein halbes Dutzend. Man hatte die besten Ärzte von Wien geholt. Die beiden Leibärzte, dann Stockhammern, Lebzelter, Hertod —"

„War auch Plischer dabei? Der Oberösterreicher? Er soll ein wahrer Wundertäter sein."

„Plischer, ja, ich erinnere mich. Er war auch gerufen worden."

„Und das Ergebnis des Konsiliums?"

„Was ich Ihnen sagte: die Kinderblattern in ihrer ge-

fährlichsten Form. Es ist gar kein Zweifel möglich. Alle Ärzte sind einer Ansicht."

Sie schweigt. Zu gut weiß sie, welche Gefahr diese Erkrankung im Alter des Kaisers bedeutet. Zu gut versteht sie die Sorge, die Eugens Herz erfüllt.

Er spricht weiter, halb zu sich, wie er es immer tut, wenn er vor ihr seine geheimsten Gedanken ausschüttet:

„Es ist ein satanisches Spiel des Schicksals! Eben jetzt, da wir an der Schwelle des Sieges zu stehen dachten! Eben jetzt, da es nur noch einer letzten gemeinsamen Anstrengung bedurfte, den ewigen Rivalen des Reiches endgültig niederzuwerfen! Ich kann es noch nicht fassen."

„Steht denn alles auf dieser einen Karte?" Sie fragt es wider besseres Wissen; aber die tiefe Mutlosigkeit seiner Worte, ihr bislang so völlig unbekannt, drängt sie, nach einem Trost zu suchen, und sei es der billigste.

„Sie wissen es so gut wie ich, Lori," antwortet er. „Unser beider Schultern sollten den Bau stützen, bis dieser fest genug geworden wäre, auf sich selber zu ruhen. Im einheitlichen Zusammenwirken lag unsere Kraft. Wer konnte ahnen, daß der Jüngere, Gesündere von uns beiden zuerst zusammenbrechen würde — und mit ihm alles, was wir aufzurichten begonnen hatten!"

„Sie verzweifeln zu schnell, Eugen," fährt sie mit ihren Trostesworten fort. „Der Kaiser ist kräftig, er kann die Erkrankung wohl überstehen."

Aber er schüttelt den Kopf.

„Sie meinen es gut," sagt er halblaut, „aber Sie würden nicht so sprechen, wenn Sie die Anordnungen der Ärzte kennten." Er springt auf, als leide es ihn nicht im allzubequemen Lehnstuhle, läuft durchs Zimmer, kehrt sich jäh nach ihr um. „Der Kaiser hat die letzte Ölung empfangen," sagt er.

„So ist der Kaiser —"

„— ein toter Mann," ergänzt er, wiederholt: „Ein so

gut wie toter Mann." Er kehrt zum Lehnstuhl zurück, wirft sich abermals mit jener unbeherrschten Bewegung hinein, die bei ihm, dem stets Gezügelten, so fremd anmutet, starrt vor sich hin.

Fast erschrocken betrachtet sie diesen Zusammenbruch. Was soll noch aufrechtstehen, wenn selbst dieser unerschütterliche Pfeiler wankt? Aus ihrer Angst heraus ruft sie — abermals im Innersten ungläubig, bemüht, sich selbst zu überzeugen:

„Aber — selbst wenn das Schlimmste eintritt, selbst wenn Joseph der Krankheit erliegt — Sie bleiben! Es kommt ein neuer Herrscher, den Sie mit der Macht Ihrer Gedanken erfüllen werden wie jenen, mit dem vereint Sie —" Angesichts seines Kopfschüttelns verstummt sie.

„Dem, der kommt, haben Sie selbst das Urteil gesprochen," erwidert er schwer. „Joseph war einmalig." Er schweigt einen Augenblick lang, spricht dann mit steinerner Ruhe weiter, wie die Ärzte, als sie dem Todkranken in der Burg die Diagnose stellten: „Das Glück ist nicht mehr mit dem Hause Habsburg. Es war eine Zeit, da beherrschte es die Welt, war das erste unter ihren Fürstengeschlechtern. Nun beginnt seine Glorie zu verbleichen." Abermals schweigt er, sich in Gedanken verlierend, spricht dann abermals weiter, immer mit der gleichen schweren, fühllosen, unpersönlichen Stimme: „In den viereinhalb Jahrhunderten seiner Herrschaft hat es vielerlei Männer hervorgebracht: Herren und Schwächlinge, Toren und Weise, Rechner und Träumer. Eine einzige Blüte war ihm zu treiben vergönnt, die Vollendung, die allen großen Geschlechtern zugebilligt ist. Diese Blüte war Joseph, der Inbegriff aller Tugenden des Hauses, ohne die Fehler, die es bemakelten. Er war kühn ohne Waghalsigkeit, klarblickend ohne Nüchternheit, gerecht ohne Härte, gütig ohne Schwäche. Und er war mein Freund!" bricht es plötzlich aus ihm hervor. Doch gleich darauf hat er sich wieder in der

Gewalt, setzt im frühern Tone fort: „Sie wissen, was die Gelehrten von der Agave sagen: daß sie Hunderte von Jahren alt werden kann; sobald sie aber ihre Blüte, ihre einzige Blüte getrieben hat, geht sie zugrunde; ihre Kraft erschöpft sich in dieser einen Anstrengung. So wird es auch dem Hause Habsburg ergehen. Mag sein, daß der Stamm noch einige Schößlinge hervorbringt, aber seine Kraft ist gebrochen, er ist zum Welken bestimmt."

Abermals steht er auf, tut einen Schritt, bleibt vor ihr, die in ihr aufmerksames, lauschendes Schweigen verfallen ist, stehen.

„Diese einzige Blüte nun, das Ziel und Ergebnis des Wachstums eines halben Jahrtausends, muß fallen. Vor der Zeit wird sie gebrochen durch einen Zufall, mit dem keiner rechnen konnte, muß dahingehen, ohne die Frucht getragen zu haben, die ihre Kraft und Schönheit zu versprechen schien. Es war, als solle ein neuer Frühling dieses alte Land überkommen, darin die Verwirklichung des kühnsten Traums, des Traums vom Reich, sich ankündigte. Eine Frostnacht macht diesen Frühling zunichte, und mit ihm sinkt jener Traum in ein Dunkel zurück, aus dem er erst Gott weiß wann wieder treten wird." In einem plötzlichen Erschlaffen der Nackenmuskeln sinkt sein Kopf auf die Brust. „Verstehen Sie nun," schließt er, „warum dieser Tod, dessen Sinnlosigkeit ich nicht begreife, mich so trifft? Er schlägt nicht mich allein, auch alles, was ich hoffte, wünschte, erstrebte — mein Werk." Seine Stimme ist nur noch ein Wispern, der Kopf bleibt gesenkt; sie soll die Tränen in seinen Augen nicht sehen.

Sie sieht sie trotzdem, obgleich sie sich den Anschein gibt, nichts zu bemerken. Frauliche Wärme ist in ihr und der Wunsch, die rechten Worte zu finden, die seinen Schmerz zu lindern, ihn aus seiner Verzweiflung zu führen vermöchten. Halblaut, behutsam beginnt sie:

„Sie sagten ‚Gott weiß wann', Eugen. Wollen Sie sich diesem bessern Wissen nicht anvertrauen?" Er hebt ein wenig den Kopf, schweigt aber. Sie spricht weiter: „Ich verstehe, daß es Sie hart trifft, wie uns alle, die wir bewundernd den Flug Ihrer Gedanken verfolgten und beglückt sahen, wie diese sich Stück um Stück in die Tat umzusetzen begannen. Aber so hoch ich Ihren Geist einschätze, Eugen, über ihm steht ein anderer, jener, der die Welt bewegt. Was wissen Sie, was wissen wir von seinen Ratschlüssen? Wie sollten wir zu erkennen vermögen, warum er diese Blüte vor der Zeit bricht? Unser ist das Planen und Streben: das Gewähren aber ist bei ihm."

„Sie haben recht," sagt er leise. „Aber es ist schwer, die Gewährung versagt zu sehen. Und doppelt schwer, auf die Erfüllung verzichten zu müssen, da sie schon vor der Türe zu stehen schien."

„Ist nicht der Verzicht auf das Unmögliche die wahre Größe? Gibt es ein erhabeneres Opfer als das seiner selbst? Ihr Leben lang waren Sie gewohnt, hinter die Sache zurückzutreten, der Sie dienten. Sollten Sie es diesmal nicht vermögen?"

Er zuckt die Schultern.

„Wenn es sich um mich allein handelte, so würde ich kein Wort darüber verlieren. Hier aber geht es um das Glück einer ganzen Nation!"

„Die sich desto mehr in Gottes Hand zu geben hat. Vielleicht ist noch nicht reif, was aus ihr werden soll. Vielleicht will er sie noch dunkle Wege führen, damit sie dann das Licht um so klarer erkenne. Vielleicht versagt er ihr diese Erfüllung, um ihr dereinst eine desto glorreichere zu bereiten. Wir wissen es nicht. Wir können nichts als hoffen — und vertrauen."

Bei jedem ihrer Worte hat sich sein Kopf höher gehoben. Nun blickt er sie voll an.

„Ich danke Ihnen, Lori," sagt er. „Sie haben mich nicht

enttäuscht. Wie immer, habe ich auch heute den Trost bei Ihnen gefunden." Er ergreift ihre Hand, beugt sich darüber, um sie zu küssen.

„Sie bleiben nicht?" fragt sie.

„Die Unrast treibt mich fort," erwidert er. „Ich will in die Burg zurück, um nach dem Kranken zu sehen — und ihm Ihren Trost zu bringen."

Die Vorräume der kaiserlichen Privatgemächer sind wie ausgestorben. Da und dort drückt sich ein Lakai, aller sonstigen anmaßenden Würde vergessend, ängstlich die Wände entlang. Ein einziger Kammerherr von den vielen, die der Kaiser ernannt hatte, bringt den Mut auf, seinen Dienst zu versehen. Alle andern haben die Gelegenheit des vom Wiener Erzbischof angeordneten, durch sechs Tage ununterbrochen währenden Gebetes benützt, sich unter diesem guten Vorwand der drohenden Ansteckung zu entziehen.

Diesen einen Kammerherrn grüßt der Prinz mit jener Achtung, wie sie ein General einem tapfern Offizier entgegenbringt; schließt die Bitte daran, ihn Seiner Majestät, wofern der Allerhöchste Herr bei Sinnen, unverzüglich zu melden.

Der Kammerherr verbeugt sich und geht. Nach geraumer Zeit kehrt er mit dem Obersthofmeister Fürsten Trautson zurück, der bewegt auf den Prinzen zutritt.

„Ich gedachte Eurer Hoheit nicht in so trauriger Stunde zu begegnen," sagt er mit bebender Stimme.

Eugen hat keine Zeit für langatmige Erörterungen.

„Kann mich der Kaiser empfangen?" fragt er kurz.

„Seine Majestät waren über Eurer Hoheit Anhänglichkeit besonders gerührt. Maßen aber Eure Hoheit die Blattern noch nicht gehabt, fürchten Seine Majestät, Eurer Hoheit Leben zu gefährden und bitten darum, Eure Hoheit mögen von einer persönlichen Visite absehen."

Der Schwall von Titeln bringt den Prinzen in gelinde Verzweiflung. Ungeduldig unterbricht er den Fürsten:

„Ich bitte Sie, dem Kaiser zu sagen, ich habe mein Leben so oft für ihn gewagt, daß ich mich auch jetzt nicht scheue, es in einige Gefahr zu bringen." Sein Ton ist so entschie-

den, daß Fürst Trautson keinen Widerspruch mehr erhebt, sich zum Gehen kehrt. „Ich gehe mit Ihnen,“ setzt der Prinz rasch hinzu.

„Wider kaiserliches Gebot?“ wendet der Fürst mit abwehrend erhobener Hand ein.

„Nur bis zum Vorgemach des kaiserlichen Schlafzimmers,“ beschwichtigt ihn Eugen. „Zu Seiner Majestät mögen Sie allein eintreten.“

Während sie durch die Zimmer schreiten, deren Türen heute keine eilfertige Lakaienhand vor ihnen öffnet, erzählt Fürst Trautson dem Prinzen vom Verlauf der Krankheit. Wie die Blattern schon am dritten Tag mit aller Heftigkeit ausgebrochen, wie die Ärzte gleich alle möglichen Mittel angewandt, wie der Kaiser sich darauf wohler befunden, nichtsdestoweniger aber sogleich an sein geistiges Wohl gedacht, wie der päpstliche Nuntius selbst, der Kardinal Piazza, dem Kaiser das Abendmahl gespendet, und endlich von einem Geheimmittel, das der Linzer Arzt Plischer dem Kaiser einzugeben vermeint, wogegen sich aber alle andern Ärzte ausgesprochen.

„Es geht um Leben und Tod,“ bemerkt Eugen mit gerunzelter Stirn. „Da hätte man alles wagen müssen.“

Sie sind im Vorzimmer des Schlafgemaches angelangt. Fürst Trautson verhält den Schritt, bittet den Prinzen zu warten, schlüpft durch eine Türe, die er sogleich hinter sich schließt. Man hört drinnen reden, dann kehrt der Fürst mit verlegener Miene zurück.

„Seine Majestät würdigen die Ergebenheit Eurer Hoheit, bitten aber dennoch Hochdieselben, die Visite zu unterlassen.“

Das geschraubte Gerede bringt die ohnehin bis zum Unerträglichen gespannten Nerven des Prinzen vollends zum Reißen. Er tritt dicht vor den Obersthofmeister, herrscht ihn mit funkelnden Augen an:

„Ich muß aber den Kaiser sprechen, verstehen Sie? Daran wird mich niemand hindern — auch Sie nicht!“ Ohne weitere

Formalitäten schiebt er den Fürsten zur Seite, öffnet die Türe, tritt ins Schlafgemach.

Ein schwacher Schrei aus der Dämmerung, an die Eugen seine Augen erst gewöhnen muß, dann die erregte Stimme des Kaisers:

„Eugen — ich verbot ausdrücklich —"

Der Prinz macht zwei Schritte ins Zimmer hinein.

„Ich aber bestand darauf, Eure Majestät zu sehen."

Im Dämmer richtet sich auf dem prunkvollen Lager eine Gestalt halb auf, ein Arm streckt sich ihm entgegen. Mit letzter Kraft schreit Joseph:

„Nicht weiter! Ich habe Pistolen, Eugen! Ich schieße, wenn Sie noch einen Schritt weitergehen!"

Der Prinz gehorcht, bleibt stehen. Nicht aus Furcht vor des Kaisers Pistolen — unwillkürlich drängt sich ihm die Grausamkeit des Witzes auf, daß der Kaiser ihn erschießen will, um ihn vor einer etwaigen Ansteckung zu bewahren — sondern um den Kranken nicht noch mehr zu erregen.

Der Kaiser ist in seine Kissen zurückgesunken, der drohend erhobene Arm liegt nun auf der Seidendecke. Erschöpft fragt Joseph:

„Was wollen Sie hier? Sie sehen doch, daß ich tödlich erkrankt darniederliege."

„Eben darum kam ich," antwortet Eugen.

„Um mich sterben zu sehen?" Durch die Dumpfheit der Stimme klingt etwas wie bitterer Spott. „Sie können beruhigt sein, es wird alles seine Richtigkeit haben: ein deutscher Kaiser weiß auch im Tode, was er sich schuldig ist."

„Ich zweifle nicht daran, wofern es sein muß. Aber das ist nicht der Grund meines Kommens."

„Sondern? Wollen Sie Träume hören und Träume spinnen — neue Träume? Der Traum ist ausgeträumt, ich bin im Begriff zu erwachen."

„Der Traum, Eure Majestät, den wir hegten, wird erst mit dem Tode des letzten Deutschen ausgeträumt sein."

Der unbeweglich liegende Kopf wendet sich ihm ein wenig zu. Ruhiger fragt der Kaiser:

„Was sagen Sie da?"

„Ich sage, daß das deutsche Volk diesen Traum träumen wird, bis er zur Wirklichkeit geworden ist. Ich sage, daß das deutsche Volk erst zur Ruhe kommen wird, bis es seine Vollendung gefunden hat. Ich sage, daß in diesem deutschen Volk eine Flamme brennt, die ihre volle Kraft erst erlangen wird, wenn sie in jedem Herzen so hoch lodert wie in den unsern, die aber dann die ganze Welt erhellen wird!"

„Eugen — unser Werk!" Tränen zittern in des Kaisers Stimme. „So glauben Sie," fährt er voll jäh aufspringender Hoffnung fort, „daß Sie es werden zu Ende führen können?"

„Jeden andern würde ich in dieser frommen Lüge belassen; Ihnen aber muß ich antworten wie ein Soldat dem andern: Nein, ich glaube es nicht." Ganz ruhig hat der Prinz gesprochen, steht unbeweglich.

„Nun denn?" Der Kaiser bewegt unruhig die Hände. „So ist doch alles aus?"

„Die Schlacht ist für den aus, der gefallen ist, aber nicht für den, der noch aufrecht steht."

„Schlacht — was soll das?" Abermals richtet er sich halb auf, schreit: „Ich sterbe im Bett, Eugen, den Strohtod, den unsere Ahnen fürchteten wie nichts sonst!"

„Sie sterben auf dem Schlachtfeld wie nur einer," entgegnet der Prinz fest. „Und jeder Degen wird sich vor Ihnen senken, ehe der Kampf weitergeht."

Der Kaiser bleibt halb aufgerichtet, auf die Ellbogen gestützt, hält das Antlitz dem Prinzen entgegengehoben. Aber aus seiner Stimme ist die verzweiflungsvolle Spannung verschwunden, da er forschend fragt:

„Der Kampf geht weiter?"

„Bis zum Siege." Er sieht das Antlitz, dessen Züge er in der Dämmerung nicht zu erkennen vermag, auf sich gerichtet, fährt fort: „Ich weiß, was es für uns bedeutet, Sie

zu verlieren, just, da alles auf Ihre Kraft gestellt war. Aber Sie hingegen sollen wissen, daß dieses Unglück unsern Mut nicht gebrochen hat, daß wir das Schwert nur umso fester fassen und nicht zu schlagen aufhören werden, solange wir es zu halten vermögen. Das Ihnen zu melden bin ich gekommen." Er schweigt, sucht die Augen des Kaisers, fühlt den Kummer, sie nicht zu finden.

Aber er hört wenigstens des Kaisers Stimme, eine dem nächsten Wort entgegenlechzende Mannesstimme:

„Sprechen Sie weiter! Ich bitte Sie, Eugen, sprechen Sie weiter!"

„Auch wir werden fallen, tapfer und treu wie Sie. Doch auch das soll uns nicht bange machen: denn hinter uns rücken schon die Reserven heran, frische, unverbrauchte Kämpfer, die bereit sind, sich der großen Sache hinzugeben wie wir. Aus allen Gauen des Reiches werden sie kommen, aus Palästen und Hütten, aus den Städten wie vom flachen Lande. Noch ahnen sie es selbst nicht, noch sind sie nicht geboren, aber dennoch höre ich aus dem Dunkel in unserm Rücken ihren Schritt. Schon nahen sie, schon schließen sie die Reihen, einer dicht am andern, das heilige Heer der Nation, dem die Mächte der Finsternis erliegen werden."

Heftiges, rasches Atmen, wieder die vor Erregung bebende Stimme:

„Weiter! Weiter!"

„Sie werden an unsere Stelle treten, den Fußbreit Boden, den wir lassen mußten, mit ihren Leibern ausfüllen; sie werden die Stellungen stürmen, vor denen wir verbluteten; sie werden den Feind schlagen, der uns noch zu trotzen wagt. Es wird Opfer kosten, Opfer über Opfer. Aber was liegt am Einzelnen? Mag er hinsinken — wenn nur die Fahne aufrecht bleibt!"

„Die Fahne — ist sie hoch — die Fahne?"

„So hoch wie je. Sie flattert dem Feind entgegen, sie weist den Weg zum Siege. Hören Sie ihr Rauschen? Ich habe

sie aus Ihrer erschlaffenden Hand genommen und trage sie nun. Und ich werde sie nicht sinken lassen, solang ich selber aufrecht stehe."

„Dann aber? Dann?"

„Dann nimmt sie von mir der nächste, und wieder der nächste von ihm. Sie wird nicht sinken, fürchten Sie nichts! Von Hand zu Hand geht sie durch die Jahrhunderte, bis der letzte Fahnenträger sie in den Boden rammt, daß sie sich über alle Fahnen erhebe als Zeichen des unsäglichen Triumphes der deutschen Nation."

„Ist das wahr, Eugen? Wird das sein?"

„Bei meiner Ehre — es ist wahr!"

Der Kaiser sinkt zurück. Jetzt lächelt er, denkt der Prinz. Oh, wenn ich dieses Lächeln sehen könnte!

„Nun kann ich ruhig sterben," hört er Josephs erlöste Stimme. „Nun sehe ich die Fahne — hoch flattert sie, turmhoch — über alles hinweg — in die Sonne hinein — ins Licht — —" Die Stimme vergeht in einem kaum hörbaren Hauch.

Der Prinz steht unbeweglich, wartet. Kein Laut kommt von drüben, von dem prunkvollen Bette, auf dem die Gestalt lang ausgestreckt liegt. Tiefe Stille. Der Prinz greift nach seinem Degen, zieht ihn, salutiert mit ihm, senkt ihn.

„Majestät —"

Er stößt den Degen in die Scheide zurück, verläßt mit ruhigen Schritten das Zimmer.

Die Armen aus dem Soldatenspital vor dem Schottentor und aus dem kaiserlichen Hospital eröffnen den Trauerzug. Viele von ihnen haben schon sechs Jahre zuvor am Leichenbegängnis des Kaisers Leopold teilgenommen, und jene, die heute fehlen, sind als Boten ins Reich des ewigen Geheimnisses vorangegangen. An ihrer Stelle stolpern neue durch das Dunkel des trüben Aprilabends, über das die Fackeln ihre bizarren Lichtnetze werfen, plärren mit zahnlosen Kiefern die endlosen Gebete für das Seelenheil des verstorbenen Kaisers Josephus, des Ersten seines Namens.

Es folgen die geistlichen Orden, sich untereinander zusammenschließend wie die Angehörigen verschiedener Regimenter, die der fremden Kameraden Uniform kennen und grüßen, sich aber doch zu den Trägern der eigenen halten. Die Dominikaner von Sancta Maria Rotunda, die eifernden Glaubenskämpfer, haben das hochfahrende, strenge Gehaben einer Gardetruppe; die Barfüßer tragen ihre theatralisch auffällige Armut mit affektierter Demut zur Schau; die Trinitarier, Augustiner, Paulaner, Barnabiten recken — trotz des traurigen Anlasses voll unbewußter Fröhlichkeit — ihre wohlgemästeten Bäuchlein ins spärliche Licht der Fackeln; die Benediktiner von den Schotten halten ihre durchgeistigten, feinen Gelehrtengesichter geradeaus gerichtet, ohne nach rechts oder nach links zu sehen; die Patres Jesuiten endlich verbergen ihre Genugtuung über den Tod ihres Feindes unter ihren gewohnheitsmäßig verschlossenen, undurchdringlichen Mienen.

Der äußere und der innere Stadtrat zusammen mit dem Stadt- und Landgericht schließen sich an. An der Spitze der Abordnung schreitet der Bürgermeister der Stadt Wien Johann Franz Wenighofer zwischen dem kaiserlichen Stadt-

anwalt Karl Joseph Loyselly und dem Stadt- und Landrichter Johann Lorenz Trunck von Guttenberg.

Der niederösterreichische Landmarschall Graf Otto Ehrenreich von Abensperg und Traun, der die Stände des Erzherzogtums Österreich nieder der Enns anführt, hält einigen Abstand, als wolle er es vermeiden, sich mit den Voranschreitenden gemein zu machen. Er ist älter geworden, gleicht einem leicht verblaßten alten Bildnis; aber er hält sich aufrecht wie immer, ruhig führt seine Hand den langen Stab, das goldene Vlies leuchtet auf seiner Brust in unvermindertem Glanze.

Der Freiherr Max Georg von Reidlinger, der an der Seite des Grafen Johann Rudolph von Khuendorff unmittelbar hinter dem Marschall schreitet, wendet sich mit einer leisen Bemerkung an seinen Nachbar.

„So wären wir wieder einmal beisammen, um einem Kaiser die letzte Ehre zu erweisen."

„Ich hätte es nicht gedacht," meint der Graf kopfschüttelnd. „Bei meinen Jahren hätte ich eher zur Grube fahren müssen als der Hochselige."

„Das Sterben ist kein mathematisches Exemplum," wirft Reidlinger hin. „Es schadet nicht, sich zuzeiten dessen zu erinnern." Er schweigt, wirft, da der Zug eben aus der Augustinerstraße abbiegt, einen Blick zurück. „Der Kondukt dünkt mich länger als das letztemal," stellt er fest. „Schauen Sie nur, Khuendorff, wie weit es bis zu den Hofämtern zurück ist."

„Ist ja auch der Sarg dazwischen," brummt Khuendorff.

„Ja, und die kaiserlichen Räte und die Prälaten," zählt der Freiherr auf, „und das erzbischöfliche Kapitel und die hohe Schule. — Der Musikanten sind aber nicht so viele wie beim Leichenbegängnis weiland des Kaisers Leopold."

Der Graf beeilt sich den Jüngstverstorbenen in Schutz zu nehmen.

„Der verewigte Kaiser Joseph pflegte die musicam nach

Gebühr. Nur präferierte er das Horn. Er hat etzliche Jagdfanfaren gesetzt, bei denen einem das Herz im Leibe lacht."

„Der neue Herr soll auch ein großer Musicus sein," lenkt Reidlinger ein.

„Ich wollte," knurrt Khuendorff übellaunig, „er tät' lieber ein großer Herrscher werden."

„Sie glauben nicht an den neuen Kaiser?" fragt der Freiherr leiser.

Der Graf antwortet nicht gleich, schreitet in Gedanken versunken vor sich hin. Die Glocken der Augustinerkirche, von der sie sich entfernen, verklingen hinter ihnen, die der Kapuzinerkirche, der sie zuschreiten, beginnen aus der Entfernung zu tönen. So, zwischen Schall und Schall, erteilt der Graf seine Antwort, so still, daß der Freiherr von Reidlinger seinen Kopf näher neigen muß, um sie zu verstehen:

„Ich hab' an diesen da zu sehr geglaubt."

Reidlinger hebt den Kopf, sieht ihn überrascht an.

„Hör' ich recht? Sie waren doch voller Zweifel, da er seine Regierung antrat!"

„Er hat mich überzeugt," murmelt der Graf trübe. „So argwöhnisch ich sein Wirken verfolgte, willens, Fehler aufzuspüren, die ich ihm ankreiden könnte — ich fand keine. Wohin man blickt, Ansätze zu Gutem, das unter ihm herrlich erblüht wäre."

„Nun," sagt Reidlinger warm, „ich glaube, der Tote würde sich freuen, wenn er Sie hören könnte."

„Sie sind jung," spricht Khuendorff weiter, „Sie wissen nicht, wie mißtrauisch wir Alten die Menschen betrachten, wie wir im Vorhinein mit ihrer Unzulänglichkeit und also mit der dessen rechnen, was sie schaffen. Hier aber war Wille, Kraft und Geist aufs schönste vereint, und so waren auch die Früchte danach. Das Heer erfocht unter dem Savoyer, unter Starhemberg und Daun Sieg um Sieg; die Rebellion in Ungarn ward niedergeworfen; die Verwaltung der Erblande begann geordnet zu werden; Recht und Gesetz galten wieder."

„Das Geldwesen ward den Schacherjuden aus der Hand genommen und auf eigene Füße gestellt," wirft der Freiherr ein.

„Und ebenso wie die Erblande spürte auch das Reich wohltätig Josephs tatkräftige Hand. Der Reichstag mußte sich bequemen, wieder zu arbeiten, der unselige Streit um das Kammergericht ward beigelegt, die Kreise und Länder leisteten, zögernd zwar, doch von Jahr zu Jahr williger ihren Anteil an Geld und Mannschaft, Empörer wider das Reich wurden niedergeschmettert, so hoch sie auch stehen mochten —"

„Der Kaiser, heißt es, wollte noch mehr," flüstert der Freiherr. „Fürst Trautson soll gewisse Schriften auf dem Tische des Verewigten gefunden haben, die auf Verlangen der Ärzte verbrannt werden mußten, maßen sie des Stoffes der Ansteckung voll —"

„Ich habe davon gehört," nickt Khuendorff. „Projekte, das Reich zu reformieren. Sie sinken mit ihrem Urheber ins Grab."

„Warum? Noch lebt Prinz Eugen."

„Prinz Eugen!" Der Alte verzieht den Mund zu schmerzlich bitterer Grimasse. „Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß der Prinz heute fehlt?"

„Er ist vor drei Tagen zur Armee abgereist."

„Ja, um die Wahl Karls von Spanien zu sichern."

„Eugen? Josephs engster Freund?"

„Erkennen Sie daraus, wie völlig alle Hoffnungen vernichtet sind. Um wenigstens aufrechterhalten zu können, was bisher erreicht wurde, muß Eugen sich bequemen, dem den Bügel zu halten, der ihn nicht versteht und keines der Projekte ausführen wird, die der Prinz ihm vorschlägt."

„Sie sehen zu schwarz, bester Graf. Es wäre nicht das erstemal, daß ein großer Mann einen Zögernden überzeugt."

„Man kann keinen überzeugen, dem das Zögern zur zweiten Natur geworden ist. Ich kenne Karln. Er ist ein echter Habsburger: halben Willens und halber Kraft, immer nur bemüht,

Kompromisse zu schließen und das Unabwendbare hinauszuschieben, statt ihm entgegenzutreten und es zu meistern."

„Ein strenges Urteil, Graf Khuendorff!"

Der Alte wendet dem Jungen sein Gesicht zu. Reidlinger sieht in den Augen des Grafen eine Träne glänzen, in der das Licht der Fackeln sich spiegelt.

„Der Tote war die Jugend," sagt er schmerzlich. „Sie wissen nicht, wie gerne wir Alten an die Jugend glauben, wenn wir es einmal gelernt haben. Was bleibt uns noch, nun sie dahin ist?"

Er verstummt, und sie schreiten schweigend nebeneinander weiter. Die Spitze des Zuges hat die winklige Klostergasse hinter sich gelassen, biegt schon auf den Neuen Markt ein, an dessen Beginn sich die Kapuzinergruft befindet. Nur wenige Minuten noch, dann hebt die letzte Zeremonie vor der verschlossenen Klostertüre an.

Dieses Gefühl des nahenden Abschlusses mag es auch sein, das des jungen Freiherrn von Reidlinger Herz beklemmt. Hastiger, als er selbst es weiß, fragt er:

„Was also soll nun werden?"

„Urteilen Sie selbst," entgegnet Graf Khuendorff. „Der Krieg ruht für dieses Jahr, da Eugen um der Kaiserwahl willen die Armee beisammenhalten muß und Marlborough, allein gelassen und schon halb in Ungnade, wenig beginnen wird; inzwischen hat Frankreich Zeit, sich zu erholen und seine Ränke um England zu Ende zu spinnen; Spanien, sich selbst überlassen, geht verloren; die Reichsfürsten werden sich die Wahl Karls durch Zugeständnisse bezahlen lassen, die den fortschreitenden Verfall des Reiches nur beschleunigen können; der Krieg wird sich noch einige Jahre hinziehen und dann mit einem Frieden abgeschlossen werden, der alles Blut vergebens vergossen sein läßt. Wir aber sinken in die Lähmung zurück, aus der dieser allzu kurze Tag uns aufscheuchte."

Nun haben auch sie den Neuen Markt erreicht, reihen sich in das Halbrund vor der Kirche. Der alte Graf deutet mit

sparsamster Geste auf den nahenden Sarg, sagt halblaut, seine trüben Betrachtungen abschließend:

„Sie sehen den Sonnenuntergang des Reiches. Die Nacht kommt, die Nacht!"

„Und dieser folgt ein neuer Tag," antwortet der Freiherr fest.

Khuendorff zuckt die Achseln.

„Vielleicht haben Sie recht. Es ist das Vorrecht der Jugend, an den neuen Tag zu glauben. Aber ich hätte ihn gern erlebt."

Der Obersthofmeister tritt vor, pocht mit dem Knauf seines Stabes dreimal an die Klosterpforte. Jenseits, in der Totenstille deutlich vernehmbar, eine dünne, zitternde Greisenstimme:

„Wer pocht?"

Getreu dem Hofzeremoniell antwortet der Obersthofmeister mit dem großen, und nach erfolgter Abweisung mit dem kleinen Titel. Doch auch auf diesen erfolgt die Erwiderung:

„Den kenne ich nicht."

Zum drittenmal das Klopfen des Stabes, zum drittenmal die Frage:

„Wer pocht?"

„Er sollte sagen," spricht der alte Graf so laut, daß sich die Nächststehenden nach ihm umwenden:

„Der letzte Kaiser!"



Inhalt

Geschichtliche Daten

Prinz Eugen von Savoyen geb. 18. Oktober 1663, gest. 21. April 1736; Kaiser Joseph I. geb. 26. Juli 1678, gest. 17. April 1711; Spanischer Erbfolgekrieg 1701—1714; Rebellion des Franz Rakoczy 1703—1711; Kaiser Leopold I. gest. 5. Mai 1705; Sendlinger Mordweihnacht (Rebellion in Bayern) 25. Dezember 1705; Schlacht von Ramillies 23. Mai 1706; Entsatz von Turin 7. September 1706; Schlacht bei Oudenaarde 11. Juli 1708; Einnahme von Lille Oktober 1708; Schlacht bei Malplaquet 11. September 1709; Verzichtfriede von Rastatt 3. März 1714.

Quellen der Bilder

Historia-Photo, Berlin, 3 Aufnahmen
Sammlung Handke, Berlin, 2 Aufnahmen



WERKE VON MIRKO JELUSICH

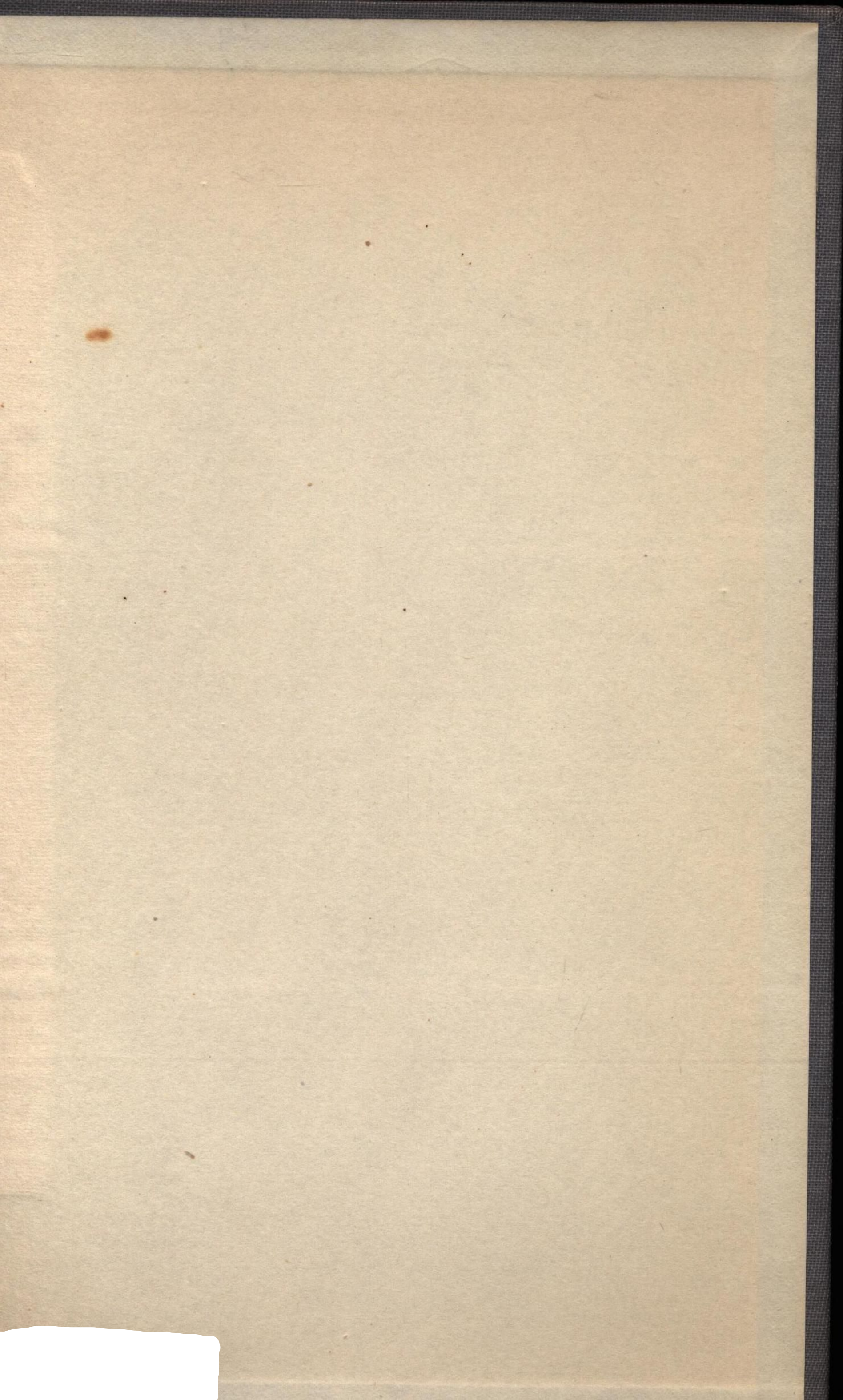
Caesar
Don Juan
Cromwell
Hannibal
Der Löwe
Der Ritter
Der Soldat
Romane

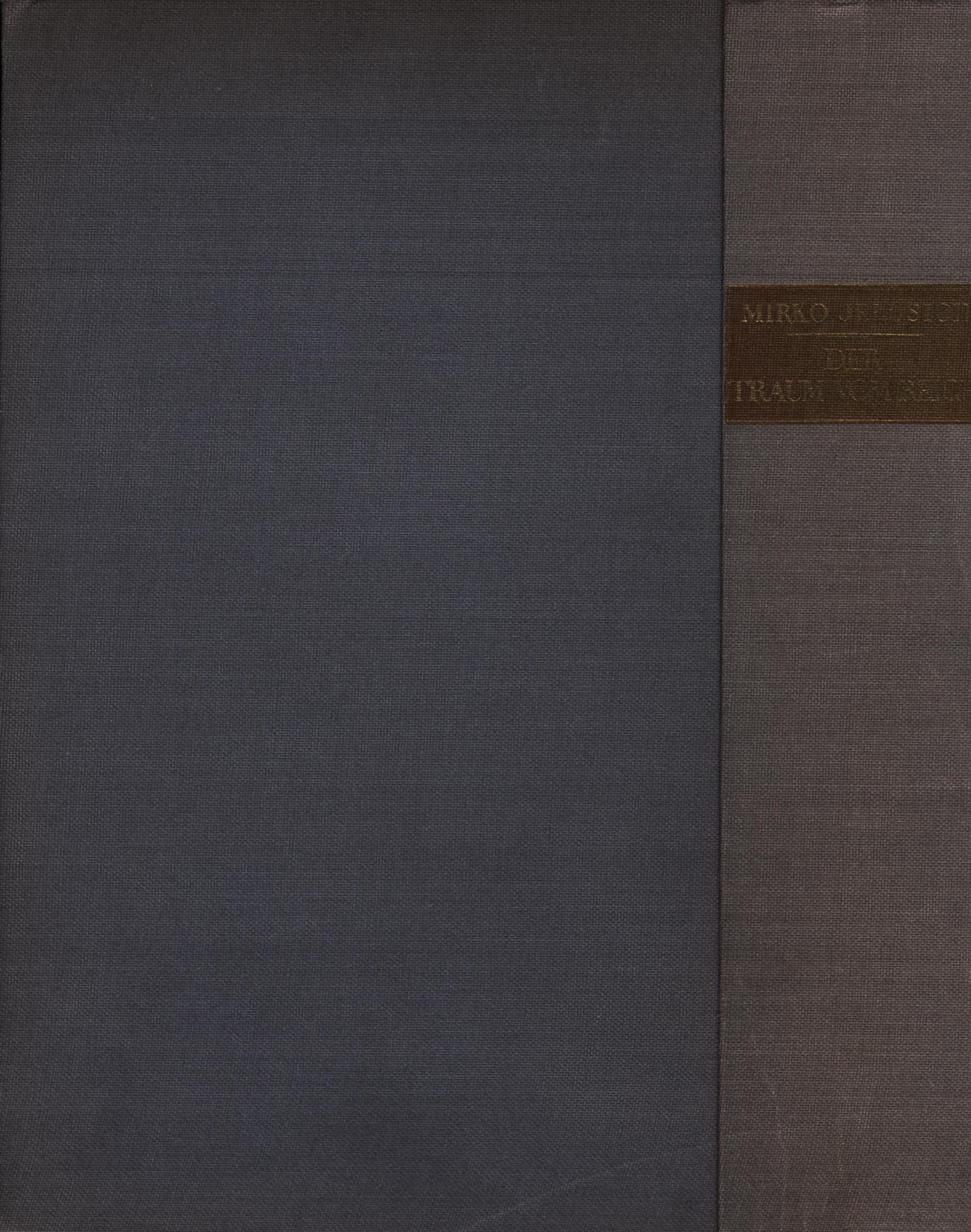
Cromwell
Drama

Geschichten aus dem Wiener Wald
Anekdoten-Sammlung
im Verlag F. Speidel, Wien

Streit um Agnes
in Reclams Universal-Bibliothek, Leipzig






MIRKO
DER